

# Mitteilungen

des

Oberösterreichischen Landesarchivs

23. Band



Linz 2013

Herausgegeben vom Oberösterreichischen Landesarchiv in Linz  
Schriftleitung: Gerhart Marckhgott  
A-4020 Linz, Anzengruberstraße 19

Alle Rechte vorbehalten

Die Beiträge dieses Bandes entstanden aus Vorträgen eines Symposiums „Unser 20. Jahrhundert“, das die Oö. Landesmuseen gemeinsam mit dem Oö. Landesarchiv, der Direktion Kultur / Institut für Kunst und Volkskultur und dem Adalbert-Stifter-Institut anlässlich der Eröffnung der Sammlungspräsentation „Das 20. Jahrhundert in Oberösterreich; Kulturgeschichte und Kunst“ am 30. September / 1. Oktober 2011veranstalteten.



ISBN 978-3-902801-12-8

Herstellung: Trauner Druck, GmbH & Co KG, Linz

## INHALT

Ernst Burgstaller. Pionier und <i>Workaholic</i> . Der Mensch hinter dem Doyen der oberösterreichischen Volkskunde von Roger M. A l l m a n s b e r g e r .....	5
Die Vereinnahmung des Brauchtums durch den Nationalsozialismus von Gerhard G a i g g .....	39
Kindererziehung und Jugendkultur 1940 – 1960 unter besonderer Berücksichtigung der Biographie von Othmar Zechyr von Gernot H e i s s .....	49
Kunst im Überblick? Zur kuratorischen Konzeption der Sammlungspräsentation zur bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts in Oberösterreich von Martin H o c h l e i t n e r – Gabriele S p i n d l e r .....	69
Kontinuitäten und Brüche in der bildenden Kunst Oberösterreichs vor dem Hintergrund des Nationalsozialismus von Birgit K i r c h m a y r .....	93
Heimatdichtung in Oberösterreich – eine Sichtung von Arnold K l a f f e n b ö c k .....	109
Heimatsforschung von Siegfried K r i s t ö f l .....	145
„Dokumentation“ im digitalen Zeitalter von Gerhart M a r c k h g o t t .....	173
Vom Wandel der Volksmusikanschauung(en) im 20. Jahrhundert von Klaus P e t e r m a y r .....	187
Erinnern und Gedenken in Oberösterreich. Eine historische Skizze der Erinnerungskultur für die Opfer des Nationalsozialismus von Florian S c h w a n n i n g e r .....	199
Verzeichnis der MitarbeiterInnen .....	306





Roger M. Allmannsberger

ERNST BURGSTALLER –  
PIONIER UND WORKAHOLIC  
Der Mensch hinter dem Doyen  
der oberösterreichischen Volkskunde

Ende 2010 beauftragte mich das Oberösterreichische Landesarchiv, einen Artikel über Ernst Burgstaller, den Doyen der oberösterreichischen Volkskunde, zu verfassen. Bis dato war mir mit Ausnahme seines Namens der Mensch dahinter unbekannt. Ich wusste weder, wie er aussah noch Näheres über sein Leben. Einzig ein paar seiner Artikel waren mir bekannt, die ich mit großem Interesse gelesen hatte. Dass uns neben der Beschäftigung mit ähnlichen Themen ebenfalls unsere Heimat verband, vermutete ich zwar mehrmals aufgrund der Häufigkeit des Familiennamens Burgstaller im Innviertel, wusste allerdings nichts Genaueres. Es war daher eine interessante Aufgabe, mich intensiver mit dem Menschen Ernst Burgstaller zu befassen.

Während sich vergangene Artikel meist mit dem wissenschaftlichen Werk Ernst Burgstallers beschäftigten, werde ich im Folgenden versuchen, im Sinne der Historischen Anthropologie<sup>1</sup>, den Menschen hinter dem Forscher sichtbar zu machen. Ein Unterfangen, das sich als schwerer herausstellen sollte, als ich meinte. Zwar befindet sich im Bestand des Oberösterreichischen Landesarchivs dessen Nachlass, allerdings besteht dieser unglücklicherweise größtenteils aus beruflicher Korrespondenz. Trotzdem fanden sich einige Passagen, welche Rückschlüsse auf seine Person ermöglichten. Weitere wichtige Quellen befanden sich beim Amt der oberösterreichischen Landesregierung und in den Universitätsarchiven von Heidelberg und Graz.

---

<sup>1</sup> Vgl. Achim Landwehr – Stefanie Stockhorst, Einführung in die Europäische Kulturgeschichte (Paderborn 2004) 96-97

## Ein Kind des Innviertels – Zur Biografie Ernst Burgstallers

Am 29. Mai 1906 erblickte Ernst Burgstaller in Ried im Innkreis das Licht der Welt. Er war das fünfte Kind des Lehrerehepaars Johann und Theresia Burgstaller.<sup>2</sup> Unter deren liebevoller Obsorge und im soziokulturellen Umfeld dieser Kleinstadt erwachte sein Interesse an Kultur, Geschichte und Tradition seiner Heimat, mit der er zeit seines Lebens geistig und emotional eng verbunden blieb. Schon Dr. Siegfried Lehmann wies in seiner Laudatio zum 70. Geburtstag Ernst Burgstallers mit folgenden Worten darauf hin: *„Zweierlei hat in Ihrer Jugend auf Sie gewirkt: Es ist zuallererst die geschichtsträchtige Umwelt Ihrer Heimat, die des schönen Innviertels – mehr noch: Es ist das nie vergessene Bewußtsein, daß Sie aus einem alten, wohl-gesehenen, stolzen, freien Bauerngeschlecht stammen!“*<sup>3</sup> Dieser Verbundenheit entsprangen Arbeiten zur *„Wiederbelebung eines alten Volksbrauches. Nikolausumzug in Ried i. I.“*<sup>4</sup> oder dem *„Innviertler Brauchtum in der Erntezeit“*<sup>5</sup>. Sein Lebenswerk ist durchdrungen von Bezügen zum Ort seiner Herkunft. Im Innviertler Heimatblatt schrieb er z. B. am 29. August 1941 sehr poetisch: *„Niemand wird der Wanderer die Schönheit des Augenblicks vergessen, da er, vom ‚Landl‘ langsam die Höhen des Hausrucks oder Sauwaldes emporsteigend, plötzlich vor sich die Weiten des welligen Innviertler Landes vor sich liegen sah, ‚wie a Bildl‘ voll Farbenkraft und Sonnenduft oder, wenn dunkle Wolken darüberhin ihre langen Schatten warfen, wie ein Land voll ernsten Schicksals und uralter Ueberlieferung.“*<sup>6</sup> Noch lokalpatriotischer klingen seine Worte vom 1. Oktober 1943: *„Kein schöneres Land Europas wüßte ich anzugeben, als unser Innviertel, von dessen Anmut und Erntereichtum Franz Stelzhamer sagte, daß es ‚voll Frucht und Bloamat‘ läg, wie es sich uns denn auch in keinem gnadenvolleren, mütterlicheren Bilde bietet, als in der Zeit von der Kornblüte bis zum Schnitt.“*<sup>7</sup> Wie in diesen Exempeln zeigen sich in seinen wissenschaftlichen Texten immer wieder

---

<sup>2</sup> Vgl. In memoriam Ernst Burgstaller. Bio- und Bibliographie. Als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag zusammengestellt von ehemaligen Hörerinnen und Hörern redigiert von Dr. Josefa Burgstaller. Hg. v. Hermann Eiselen (Linz 2001) 4

<sup>3</sup> Kurt Holter – Siegfried Lehmann, Univ.-Prof. Ernst Burgstaller 70 Jahre. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 121 (1976) 24

<sup>4</sup> Ernst Burgstaller, Wiederbelebung eines alten Volksbrauches. Nikolausumzug in Ried i. I. In: Innviertler Heimatblatt 50 (1940)

<sup>5</sup> Ernst Burgstaller, Innviertler Brauchtum in der Erntezeit. In: Innviertler Heimatblatt 39 (1943)

<sup>6</sup> Ernst Burgstaller, Der schöne Innviertler Bauernhof. Ein großes Erbe, das es zu bewahren gilt. In: Innviertler Heimatblatt 35 (1941)

<sup>7</sup> Ernst Burgstaller, Innviertler Brauchtum in der Erntezeit. In: Innviertler Heimatblatt 39 (1943)

literarische Ambitionen. Eine Praxis, welche gegenwärtig verpönt ist, damals allerdings dem Zeitgeist entsprach. Sie erlaubt uns, etwas hinter die Fassade des Wissenschaftlers zu blicken. Einflüsse der „Innviertler Künstlergilde“, der er seit dem Ersten Weltkrieg angehörte und deren Gildenmeister und Ehrenmitglied er später war, sind unlegbar.<sup>8</sup>

Wie seine Freunde Freiherr von Hammerstein und Richard Billinger inspirierten heimische Sagenwelt und Figuren des Brauchtums schon sehr früh seine Fantasie. Immer wieder fliegen „*goidanös Hei(ng)s(t)l*“ und „*Wilde Jagd*“ durch seine Texte, jagen „*Nigl*“ durch seine Zeilen und stapfen „*zwiebärtiger Thomerl*“ und „*Frau Beri*“ durch den Schnee weißer Papierseiten. Die Neugier einmal angeregt, war der Schritt nun nicht mehr weit zu regem wissenschaftlichen Interesse, das bereits zu Schulzeiten erwachte. An der Volksschule und dem Staatsgymnasium in Ried i. I. fand er zwischen 1912 und 1925 Mentoren, die seinen Wissensdurst früh erkannten und förderten. Noch 1976 dankte er in einer Ansprache seinem ehemaligen Deutsch-Professor Dr. Anton Ritter von Avanzini.<sup>9</sup> Dieser begeisterte ihn gleichermaßen für „germanische“ Altertums- und Volkskunde. Er war es, der ihn „*mit dem künstlerisch wie wissenschaftlich gleichbegabten, heute aber leider beinahe vergessenen Hugo von Preen auf Osternberg und mit dem als Moosforscher berühmt gewordenen Innsbrucker Professor Dr. Gams bekannt gemacht hat*“, die ihm schon in seiner Mittelschulzeit erlaubten, „*sie ab und zu bei ihren Ausgrabungen und Bodenproben im oberen Innviertel zu begleiten*“.<sup>10</sup>

Über seine Jugendjahre erfährt man relativ wenig. Sowohl die Literatur als auch sein Nachlass hüllen einen Mantel des Schweigens um dieselbe. In einem Brief vom 2. Februar 1978 erinnerte sich Burgstaller allerdings an seine Zeit bei den „Wandervögeln“: „*Damals ging es um tiefgreifende Auseinandersetzungen zw. uns Wandervögeln und dem sogen. Freideutschen Bund, die von dieser Gruppe in auffallend häßlich-politischer Weise geführt wurden.*“<sup>11</sup> Indem der Österreichische Wandervogel (ÖWV) dem bourgeois Denkens der Monarchie ablehnend gegenüberstand und politisch deutschnational orientiert war,<sup>12</sup> dürfte er gleichsam dessen soziopolitische

---

<sup>8</sup> In memoriam Ernst Burgstaller. Bio- und Bibliographie. Als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag zusammengestellt von ehemaligen Hörerinnen und Hörern redigiert von Dr. Josefa Burgstaller. Hg. v. Hermann Eiselen (Linz 2001) 8

<sup>9</sup> Kurt Holter – Siegfried Lehmann, Univ.-Prof. Ernst Burgstaller 70 Jahre. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 121 (1976) 25

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 88: Brief Burgstaller an Richthofen (2.1.1978)

<sup>12</sup> Andreas Gärtner, Der Österreichische Wandervogel. Geschichte (bis 1918) und Charakterisierung unter Berücksichtigung der Entwicklung im Deutschen Reich und jener der Ortsgruppe Salzburg (Dipl.arbeit Univ. Salzburg 1995) 110 ff. Vgl. Gerhard Ziemer – Hans Wolf, Wandervogel und freideutsche Jugend (Bad Godesberg 1961). Vgl. Mit uns zieht die neue

Überzeugung geteilt haben. Es verwundert daher eine Passage aus einem Brief an Franz Haller aus Meran von 1979, in welchem er sich als Monarchist „outet“: „*Deine Ansichten über das alte Österreich teile ich hundertprozentig. Das tun aber auch alle Einsichtigen in den Nachfolgestaaten, wie ich von meinen Kollegen in den div. Oststaaten weiß. Noch im Jahre 1918 wäre die Sache zu retten gewesen, wenn Kaiser Karl (und seine uneinsichtige Umgebung) den Anboten von Dr. Renner, dem nachmaligen Staatspräsidenten, gefolgt wäre. Wir wollen hoffen, daß der junge Otto v. Habsburg einsichtiger geworden ist und aus den Fehlern seines Vaters gelernt hat.*“<sup>13</sup>

Unter der Ägide von Dr. Anton Ritter von Avanzini absolvierte er am 23. Juni 1925 die Reifeprüfung am Bundesgymnasium Ried im Innkreis. Thema seiner dafür notwendigen Hausarbeit war „*Dr. Faust auf meinem Handpuppentheater*“.<sup>14</sup> Im Herbst 1925 begann er sein Studium an der Universität Wien.

Schon sein Abschlusszeugnis wies den Weg zur Wahl der Studienfächer. Während er in Mathematik, Altgriechisch und Philosophie mit einem „Genügend“ knapp das Maturaniveau erreichte, glänzte er in den Fächern Geschichte, Geografie, Musik und Volkswirtschaft mit einem „Sehr Gut“.<sup>15</sup> An der Universität wählte Burgstaller ein Fächerbündel, welches der „Vielschichtigkeit seiner Interessensgebiete“ entsprach:<sup>16</sup> Germanistik, (Kunst)geschichte, Vorgeschichte, Volkskunde, Völkerkunde (heute Ethnologie), Geografie und Museumswissenschaften. Zu seinen Lehrenden an der Universität Wien zählten die Historiker Wilhelm Bauer, Alphons Dopsch und Heinrich Ritter von Srbik sowie der Dialektforscher Anton Pfalz, der Altgermanist Rudolf Much, der Prähistoriker Oswald Menghin und der Volkskundler Arthur Haberland.<sup>17</sup> Des Weiteren belegte er Kurse bei Castle, Kluckhohn, Kralik, Redlich, Brückner, Koppers und Schlosser.<sup>18</sup> Auf einige dieser „geistigen Väter“ wird weiter unten noch näher eingegangen. Nach fünf Studienjahren promovierte Ernst Burgstaller 1930 zum Doktor der Philosophie. Seine Dissertation verfasste er zum Thema „*Richard Billingers expressionisti-*

Zeit. Der Wandervogel in der deutschen Jugendbewegung. Hg. v. Ulrich Hermann (München 2006)

<sup>13</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 88: Brief Burgstaller an Haller (31.7.1979)

<sup>14</sup> Amt der öö. Landesregierung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller (23.6.1925), Abschluss- und Reifezeugnis

<sup>15</sup> Amt der öö. Landesregierung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller (23.6.1925), Abschluss- und Reifezeugnis

<sup>16</sup> Aldemar Schiffkorn – Dietmar Assmann, Hofrat Hochschulprofessor Dr. Ernst Burgstaller, 65 Jahre. In: Oberösterreichische Heimatblätter 26 (1972) H. 1/2, 60

<sup>17</sup> Kurt Holter – Siegfried Lehmann, Univ.-Prof. Ernst Burgstaller 70 Jahre. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 121 (1976) 25

<sup>18</sup> Vgl. In memoriam Ernst Burgstaller. Bio- und Bibliographie. Als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag zusammengestellt von ehemaligen Hörerinnen und Hörern redigiert von Dr. Josefa Burgstaller. Hg. v. Hermann Eiselen (Linz 2001) 4

sche *Sprachkunst*“.<sup>19</sup> Erneut zeigt sich in dieser Arbeit seine geistige Verbindung mit dem Innviertel, die sich ebenfalls in seinem Engagement für den „Stelzhamerbund“ zwischen 1925 und 1936 widerspiegelt.<sup>20</sup>

Während seines Studiums war Ernst Burgstaller Mitglied der *Sozialdemokratischen Arbeiter Partei (SDAP)*.<sup>21</sup> Ob dieser Beitritt aus politischer Überzeugung geschah, muss dahingestellt bleiben, weil die Gründe dafür nicht zu eruieren waren.

1931 trat Burgstaller in die Fußstapfen seiner als Pädagogen tätigen Eltern. Nachdem er die Lehramtsprüfung für die Fächer Deutsch, Geschichte und Geografie an Mittelschulen abgelegt hatte, begann er am Bundesrealgymnasium in Ried i. I. zu unterrichten.<sup>22</sup> Er bemühte sich dabei, den Lehrstoff in ein heimatliches Beet einzupflanzen: „*Während meiner eigenen Lehrtätigkeit an Mittelschulen habe ich mich bemüht, den Schülern den Weg zum Verständnis des Mittelhochdeutschen (sic!) von der Mundart her zu eröffnen.*“<sup>23</sup> Nach nur einem Jahr wechselte er 1932 an die städtischen Mädchenmittelschulen bzw. die Staatsgewerbeschule nach Linz, wo er bis 1938 tätig war.<sup>24</sup> Parallel dazu ernannte man ihn 1936 zum Sekretär der Landesstelle Oberösterreich für den „Atlas für deutsche Volkskunde“ (ADV).<sup>25</sup> In dieser Eigenschaft machte er sich erstmals mit dem von ihm später so erfolgreich ausgebauten kartographischen Verfahren vertraut.<sup>26</sup>

Während der Zeit des österreichischen „Ständestaates“ bzw. des „Austrofaschismus“ trat er der Vaterländischen Front (VF) bei.<sup>27</sup> Indem er im öffentlichen Dienst stand, war für ihn eine Mitgliedschaft verpflichtend.<sup>28</sup> Für Ernst Burgstaller dürfte dies ein nicht allzu leichter Schritt gewesen sein, erfährt man doch aus seiner Korrespondenz, dass er „*nicht gerade ein ambi-*

---

<sup>19</sup> Amt der öö. Landesregierung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller, Lebenslauf

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Amt der öö. Landesregierung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller; Franz Mandl, Das Erbe der Ahnen. Ernst Burgstaller / Herman Wirth und die österreichische Felsbildforschung. In: Mitteilung der ANISA 19/20 (1999) H. 1/2, 41-67

<sup>22</sup> Aldemar Schiffkorn – Dietmar Assmann, Hofrat Hochschulprofessor Dr. Ernst Burgstaller, 65 Jahre. In: Oberösterreichische Heimatblätter 26 (1972) H. 1/2, 60

<sup>23</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 85 (1964)

<sup>24</sup> Amt der öö. Landesregierung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller, Lebenslauf

<sup>25</sup> Aldemar Schiffkorn – Dietmar Assmann, Hofrat Hochschulprofessor Dr. Ernst Burgstaller, 65 Jahre. In: Oberösterreichische Heimatblätter 26 (1972) H. 1/2, 60

<sup>26</sup> Vgl. In memoriam Ernst Burgstaller. Bio- und Bibliographie. Als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag zusammengestellt von ehemaligen Hörerinnen und Hörern redigiert von Dr. Josefa Burgstaller. Hg. v. Hermann Eiselen (Linz 2001) 7

<sup>27</sup> Amt der öö. Landesregierung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller; Franz Mandl, Das Erbe der Ahnen. Ernst Burgstaller / Herman Wirth und die österreichische Felsbildforschung. In: Mitteilung der ANISA 19/20 (1999) H. 1/2, 41-67

<sup>28</sup> Vgl. I. Bärnthaler, Die Vaterländische Front. Geschichte und Organisation (Wien 1971)

tionierter Freund der Kirche“ war – weil er „als Historiker und Nachkomme eines Bauernkriegskämpfers (...) zuviel über sie mitbekommen“ hatte.<sup>29</sup>

Zur Zeit der NS-Herrschaft findet man Ernst Burgstaller ab 11. September 1938 als Mitglied des Nationalsozialistischen Lehrerbundes (NSLB).<sup>30</sup> Innerhalb eines Jahres kletterte er die Karriereleiter vom Studienreferendar zum Studienassessor (20. April 1939) und Studienrat (25. September 1939) an der Oberschule für Jungen in Ried i. I. empor.<sup>31</sup> Entstanden aus dem ehemaligen Gymnasium hatte diese „Schule (...) im Dienste der deutschen Nationalerziehung zu stehen! Ihr Ziel war (sic!) die Formung des nationalsozialistischen Menschen mit seiner restlosen Hingabe an Volk und Führer“. Diese Erklärung stammt aus dem Artikel „Gymnasium Ried wird Oberschule für Jungen“ im Innviertler Heimatblatt vom 7. Juli 1939,<sup>32</sup> dem „parteiamtlichen (sic!) Blatt der NSDAP“. Ernst Burgstaller publizierte darin während des Zweiten Weltkriegs rund ein Dutzend Artikel, in welchen er volkskundliche Themen behandelte. Was frühere Biografien ausblendeten, wird durch seine Mitarbeit am Innviertler Heimatblatt deutlich: Burgstallers Mitgliedschaft in der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP). Erst eine Recherche in den Registrierungsakten des Oberösterreichischen Landesarchivs brachte Gewissheit: Als Karrierist und Angestellter im Öffentlichen Dienst war er als logische Konsequenz am 15. Juni 1940 der NSDAP beigetreten, welcher er bis 1945 angehörte.<sup>33</sup> Ob sein Beitritt ebenfalls aus Überzeugung geschah, ist unbekannt. Jedenfalls dürfte sein Beitritt nicht unwesentlich zu seiner Beförderung zum Oberstudienrat 1941 beigetragen haben. Der Objektivität entzieht sich die von Mandl aufgebrachte diskutable Hypothese, ob „sich Burgstaller wie viele andere seiner Kollegen vor der Wehrmacht und dem Kampf an den Fronten (...) drückte“. <sup>34</sup> Nach eigenen Angaben teilte man ihn laut Musterungsbefund der „Ersatzreserve I“ zu. Für nicht voll wehrfähige Männer war es möglich, einen Ersatzwehr-

---

<sup>29</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 88 (14.11.1977)

<sup>30</sup> Vgl. Franz Mandl, Das Erbe der Ahnen. Ernst Burgstaller / Herman Wirth und die österreichische Felsbildforschung. In: Mitteilung der ANISA 19/20 (1999) H. 1/2, 41-67

<sup>31</sup> Amt der oö. Landesregierung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller, Lebenslauf

<sup>32</sup> Rudolf Wallisch, Gymnasium Ried wird Oberschule für Jungen. Die Schule im Dienste der Jugenderziehung. In: Innviertler Heimatblatt vom 7. Juli 1938

<sup>33</sup> OÖLA, Registrierung der Nationalsozialisten. Bezirk Ried. Registrierungsblätter und Nachregistrierungen. Ried A-Z, Sch. 74. Nach dieser Registrierung trat Ernst Burgstaller am 15. Juni 1940 mit der Mitgliedsnummer 764.550 der NSDAP bei und gehörte ihr bis 1945 an. Aufgrund des „zweiten Nationalsozialistengesetzes“ vom 17. Februar 1947 strich man am 19. Jänner 1948 diesen Eintrag. Vgl. Franz Mandl, Das Erbe der Ahnen. Ernst Burgstaller / Herman Wirth und die österreichische Felsbildforschung. In: Mitteilung der ANISA 19/20 (1999) H. 1/2, 41-67

<sup>34</sup> Franz Mandl, Das Erbe der Ahnen. Ernst Burgstaller / Herman Wirth und die österreichische Felsbildforschung. In: Mitteilung der ANISA 19/20 (1999) H. 1/2, 41-67

dienst bei den NSKK-Wachmannschaften zu leisten.<sup>35</sup> An der „Heimatfront“ war er Teil des Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps (NSKK), in welchem er den Dienstgrad eines Sturmmannes trug.<sup>36</sup>

Neben seiner Lehrtätigkeit habilitierte sich Burgstaller am 29. November 1944 bei Eugen Fehrle an der Universität Heidelberg aus dem Fachbereich der Volkskunde.<sup>37</sup> In einem Schreiben vom 30. November 1944 des Dekans der philosophischen Fakultät, Dr. Reinhard Herbig, an den Rektor der Universität heißt es zu Burgstallers Habilitation: „*Auf Grund der vorgelegten Habilitationsschrift ‚Über Umritte, Wilde Jagd und Zechenwesen in Oberösterreich‘ und der wissenschaftlichen Aussprache am 29.11.1944 habe ich unter einstimmiger Befürwortung durch die Fakultät an Dr. phil. Ernst Burgstaller die Würde eines Dr. phil. habil. verliehen. Das Diplom wurde am gleichen Tag ausgehändigt.*“<sup>38</sup> Widersprüchlich an der Angelegenheit ist, dass Burgstaller in einem Brief, datiert auf den 27. April 1969, davon spricht, „*ein 400 Seiten starkes Buch mit Untersuchung von insgesamt 64 (...) Burgen als Habilitationsschrift an der Univ. Heidelberg geschrieben*“ zu haben.<sup>39</sup> Unweigerlich stellt sich einem in diesem Zusammenhang die Frage, ob eventuell noch eine weitere – bisher unentdeckte – Habilitationsschrift Burgstallers existiert, die prähistorische Burgen abhandelt.

Die „Umbruchtage 1945“ erlebte Burgstaller in seiner Heimatstadt Ried i. I., wo er den späteren Justizminister Christian Broda kennenlernte. Mit diesem führte er „*wiederholte (sic!) Gespräche*“.<sup>40</sup> In jener Zeit traf er die Arztochter Josefa Pilgerstorfer. Gemeinsam traten sie am 18. November 1945 vor den Traualtar.<sup>41</sup> Die Ehe blieb kinderlos. Josefa sollte in den nächsten fünf Dekaden eine unentbehrliche Unterstützung für ihren Gatten wer-

<sup>35</sup> Vgl. Hans-Helmuth Krenzlin, Das NSKK. Wesen, Aufgaben und Aufbau des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps, dargestellt an einem Abriss seiner geschichtlichen Entwicklung (Berlin 1939); Dorothee Hochstetter, Motorisierung und Volksgemeinschaft. Das Nationalsozialistische Kraftfahrkorps (NSKK) 1931-1945 (Oldenbourg 2004)

<sup>36</sup> Amt der öö. Landesregierung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller, Formular zur Aufnahme in den Landesdienst

<sup>37</sup> Vgl. In memoriam Ernst Burgstaller. Bio- und Bibliographie. Als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag zusammengestellt von ehemaligen Hörerinnen und Hörern redigiert von Dr. Josefa Burgstaller. Hg. v. Hermann Eiselen (Linz 2001) 5

<sup>38</sup> Archiv der Universität Heidelberg, Personalakte Ernst Burgstaller, Signatur: UAH PA 348

<sup>39</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 88: Brief Burgstaller an Hoffmann (28.4.1969). Im Entwurf zu diesem Brief heißt es: „*ich habe bereits 1943, also 25 Jahre vor Ihnen, ein 400 Seiten starkes Buch als Habilitationsschrift darüber an der Univ. Heidelberg geschrieben!*“ In einem weiteren Brief OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 88: Brief Burgstaller an Lininger heißt es: „*daß ich meine Habilitationsschrift über derartige Bauwerke geschrieben und dabei 64 derartiger Objekte zu einer Zeit (1943) untersucht habe*“.

<sup>40</sup> Ebd., Sch. 83: Brief Burgstaller an Broda (20.12.1960)

<sup>41</sup> Vgl. In memoriam Ernst Burgstaller. Bio- und Bibliographie. Als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag zusammengestellt von ehemaligen Hörerinnen und Hörern redigiert von Dr. Josefa Burgstaller. Hg. v. Hermann Eiselen (Linz 2001) 5

den. Ohne sie, „*hätte Ernst Burgstaller (seine reiche wissenschaftliche Ernte) nie einbringen können*“. Sie stand ihm „*stets tapfer und unermüdlich zur Seite*“. „*Ihre tätige Mithilfe in allen Bereichen der Wissenschaft und des täglichen Lebens, ihr treuer Beistand gegenüber persönlichen wie sachlichen Anfeindungen ermöglichten erst dieses große, weitgespannte Forscherleben*“ – wie Prof. Dr. Herwigh Rieger nach dem Ableben Ernst Burgstallers bemerkte.<sup>42</sup>

In der Nachkriegszeit war Burgstaller erneut als Mittelschullehrer tätig, ehe er 1952 in den Landesdienst eintrat und stellvertretender Leiter des Instituts für Landeskunde von Oberösterreich wurde. Dessen Führung hatte er von 1966 bis zu seinem Übertritt in den dauernden Ruhestand 1972 inne. Seinem Engagement und seiner regen Vortragstätigkeit verdankte das Institut seinen guten Ruf, der weit über die Landesgrenzen hinaus erklang.<sup>43</sup> Zu Burgstallers Pensionierung schrieb der damalige Landeshauptmann Dr. Erwin Wenzl in seinem Dankschreiben: „*Im besonderen obliegt es mir, Ihre verdienstvolle Arbeit hervorzuheben, die Sie als Leiter des Instituts für Landeskunde erbracht haben. Die beachtlichen Leistungen des Instituts in den vergangenen Jahren, vor allem seine wissenschaftlich-publizistische Tätigkeit, waren weithin Ihren Bemühungen zu verdanken. Darüber hinaus haben Sie sich durch Ihre eigenen Forschungen mit Recht den Ruf eines bedeutenden Wissenschaftlers erworben.*“<sup>44</sup>

Obwohl er 1960 über sich selbst schrieb, dass er durch sein „*zunehmendes Alter (...) langsamer und umständlicher arbeite als früher*“<sup>45</sup>, habilitierte er sich 1964 noch im Alter von 58 Jahren bei Hanns Koren an der Universität Graz und erwarb die österreichische *venia legendi* (Lehrbefugnis an Universitäten). Dem Personalakt der Universität Graz ist der Titel seiner Habilitationsschrift, „*Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen. Ein volkskundlicher Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie*“<sup>46</sup> zu entnehmen.<sup>47</sup> Danach hielt er gut besuchte Vorlesungen aus den verschiedensten Sparten der Volkskunde.<sup>48</sup> An Dr. Arnott in Philadelphia schrieb er am 30. Jänner 1966: „*Ich habe mich 1964 nunmehr an einer österreichischen*

---

<sup>42</sup> Ebd. 7

<sup>43</sup> Aldemar Schiffkorn – Dietmar Assmann, Hofrat Hochschulprofessor Dr. Ernst Burgstaller, 65 Jahre. In: Oberösterreichische Heimatblätter 26 (1972) H. 1/2, 60-62

<sup>44</sup> Ernst Burgstaller – 90 Jahre. In: Oberösterreichische Heimatblätter 50 (1996) 113-114

<sup>45</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 83: Brief Burgstaller an Weyns (20.6.1960)

<sup>46</sup> Vgl. Ernst Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen. Ein volkskundlicher Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie (Linz 1957)

<sup>47</sup> Nach Einsicht des Personalaktes im Universitätsarchiv in Graz mitgeteilt von Sabine Krammer per E-Mail am 6. Juli 2011.

<sup>48</sup> In memoriam Ernst Burgstaller. Bio- und Bibliographie. Als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag zusammengestellt von ehemaligen Hörerinnen und Hörern redigiert von Dr. Josefa Burgstaller. Hg. v. Hermann Eiselen (Linz 2001) 4-8



*Universität habilitiert und bin seither auch an der Universität Graz als Ethnologe tätig. Es ist ein bißchen unbequem, weil ich ständig zwischen meinem Amtssitz in Linz (Institut für Landeskunde) und Graz eine sehr weite Strecke (6-7 Stunden Bahnfahrt) hin- und herfahren muß.*<sup>49</sup> Nach Gründung der Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften – heute Johannes Kepler Universität – in Linz ließ er sich 1968 umhabilitieren, worüber er „ganz zufrieden“ war. Er hatte dort zwar „viel weniger Hörer als in Graz“, diese jedoch waren „sehr interessiert und fleißig, keine Radau-Brüder, sondern echte Studenten.“<sup>50</sup> Mit den „Radau-Brüdern“ dürfte er die damalige Studentenbewegung der 68er gemeint haben. Zwei Jahre später, 1970, ernannte man ihn zum a. o. Professor an der Linzer Hochschule und Wirkl. Hofrat des Landes Oberösterreich<sup>51</sup>, worüber er sich sichtlich freute: „Man benützte meinen Aufenthalt in Bad Leonfelden zu diesem nachträglichen ‚Christkindl‘, das freilich, nachdem ich mich (sic!) 1944 zum ersten Mal in Heidelberg habilitiert hatte, sich auf seinem Weg mehr als Zeit gelassen hat. Aber – für die kriegerischen und pol. Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit war es ja auch wieder nicht zuständig!“<sup>52</sup>

Obwohl er 1972 in den Ruhestand eingetreten war, hielt er bis 1981 Vorlesungen über seine Hauptarbeitsgebiete. Zuletzt thematisierte er „*Sage und Märchen im Brauchtum*“ und erläuterte die Wechselbeziehung zwischen Vor- und Frühgeschichte und Brauchtum.<sup>53</sup>

Neben seiner hauptberuflichen Tätigkeit war Ernst Burgstaller an mehreren Instituten ehrenamtlich tätig. 1952 wählte man ihn beim „Internationalen Kongreß für Archäozivilisation“ in Paris zum Generalsekretär der „Commission Internationale de l’Atlas du Folklore Européen“, die er mitbegründet hatte. Von 1966 an war er mehrere Jahre Schriftleiter der „Oberösterreichischen Heimatblätter“ und Leiter des „Instituts für Landeskunde für Oberösterreich“. 1969 nahm man ihn als langjähriges Mitglied in den Vorstand des „Oberösterreichischen Musealvereins“ auf und 1974 in den Beirat der „Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte“ in Bonn.<sup>54</sup>

<sup>49</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 85: Brief Burgstaller an Arnott (30.1.1966)

<sup>50</sup> Ebd., Sch. 88: Brief Burgstaller an Pinon (17.3.1969)

<sup>51</sup> Kurt Holter – Siegfried Lehmann, Univ.-Prof. Ernst Burgstaller 70 Jahre. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 121 (1976) 21-24; Bundesministerium für Wissenschaft und Kunst, Zl. 106.083-1/70

<sup>52</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 88: Brief Burgstaller an einen namentlich nicht genannten Kollegen (19.4.1970)

<sup>53</sup> In memoriam Ernst Burgstaller. Bio- und Bibliographie. Als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag zusammengestellt von ehemaligen Hörerinnen und Hörern redigiert von Dr. Josefa Burgstaller. Hg. v. Hermann Eiselen, Linz 2001, 4-8

<sup>54</sup> Aldemar Schiffkorn – Dietmar Assmann, Hofrat Hochschulprofessor Dr. Ernst Burgstaller, 65 Jahre. In: Oberösterreichische Heimatblätter 26 (1972) H. 1/2, 60-62; Elisabeth Schiffkorn, Ernst Burgstaller – 80 Jahre. In: Oberösterreichische Heimatblätter 40 (1986) 180-181; Ernst Burgstaller – 90 Jahre. In: Oberösterreichische Heimatblätter 50 (1996) 113-114; Kurt

Ernst Burgstaller verstarb am 22. Jänner 2000 um 10.15 Uhr im 94. Lebensjahr an „*Stauungspneumonie*“<sup>55</sup>. Bereits 41 Jahre zuvor prophezeite sein Freund Max Währen: „*Ich weiss, es trifft bei Ihnen zu, dass Sie sich des Wertes Ihres Schaffens zu wenig bewusst sind. Aber Sie können mir glauben, dass ihre Pionierarbeit selbst dann noch bestehen bleibt, wenn wir uns einmal nicht (mehr) schreiben können und das letzte Brot gegessen haben.*“<sup>56</sup>

## Portrait eines Unbekannten

Je mehr Briefe ich von ihm oder an ihn las, umso kompletter wurde mein Bild. Ich lernte den nachdenklichen Ernst Burgstaller kennen, ebenso wie den verärgerten, gekränkten und humorvollen. Letzterer blickte oft schelmisch hinter Sätzen wie folgendem hervor: „*Ich erlaube mir, Ihnen in Beilage zu übergeben: a) die Rechnung für die Tagung in Tollet (z. d. ich allerdings mit Erstaunen feststelle, daß die Herren ihre Getränke und ihre Rauchwaren merkwürdigerweise nicht selbst bezahlt haben.*“<sup>57</sup>

Um einige Facetten reicher wird das Bild, wenn wir ihm in der Korrespondenz als Bauherren begegnen. Gestalt, Form und Aussehen eines Hauses verraten stets die Vorstellungen des Errichters. Im Frühling 1960 spielten Ernst und Josefa Burgstaller immer mehr mit dem Gedanken, sich in ihrem Linzer Garten ein „*größeres Wochenendhaus*“ zu errichten.<sup>58</sup> Bereits ein Jahr später war der Bau bereits in vollem Gange und bereitete ihnen „*allerhand Sorgen*“, wozu Ernst Burgstaller folgendes Sprichwort zitierte: „*Das Bauen ist eine schöne Lust, daß's so viel kost, hab ich nit g'wußt!*“ Nach eigenen Angaben hat er „*seinerzeit selbst am Aufbau der Mauern mitgearbeitet und dafür gesorgt, daß es gebaut wurde wie eine Festung*“.<sup>59</sup> Besondere Bedenken hatte er wegen der „*ununterbrochenen Lohnforderungen der verschiedensten Berufsgruppen*“, weswegen er fürchtete, dass sich „*das nicht ausgehen wird*“<sup>60</sup> oder sie „*den Bau einstellen müßten*“. Schließlich beschlossen seine Frau und er, die einzelnen Arbeiten nicht mehr über

---

Holter – Siegfried Lehmann, Univ.-Prof. Ernst Burgstaller 70 Jahre. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 121 (1976) 21-24; In memoriam Ernst Burgstaller. Bio- und Bibliographie. Als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag zusammengestellt von ehemaligen Hörerinnen und Hörern redigiert von Dr. Josefa Burgstaller. Hg. v. Hermann Eiselen (Linz 2001) 4-8

<sup>55</sup> Amt der öö. Landesregierung, Personalabteilung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller (22.1.2000), Totenbeschauschein, ausgestellt von Dr. Auberger in Leonding

<sup>56</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 84: Brief Währen an Burgstaller (16.7.1959)

<sup>57</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Gesellschaft für den Volkskundeatlas in Österreich (undatiert)

<sup>58</sup> Ebd., Sch. 83: Brief Burgstaller an Weyns (10.5.1960)

<sup>59</sup> Ebd., Sch. 88: Brief Burgstaller an Reinsius (9.12.1970)

<sup>60</sup> Ebd., Sch. 83: Brief Burgstaller an Währen (19.5.1961)

den Baumeister, sondern selbst zu vergeben, „*was eine Einsparung von rund 30 % bedeutet(e)*“<sup>61</sup>. Erneut tritt man einem anderen Ernst Burgstaller entgegen, dem sparsamen buchhalterischen, der sich ständig mit Kostenrechnungen jedmöglicher Fassung abmühte. Wir haben es also keineswegs mit einem weltfremden Wissenschaftler zu tun, sondern mit einem Mann, der mit beiden Füßen fest in der Realität stand.

Trotzdem dringt im Zusammenhang mit dem Hausbau immer wieder der Volkskundler durch. Das Setzen der Dachgleiche, so notiert er, sei „*für einen Privatmann (...) ein großer und feierlicher Tag, den man nicht so leicht vergisst*“<sup>62</sup>. Ein weiterer Einblick in seine Gedankenwelt offenbart sich in einem Brief, der die Schnitzereien auf einem Balken im Wohnzimmer seines Hauses im „Zaubertal“ behandelt. „*Als Verzierung*“ sah Burgstaller „*je ein volkskundliches Ziermotiv außen (Wirbelrad, neun Sonnen), die Anfangsbuchstaben der Besitzer, die Jahreszahl der Hausgründung und in der Mitte des Balkens (ein) Wappen*“ vor.<sup>63</sup> Neben den Initialen der Hausbesitzer und der Jahreszahl des Hausbaus erschien ihm äußerst wichtig, dass auf dem Balken sein Familienwappen prangte. Nicht zu vergessen sind „*Wirbelrad*“ und „*neun Sonnen*“. Diese Aussage zeigt uns klar einen traditionsbewussten, konservativen Menschen, für den die genannten Symbole nicht nur einen ästhetischen Wert hatten, sondern der sehr wohl deren Bedeutung kannte. Neun ist die „heilige“ Zahl der Germanen. Nicht nur erhängte sich Odin/Wodan neun Tage an der Weltesche Yggdrasil, um das Geheimnis der Runen zu erfahren,<sup>64</sup> sondern bestand laut der „Seherin Gesicht“ die Welt aus neun „Heimen“<sup>65</sup> usw. Die Bedeutung des „Wirbelrades“ bzw. der Swastika, des Hakenkreuzes usw. behandelte Ernst Burgstaller bereits 1941 in einem Artikel und bezeichnete sie als „*uralte Heilszeichen der frühesten Religionen*“, in denen er „*Fruchtbarkeitssinnbilder*“ sah.<sup>66</sup>

Immer wieder lässt er in den Briefen seinen Gedanken über das Zeitgeschehen freien Lauf. In einem Schreiben, durch welches er Politiker 1960 von der Sinnhaftigkeit überzeugen wollte, den Volkskundeatlas zu unterstützen, wies er auf den „*besonderen Wert des Atlases (...) auf dem Gebiet der planvollen Volksführung*“ hin. „*Bei der gegenwärtigen Situation unseres Staates, die uns in politischer Hinsicht zur strikten Neutralität gegenüber Ost und West verpflichtet*“, war es seiner Meinung nach nur eine Frage der

<sup>61</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Währen (1.8.1961)

<sup>62</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an einen unbekanntem Empfänger (20.6.1961)

<sup>63</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Kuschè (7.7.1961)

<sup>64</sup> Vgl. Gerhard J. Bellinger, *Knaurs Lexikon der Mythologie* (München 1999) 554

<sup>65</sup> Vgl. Die Edda. Götterdichtung, Spruchweisheit und Heldengesänge der Germanen. Übertragen von Felix Genzmer (München 1997) 32-43

<sup>66</sup> Ernst Burgstaller, *Der schöne Innviertler Bauernhof. Ein großes Erbe, das es zu bewahren gilt*. In: *Innviertler Heimatblatt* 35 (1941)

Zeit, bis zur „schrackenlosen kulturellen Beeinflussung von beiden Seiten her“. Gefördert mitunter „durch die Intelligenz, die sich bei all ihrem Wunsch nach möglicher Objektivität der Tragweite ihres Tuns mitunter nicht bewußt ist“, werde dies zur „seelischen und geistigen Entwurzelung breiter Volksschichten“ führen. Es sei daher „unsere Pflicht, gegen diese Erscheinungen einen kulturellen Damm zur Erhaltung unserer eigenständigen Volksart aufzubauen“. Nur durch eine „sinnvoll gelenkte Volkserziehung“ ließen sich „Kraftquellen“ erschließen, „die für die weitere Entwicklung der österreichischen Volkskultur mit großem Erfolg benützt werden können.“<sup>67</sup> Eindeutig entpuppt er sich hier als Kind seiner Zeit, das mit Oswald Spengler im Chor den „Untergang des Abendlandes“ besang.<sup>68</sup> In dieser pessimistischen Einstellung zum Zeitgeschehen blieb Burgstaller bis zu seinem Tod verhaftet. Trotzdem sah er diese „Modernität“ nur als eine Übergangsphase, weswegen er 1970 meinte, man müsse sich über „die Ablehnung des germanischen Überlieferungsgutes durch die Jetztzeit vor allem durch jene, die ‚sicher im Teutoburgerwald nicht dabei gewesen‘“ waren, nicht aufregen, weil „das Pendel (...) bald wieder nach der anderen Seite ausschlagen“ würde. „Nach jedem großen Zusammenbruch, – und jeder war mit einer Überfremdungswelle verbunden! – hat das Volk immer wieder zu seinen Ursprüngen zurückgefunden. Wir müssen nur warten können und inzwischen unser Material in aller Sachlichkeit publizieren. Und das tun wir unbekümmert um den Jahrmarkt ringsum.“<sup>69</sup> In seinem Weltbild zögerten diese Entwicklung einzig die „Links-Katholen“ und die „radikale Linke“ hinaus. Besondere Sorgen bereitete ihm 1977 die „Terrorentwicklung“. Den sozialistischen Bundeskanzler Bruno Kreisky allerdings lobte er aufgrund seiner „sehr konsequenten Haltung“ gegenüber der Kommunistischen Partei und in der „Frage der Kärntner Slowenen“: „Heutzutage ist es beinahe so hier, dass (sich) die SP (...) zur nationalen Partei entwickelt hat, während unsere ‚Freiheitlichen‘ und zahlreiche Christliche eine beschämend weiche Haltung einnehmen.“<sup>70</sup>

---

<sup>67</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 90: Brief Burgstaller an einen namentlich nicht genannten Politiker (undatiert)

<sup>68</sup> Vgl. Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte* (München 1923)

<sup>69</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 88: Brief Burgstaller an Lindner (23.8.1970)

<sup>70</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Richthofen (14.11.1977)

## Krankenakte eines *workaholics*

Quer durch Burgstallers Korrespondenz fällt auf, dass er sich beinahe sprichwörtlich zu Tode schuftete. Wenngleich es damals diese Worte im Deutschen noch nicht gab, würde man ihn heute wohl als *workaholic* bezeichnen und ihm temporäres *burn-out* attestieren. Psychische und physische Krankheiten beeinflussten sich wechselwirkend. Wie ärztliche Aufzeichnungen zeigen, erkrankte er allein zwischen 1945 und 1950 sechsmal an Gelbsucht. Nachdem diese abgeflaut war, attestierte ihm 1951 die Medizin Verdacht auf Prostatakrebs, worauf er sich einer schmerzhaften Operation unterziehen musste.<sup>71</sup> Kurz nachdem er 1953 in den wissenschaftlichen Dienst des Landes Oberösterreich trat – damals war er 47 Jahre alt – begannen sich bei ihm erneut Krankheitssymptome abzuzeichnen, die sich in den folgenden Jahren zunehmend verstärkten. Nicht selten findet man in seinen Briefen Phrasen wie „*Hoffentlich haben wir nach diesen strengen Tagen aber doch bald einen dauernden schönen Frühling, der wieder ein bißchen repariert, was sein Vorgänger angestellt hat! (...) Gott sei Dank geht es auch bei uns gesundheitlich wieder aufwärts.*“<sup>72</sup> Obwohl er nicht dezidiert auf eine bestimmte Krankheit verweist, drängt sich einem der Verdacht auf, zwischen den Zeilen einen Zustand der Erschöpfung wahrzunehmen. Im Frühling 1956 zeichneten sich erste Symptome einer sich anbahnenden Herz- und Kreislaufstörung ab, wenn er davon spricht, dass es seiner Frau und ihm zwar „*heuer ganz passabel*“ gehe, sie sich allerdings „*keine großen Sprünge leisten*“ dürften, „*weil sich bei leichten Überanstrengungen (sic!) durch Wandern oder Fahren oder bei geringen Diätfehlern gleich wieder Nachwirkungen einstellen, die recht unerfreulich sein*“ könnten. Bei „*kluger, indifferenter Lebensweise*“ ginge „*aber alles ganz gut.*“<sup>73</sup> Was sich im Frühling anbahnte, sollte im Herbst desselben Jahres Realität werden: Aufgrund „*unangenehme(r) Herz- und Kreislaufstörungen (...) verurteilt(e)*“ ihn sein Arzt zum „*sofortigem Aufgeben jeglicher Arbeit und Urlaubsruhe*“. Er wäre aber nicht Ernst Burgstaller, wenn er nicht im selben Atemzug erwähnt hätte, schon wieder über den Korrekturen seines Buches über die österreichischen Gebäcke und Speisen zu sitzen.<sup>74</sup> Im Zusammenhang mit seinem kränklichen Gesundheitszustand bedauerte er besonders, weder Kaffee, Alkohol noch Fett zu sich nehmen zu dürfen. Sein Arzt riet ihm des Weiteren

---

<sup>71</sup> Amt der oö. Landesregierung, Personalabteilung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller (11.2.1999), (Fach)-Ärztliches Sachverständigengutachten als Vorschlag für die Beurteilung der Pflegebedürftigkeit nach dem oö. PGG

<sup>72</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 84: Brief Burgstaller an Gugitz (1.3.1956)

<sup>73</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Gugitz (26.5.1956)

<sup>74</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Jakobeit (9.11.1956)

Ruhe, keinen Ärger und Landleben, worauf Burgstaller in einem Brief nur lapidar bemerkte: *„wenn man sich's leisten kann!“*<sup>75</sup> Gewillt den medizinischen Ratschlägen Folge zu leisten, peitschte ihn doch immer wieder sein Ehrgeiz und sein Schaffenswille an, was stetig auf Kosten seiner Gesundheit ging. Zum Jahreswechsel 1957/58 stellte sich daher zusätzlich ein *„schmerzhafter Leberanfall“* ein, worauf die Medizin Leberzellenschaden diagnostizierte. Erneut sollte er *„strengste Diät“* halten und sich vor Erkältungen schützen. Allmählich setzte sich die Vernunft durch: *„Ich fürchte mich nun vor Gasthauskost und längeren Zugfahrten oder Übernachtungen im Hotel. Es ist keinem von uns gedient, wenn ich rückfällig werde und dann auf längere Zeit mit Schmerzen im Bett bleiben muß.“*<sup>76</sup>

Sein Gesundheitszustand verbesserte sich im folgenden Jahr nicht wesentlich, vor allem weil sich zur physischen Angeschlagenheit bald psychische Belastungen gesellten. Ursache dafür waren die internen Streitigkeiten rund um die Erstellung des österreichischen Volkskundeatlases, zu denen ein Kollege Burgstallers in einem Brief bemerkte: *„Es ist wirklich eigenartig, daß kaum ein großes Werk durchgeführt werden kann, ohne daß nicht Mißgunst, Neid und Gehässigkeit, verursacht durch kleinlich persönliche Beweggründe, es gefährden.“*<sup>77</sup> Gegenwärtig würde man die Situation damals unter dem Modebegriff des „Mobbing“ zusammenfassen. Aber Burgstaller wusste sich zu wehren: *„Bei der Sitzung kam es zwischen W(...) und mir noch zu einer sehr erregten Debatte.“*<sup>78</sup> Zunächst waren die Weichen allerdings auf Konfrontation gestellt, vor allem weil es sich bei einem der Betreffenden um einen bis dato sehr guten Freund Burgstallers handelte, der sich ihm gegenüber *„permanent in so häßlicher Weise“* betätigte.<sup>79</sup> Mitunter verfiel Burgstaller in seinen Briefen nun in kriegerische Rhetorik: Seine Kontrahenten hätten *„in ihrem Kampf gegen Linz gesiegt“*, weil *„der Kampf (...) leider mit recht unerfreulichen Mitteln geführt“* wurde.<sup>80</sup> In seiner Ehre gekränkt und hinterhältigen Verrat witternd hielt er fest: *„In der Angelegenheit des Volkskundeatlases scheint sich jetzt eine Art Götterdämmerung abzuzeichnen, da die unter Vorsitz von Herrn Prof. M(...) in Wien abgehaltene Besprechung das Vorgehen H(...)s gegen mich eindeutig verurteilt hat. Herr Prof. W(...) hat sich diesem Entscheid durch seine Unterschrift auf das betr. Protokoll angeschlossen. Die menschlichen Beziehungen lassen sich durch einen solchen Schritt natürlich nicht wieder in der alten Form herstellen.“*

---

<sup>75</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Jakobeit (24.5.1957)

<sup>76</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Haberlandt (25.1.1958)

<sup>77</sup> Ebd., Sch. 83: Brief Freh an Burgstaller (11.5.1960)

<sup>78</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Kretzenbacher (4.3.1961)

<sup>79</sup> Ebd.

<sup>80</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Schmidt (7.3.1961)

*Mit Herrn Prof. H(...) lehne ich seit seinem ganz unglaublichen ‚vertraulichen‘ Denuntiationsbrief an meinen Chef, den Herrn Landeshauptmann, vom 6. 12. 1958 jeden Verkehr ab. Der Brief wäre, wenn der Landeshauptmann über mich nicht aus persönlicher Kenntnis so gut unterrichtet gewesen wäre, geeignet gewesen, meine Berufsehre und -existenz völlig zu ruinieren. (...) Leider hat sich Herr Prof. W(...) in eindeutiger und mir gegenüber äußerst unfreundlicher Weise dem Vorgehen H(...)s angeschlossen, sodaß unsere ehemalige Freundschaft restlos der Vergangenheit angehört.“<sup>81</sup> Schon allein aus dieser kurzen Passage lässt sich erahnen, unter welchem psychischen Druck Ernst Burgstaller damals stand. Es dürfte daher seiner Seele wohl getan haben, wenn ihm Freunde wie Friedrich Mößinger aus Odenwald beruhigende Worte schrieben und ihm Trost spendeten: „Erstaunt hat mich sehr die Gehässigkeit der Kollegen gegen Sie. Man muß doch allerlei in seinem Leben lernen und sogar in solchen Dingen dazulernen, von denen man es kaum für möglich und erst recht nicht für nötig hält. Gerade in Ihrem Fall ist doch jeder Tadel unnötig und unmöglich, wenn man das nun nach langer Arbeit erreichte (sic!) auch nur mit einer Spur Wohlwollen und mit Gerechtigkeit betrachtet. Und wenn dies noch von Kennern geschieht, die die Schwere einer Arbeit schätzen könnten, da weiß man nicht, was man sagen soll. Ich kann immer nur noch auf ‚Neid‘ tippen. Andere Gründe sehe ich nicht. Und dies sollte bei solch einer Sache doch völlig fehlen, zumal H(...) und W(...) ihre Verdienste haben und doch wohl auch heute noch Anerkennung dafür finden.“<sup>82</sup>*

Erst nachdem sich die „Atlas-Streitigkeiten“ wieder etwas gelegt hatten, schien sich der Gesundheitszustand allmählich wieder zu stabilisieren: „Es zeigt sich, daß der dauernde Ärger doch recht abträglich war. Solange man jung ist, machen einem dauernde Beleidigungen und Verunglimpfungen noch weniger, wenn man aber einmal über 50 ist, wünscht man sich diese Dinge nicht mehr! Man muß dann schon eher dazu sehen, die eigene wissenschaftliche Ernte unter das Dach zu bringen.“<sup>83</sup> Die Entlastung von der ehrenamtlichen Tätigkeit als Mitherausgeber und alleiniger Berater des Österreichischen Volkskundeatlasses ließ ihm nun „mehr Zeit zum Schlafen und geruhigerem Leben“, sodass er sogar ab und zu Zeit zur Gartenarbeit fand.<sup>84</sup>

Die heftigen Kontroversen rund um den Volkskundeatlas forderten allerdings ihren Tribut, und im Herbst 1961 streckten ihn erneut Krankheiten nieder. Diesmal plagte ihn „eine boshafte urologische Sache“, welche ihm „das Leben etwas sauer und aufregungsreich“ machte. „Gott sei Dank ist

---

<sup>81</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Höfler (10.3.1960)

<sup>82</sup> Ebd.: Brief Mößinger an Burgstaller (19.5.1960)

<sup>83</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Haberlandt (14.4.1961)

<sup>84</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an einen unbekanntenen Empfänger (20.6.1961)

*die Geschichte derzeit schon wieder etwas im Abklingen, sodaß ich hoffe, noch einmal um eine Operation herum zu kommen. Leider verbinden sich mit solchen Heimsuchungen immer auch Rückfälle meines hartnäckigen Leber-Gallenleidens. Seit 2 Tagen bin ich aber wieder im Büro und hoffe, nun doch wieder eine Zeitlang durchzuhalten.*<sup>85</sup> Alle Hoffnung war vergebens, wie man einem Brief vom 25. September 1961 entnehmen kann: *„Während zweier Monate war ich leider sehr schwer krank und beginne mich nun allmählich zu erholen.“*<sup>86</sup> Trotzdem lief er noch wochenlang *„auf halben Touren“*, in denen er es sich aber nicht nehmen ließ, seinen Dienst zu tun, wengleich er diesen *„immer noch recht anstrengend“* empfand und daran dachte, *„im November wieder Urlaub zu nehmen“*: *„Man muß nichts übertreibe(n), wie der Frankfurter gern sagt. Kein Mensch lobt nachher den Heroismus, mit dem man sich um der wissenschaftlichen Arbeit wegen zugrunde richtet! Besser, man lebt 5 Jahre länger und läßt die vorgesehenen Arbeiten später oder in kleinerem Ausmaß erscheinen und sonnt sich dafür noch ein wenig in der warmen Herbstsonne! Welch kleinbürgerlich-egoistischer Standpunkt werden Sie (mit Recht!) sagen, aber ich habe heuer stärker denn je die Gebrechlichkeit des allmählich alternden Körpers erlebt und versuche, daraus eigene Folgerungen zu ziehen.“*<sup>87</sup>

Die zitierten Schlussfolgerungen zeigten allerdings nur kurze Wirkung. Bereits im April 1963 legte ihn *„eine hartnäckige Grippe, die trotz aller Tabletten nach kurzer Unterbrechung immer wiederkehrte“* lahm. Es sorgte ihn allerdings weniger seine Gesundheit als vielmehr, dass er *„aus den in gutem Fluß befindlichen Arbeiten herausgerissen“* wurde: *„Die ständige Müdigkeit und das ärgerliche Kopfweh, von allem anderen abgesehen, lassen einen zu keinem vernünftigen Gedanken kommen.“*<sup>88</sup> Und wie es oft typisch für Menschen ist, die sich zu sehr mit ihrer Arbeit identifizieren, zeigten sich erste Anzeichen einer sich anbahnenden Depression: *„Das Leben ist an sich so freudearm und z. T. auch so schwierig.“*<sup>89</sup> Diese Zeilen hatte er notiert, kurz bevor er Anfang Juli 1963 während einer *„etwas anstrengenden Exkursion“* einen *„äußerst schmerzhaften Herzanfall erlitt, der 1 ½ Tag anhielt“* und ihn *„zur sofortigen und absoluten Bettruhe zwang“*.<sup>90</sup> Im *„recht stillen Haus“* seiner Verwandten in Goisern fand er etwas Ruhe und Erholung.<sup>91</sup> Ziel seiner damaligen Exkursion war die weitere Er-

---

<sup>85</sup> Ebd., Sch. 84: Brief Burgstaller an Währen (1.8.1961)

<sup>86</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Fries (25.9.1961)

<sup>87</sup> Ebd., Sch. 83: Brief Burgstaller an Währen (11.10.1961)

<sup>88</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Währen (4.4.1963)

<sup>89</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Stöber (10.6.1963)

<sup>90</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Mössinger (15.7.1963)

<sup>91</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Brandstetter (30.7.1963)



forschung von Felsbildern im Gebirge, zu denen er am besagten Tag einen „achtstündigen Anstieg durch Urwald und unwegsamen Fels“ auf sich genommen hatte. Ende August 1963 wiederholte sich „der Anfall“, und dadurch war er in diesem Jahr „nicht mehr imstande, weitere Reisen oder Exkursionen durchzuführen“. Er hegte allerdings damals bereits wieder die Hoffnung, nach einer „Sole-Bäder-Kur“ wieder „halbwegs hergestellt“ zu sein, um im Laufe des Oktobers wieder arbeiten zu können.<sup>92</sup> In den folgenden Jahren sollte er sich von dem beschriebenen Herzinfarkt nicht mehr vollständig erholen.

Besonders beunruhigt erschien Burgstaller 1970, als ihn erneut ein „schweres urologisches Leiden“ plagte. Unweigerlich tauchten wohl Parallelen zum letzten Lebensjahr seines verstorbenen Bruders Adolf vor seinem geistigen Auge auf. Dieser erlag 1957 einem Krebsleiden, wie weiter unten noch behandelt werden wird. Während „einer Fernsehaufnahme bei den Felsbildern im Gebirge“ zog sich Burgstaller „eine blutige Blasenentzündung mit Urämie“ und „hohem Fieber“ zu, „das trotz aller Mittel nicht sinken wollte“. Im Blut stellte man „hohen Harnstoff (89 %)“ fest, sodass man ihn „vom Linzer Spital mit (dem) Rettungswagen nach Wien“ transportieren musste, um ihn „dort nach langer, langer Behandlung“ zu operieren.<sup>93</sup> Zu allem Überfluss erlitt er kurz nach seiner Erholung einen Kreislaufkollaps, worauf ihm sein „Arzt jegliche größere Anstrengung strikt verboten hat“<sup>94</sup>.

„Wir sind nur beide schon ziemlich alt und daher auch für Witterungseinflüsse mehr als andere empfindlich. Das ist auch der Grund, warum wir uns in unser Haus hierher zurückgezogen haben, bis die Herbstnebel sich verzogen haben. Dann werden wir wieder in die Stadt ziehen.“<sup>95</sup> Mit diesen Worten beschrieb Burgstaller im Herbst 1976 seinen gesundheitlichen Zustand und jenen seiner Frau. Wenngleich er mit keinem Wort erwähnt, welche Krankheit die Ärzte befürchteten, ihm diagnostizieren zu müssen, dürfte es sich um keine leichte gehandelt haben, wenn er berichtete, dass er „eine Serie von ärztlichen Untersuchungen“ über sich ergehen lassen musste, deren Ergebnisse „Gott sei Dank – negativ“ waren: „Obwohl ich auf Grund meines nicht ganz einfachen Lebensweges ohnedies ein etwas harter Mensch bin, habe ich mir doch einige Gedanken gemacht, zumal ich deutlich erkennen konnte, daß auch meine Frau und die beiden mich behandelnden Schwäger (Fachärzte f. interne Med.) dem Endbefund nicht ganz gleichgül-

---

<sup>92</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Pinon (10.9.1963)

<sup>93</sup> Ebd., Sch. 88: Brief Burgstaller an Wirth (4.4.1970)

<sup>94</sup> Ebd.: Postkarte Burgstaller an Lauth (12.5.1970)

<sup>95</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Wegener (8.11.1976)

*tig entgegensehen. Aber nun ist der Alldruck wie ein böser Spuk vorüber und die Welt wieder ein schönes Stück lichter.*<sup>96</sup>

Gegen Ende seines Lebens konnte Ernst Burgstaller kaum noch sprechen und war fast taub.<sup>97</sup>

## Versuch einer Rekonstruktion seines sozialen Umfeldes

Das soziale Umfeld Ernst Burgstallers ist durch den Nachlass im Oberösterreichischen Landesarchiv relativ gut erschließbar. Er pflegte sehr rege Korrespondenz mit Freunden, Verwandten und Kollegen. Auffallend dabei war seine Praxis, Briefe ihm unliebsamer Personen ungeöffnet zu belassen, was diverse Rückschlüsse auf seinen Charakter vermuten lässt. Als Beispiel sei ein kurzes Zitat aus einem Brief erlaubt: *„Mit Herrn Prof. H(...) lehne ich seit seinem ganz unglaublichen ‚vertraulichen‘ Denuntiationsbrief (...) jeden Verkehr ab (...), sodaß unsere ehemalige Freundschaft restlos der Vergangenheit angehört. (...)*<sup>98</sup>

## Familienmensch

Wenn in seinem Nachlass der Familienmensch Burgstaller in Erscheinung tritt, entpuppt er sich stets als besorgter Bruder, Ehemann usw.: *„Samstag mittags erhielt ich einen Anruf des behandelnden Arztes meines Bruders Adolf (78 Jahre), daß ich, wenn ich meinen Bruder nochmals sehen wollte, sofort zu ihm kommen sollte, da er sehr schwer erkrankt sei. Krebsdurchbruch! Ich konnte mich noch bei Herrn Prof. H. entschuldigen, daß ich nicht nach W. fahren werde, und bin sogleich zu Roßbach bei Braunau, wo Adolf ein Haus geerbt hat, gefahren. Ich fand ihn noch am Leben, aber in sehr schlechtem Zustand. Aus der Blase lief dauernd zuerst tiefdunkles Blut mit großen Hautfetzen, dann (am Sonntag nachm.) eine eigenartig braundicke Flüssigkeit (aufgelöste Gewebeteile?) ab. Dabei wand sich Adolf unter furchtbaren Schmerzen, war aber nicht zu bewegen, sich ins Spital bringen zu lassen. Da stündlich mit seinem Ableben zu rechnen war, bin ich Dienstag*

---

<sup>96</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Korell (20.12.1976)

<sup>97</sup> Amt der ö. Landesregierung, Personalabteilung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller (11.2.1999), (Fach)-Ärztliches Sachverständigengutachten als Vorschlag für die Beurteilung der Pflegebedürftigkeit nach dem ö. PGG

<sup>98</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 83: Brief Burgstaller an Höfler (10.3.1960)

*nicht nach Wien gekommen. Inzwischen habe ich aber Nachricht, daß sich die wahnsinnigen Schmerzen etwas beruhigt hätten.*<sup>99</sup> Zwei Monate später verstarb sein Bruder Adolf, worüber ebenfalls die Korrespondenz Auskunft erteilt: *„Ich war noch einen Tag vorher bei ihm und hatte den Eindruck, daß es ihm viel besser als noch vor etwa einem Monat gehe. Sie können sich vorstellen, daß wir noch sehr unter dem Eindruck dieses Ereignisses stehen.“*<sup>100</sup>

In gleicher Weise findet man ihn zehn Jahre später in Sorge um die Gesundheit seiner Schwester „Käthe“, deren Arteriosklerose im Sommer 1966 rasch fortschritt, *„was sich insbesondere in ihrem Auffassungsvermögen bemerkbar“* machte. Im Sommer desselben Jahres wurde diese von *„beängstigende(n) Schluckbeschwerden“* bedrängt,<sup>101</sup> und im Herbst suchte sie in Burgstallers Wohnung ein schwerer Anfall heim, worauf sie in *„dauernder Lebensgefahr“* schwebte.<sup>102</sup> Ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich im kommenden Jahr dermaßen, dass Ernst Burgstaller nicht mehr wagte, eine Exkursion nach Jugoslawien zu unternehmen.<sup>103</sup> Um die Distanz zwischen seiner Schwester und ihm zu verkürzen, wollte er ihr in Grieskirchen ein Haus kaufen,<sup>104</sup> was allerdings obsolet wurde: *„Meine innig geliebte Schwester ist nach einem 2 Monate lang ertragenen, heroisch durchgestandenen Todeskampf im Februar dieses Jahres (1967) gestorben. Ich war vom Nikolaustag des Vorjahres bis zu ihrem dramatischen Ende stets an ihrem Krankenbett und konnte mich daher keinen anderen Arbeiten mehr widmen.“*<sup>105</sup>

Noch beherzter sorgte und kümmerte er sich um „Seffi“<sup>106</sup>, wie er seine Frau zu nennen pflegte. Als diese 1957 einen *„argen Rückfall ihrer Erkrankung“* hatte, befand er sich eigenen Worten zufolge *„in einem recht wenig erfreulichen seelischen Zustand“*. Aber *„Gottseidank“* stellte sich bei seiner Frau nach *„einer verstärkten ACTH-Kur“* wieder eine Besserung ein.<sup>107</sup> Sie litt unter starken Bronchitisanfällen, weswegen er hoffte, ihr Gesundheitszustand würde sich durch das *„Nachlassen der Kälte“* bessern.<sup>108</sup> Trotzdem strotzte sie in den folgenden Jahren nicht unbedingt vor Gesundheit: *„Ich danke Dir recht herzlich für die überaus liebenswürdigen Worte der Anteil-*

<sup>99</sup> Ebd., Sch. 84: Brief Burgstaller an Haberlandt (2.2.1957)

<sup>100</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Gugitz (3.5.1956)

<sup>101</sup> Ebd., Sch. 85: Brief Burgstaller an Währen (31.8.1966)

<sup>102</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Währen (17.5.1966)

<sup>103</sup> Ebd., Sch. 86: Brief Burgstaller an einen unbekanntem Kollegen (29.1.1967)

<sup>104</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Lumerding (7.4.1967)

<sup>105</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Lurker (7.4.1967)

<sup>106</sup> Ebd., Sch. 84: Brief Burgstaller an Haberlandt (3.3.1958)

<sup>107</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Haberlandt (2.2.1957)

<sup>108</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Mössing (1.3.1956)

nahme, die Du uns anlässlich der Operation meiner Frau geschrieben hast. Wir konnten Seffi nun schon wieder aus dem Spital heim bringen. Sie muß zwar noch liegen, aber sonst ist alles gut verlaufen. Auch der Befund ist bereits da: Gott sei Dank negativ! Du weißt, welcher Stein einem dabei vom Herzen fällt!“<sup>109</sup> Das Verhältnis zu seiner Frau kann man also als durchaus liebenswert einschätzen, wobei eine gewisse Abhängigkeit von ihr zu bemerken ist. Ohne sie wollte er weder verreisen, weil sie sich „dann wieder sehr leid“ sah,<sup>110</sup> noch kam er mit ihrer Abwesenheit klar, weil seine „Versorgung“ dadurch „(etwas) erschwert“ war.<sup>111</sup> Als Josefa im Herbst 1967 einen schweren Herzanfall erlitt, ist seine Betroffenheit aus einem Brief an einen Kollegen regelrecht spürbar: „Ich musste sie innerhalb kurzer Zeit (in einem fast nicht mehr ansprechbaren Zustand) ins Spital bringen, wo sie nun schon die 8. Woche liegt. Ich besuche sie täglich dreimal. Erst seit einigen Tagen zeigen sich erste Anzeichen einer Besserung. Es ist aber sicher, dass sie noch den ganzen Oktober und vielleicht auch die ersten Wochen des Nov. im Krankenhaus bleiben muß. Nachher muß sie auf Kur nach Meran. Leider ist sie nicht fähig, allein gelassen zu werden. Deshalb werde ich sie dahin begleiten müssen.“<sup>112</sup> Besonders hart traf ihn, als seine Frau zu Weihnachten 1978 einen „äußerst schmerzhaften Bandscheiben- oder Ischiasanfall“ erlitt „und praktisch bewegungsunfähig“ war: „Jetzt liegt sozusagen die gesamte Hausverwaltung, Kranken-, Essens- und Hundeverwaltung zusätzlich zu meinen vielen wiss. Arbeiten allein auf mir. Ein bißchen anstrengend, die Geschichte“.<sup>113</sup> Und sie sollte noch anstrengender werden, als seine Frau zu Neujahr 1979 „mit einem neuerlichen Bruch des Schrittmachers zur (3.) Herzoperation ins Spital“ eingeliefert werden musste. Hinzu kam, dass er zu Weihnachten „recht ungeschickt gestürzt“ war und sich eine Rippenfellentzündung zugezogen hatte, die er allerdings wegen der Erkrankung seiner Frau nicht behandeln lassen wollte. So „laborier(te)“ er „nun mit etlichen Schmerzen herum“.<sup>114</sup>

Josefa Maria Genovefa Burgstaller – wie sie mit vollständigem Namen hieß – überlebte ihren Mann nur um eineinhalb Jahre. Sie verstarb am 1. Oktober 2001 um 3.20 Uhr in ihrem gemeinsam errichteten Haus im „Zaubertal“ in Leonding bei Linz.<sup>115</sup>

---

<sup>109</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Haberlandt (3.3.1958)

<sup>110</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Weyns (25.1.1958)

<sup>111</sup> Ebd., Sch. 85: Brief Burgstaller an Währen (undatiert)

<sup>112</sup> Ebd., Sch. 86: Brief Burgstaller an Lurker (9.10.1967)

<sup>113</sup> Ebd., Sch. 88: Brief Burgstaller an Richthofen (2.1.1978)

<sup>114</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Korell (17.1.1979)

<sup>115</sup> Amt der oö. Landesregierung, Personalabteilung, Personalakt Dr. Ernst Burgstaller (0.10.2001), Sterbeurkunde von Josefa Maria Genovefa Burgstaller

## Geistige Väter und Freundeskreis

Anlässlich seines 70. Geburtstags hielt Ernst Burgstaller am 3. Juni 1976 in der „Bauernstube“ des Oberösterreichischen Landesmuseums in Linz eine Dankansprache: „Erlauben sie mir daher, daß ich heute ehrfurchtsvoll jener Männer gedenke, denen ich tiefe Anregungen und wegweisende Vermittlung von Kenntnissen zur Formung meiner eigenen Ein- und Ansichten verdanke.“<sup>116</sup> Abgedruckt im 121. Band des Oberösterreichischen Musealvereins ist diese ein aufschlussreiches Dokument, um den geistigen Werdegang Ernst Burgstallers rekonstruieren zu können. Im Folgenden seien einige der genannten Inspiratoren kurz vor und in Verbindung mit dem Schaffen Burgstallers dargestellt:

Nach seinem Deutsch-Professor *Dr. Anton Ritter von Avanzini* – über den in der Literatur leider nicht viel zu erfahren war – nennt Ernst Burgstaller bereits an zweiter Stelle den Künstler und Hobbyforscher *Hugo von Preen auf Osternberg*. Am 25. Mai 1854 als Sohn eines Offiziers in Osternberg zu Braunau geboren, entstammte er einer Familie aus Mecklenburg. Seine Kindheit und Jugend verbrachte Hugo von Preen in Weinheim (Baden-Württemberg). Nachdem er ab 1873 an der Akademie der bildenden Künste in München Malerei studiert hatte, lebte er ab 1882 in Osternberg als freischaffender Maler und war Mitbegründer der „Osternberger Künstlerkolonie“. Diese existierte bis zur Jahrhundertwende und strahlte wesentlich auf die Münchner Malerei aus. Gemeinsam mit Aloys Wach, Louis Hofbauer und Wilhelm Dachauer etablierte er 1923 die „Innviertler Künstlergilde“. Neben seiner Berufung als Maler war Hugo von Preen gleichsam als Hobbyforscher aktiv. Sein besonderes Augenmerk galt dem „Volksleben“ der Innviertler. Hugo von Preen verstarb am 24. Februar 1941.<sup>117</sup> In seinen Schuljahren durfte Burgstaller Hugo von Preen und Helmut Gans oft bei deren Ausgrabungen und Bodenproben im oberen Innviertel begleiten.<sup>118</sup>

Während seines Studiums in Wien beeinflusste ihn wesentlich der Historiker *Heinrich Ritter von Srbik*, welchen Burgstaller in seiner Dankesrede 1976 besonders hervorhob, weil ihm dieser die methodischen Anforderungen und die „*Akribie der Auswertung von literarischen Quellen*“ gelehrt hatte,

---

<sup>116</sup> Ernst Burgstaller in seiner Dankansprache zu seinem 70. Geburtstag, Kurt Holter – Siegfried Lehmann, Univ.-Prof. Ernst Burgstaller 70 Jahre. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 121 (1976) 21-24

<sup>117</sup> Anton Bayer – Hugo von Preen, 50 Jahre im Dienste der Heimat. In: Heimatkundliche Forschungen im Bezirke am Inn (1930); Josef Reitinger, Art. Hugo von Preen. In: Österreichisches Biographisches Lexikon 8 (1983) 253

<sup>118</sup> Ernst Burgstaller in seiner Dankansprache zu seinem 70. Geburtstag, Kurt Holter – Siegfried Lehmann, Univ.-Prof. Ernst Burgstaller 70 Jahre. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 121 (1976) 21-24

die er für seine wissenschaftlichen Arbeiten stetig benötigte.<sup>119</sup> Srbik erblickte am 10. November 1878 in Wien das Licht der Welt. Zu seinen Studenten zählten der Schriftsteller Heimito von Doderer sowie der Historiker Taras Borodajkewycz<sup>120</sup>. Srbik war sehr stark vom Nationalsozialismus angetan und bezeichnete den Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich als die „*Verwirklichung des tausendjährigen Traums der Deutschen*“. Während der NS-Diktatur trat er der NSDAP bei und wurde Mitglied des Großdeutschen Reichstags. 1945 entließ man ihn aus politischen Gründen aus dem Hochschuldienst. Er verstarb am 16. Februar 1951 in Ehrwald in Tirol.<sup>121</sup>

Ebenfalls an der Universität Wien lernte Burgstaller den Sprachwissenschaftler *Anton Pfalz* kennen. Geboren am 4. Dezember 1885 in Deutsch-Wagram. Er forschte in erster Linie im Bereich Mundart und Dialekt. Er studierte bei Rudolf Much und Joseph Seemüller klassische Philologie. Von 1919 bis 1928 war er Mitglied der Großdeutschen Volkspartei, die für die im Frieden von St. Germain verbotene Vereinigung mit dem Deutschen Reich eintrat. Bereits ab 1933/34 war Pfalz Mitglied des Nationalsozialistischen Lehrerbundes (NSLB), trat aber nach dem Verbot der NSDAP 1934 der „Vaterländischen Front“ bei. Parallel dazu war er aber seit 1937 auch Mitglied der noch illegalen NSDAP. Während des Zweiten Weltkriegs ernannte man ihn zum Pressereferenten des NS-Dozentenbundes für die philosophische Fakultät der Universität Wien, womit er den Rang eines „Gauhauptstellenleiters“ verliehen bekam. Nach Ende des NS-Regimes hatten seine Parteizugehörigkeit in der Illegalität und seine Funktion im NS-Dozentenbund

---

<sup>119</sup> Ebd. 25

<sup>120</sup> Taras Borodajkewycz (1902-1984) war ein österreichischer Historiker, der an der Hochschule für Welthandel – heute Wirtschaftsuniversität – in Wien von 1955 bis zu seiner Zwangspensionierung 1966 Professor war. Bereits vor dem Anschluss war er Mitglied der NSDAP. 1946 als „Minderbelasteter“ eingestuft, erlangte er traurige Berühmtheit durch seine wiederholten antisemitischen und neonazistischen Äußerungen während seiner Vorlesungen, worauf ihn Heinz Fischer aufgrund von Vorlesungsnotizen Ferdinand Lacinas in einem Zeitschriftenartikel angriff. Indem Fischer Lacinas Studienabschluss nicht gefährden wollte, ließ er die Quelle seiner Anschuldigungen ungenannt, worauf ein Gericht Heinz Fischer wegen Ehrenbeleidigung verurteilte. Es folgten Demonstrationen von Studentenorganisationen, ehemaligen Widerstandskämpfern und Gewerkschaften gegen Borodajkewycz. Dabei wurde der ehemalige Widerstandskämpfer Ernst Kirchwegger von einem Mitglied des Ringes Freiheitlicher Studenten schwer verletzt. Er erlag seinen Verletzungen wenige Tage nach der Demonstration, womit dieser das erste politische Opfer der Zweiten Republik wurde. Danach nahm man das Ehrenbeleidigungsverfahren gegen Heinz Fischer wieder auf und hob das Urteil auf. Borodajkewycz wurde zwangspensioniert. Vgl. Einer im Vordergrund. Taras Borodajkewycz. Eine Dokumentation. Hg. v. Heinz Fischer (Wien 1966); Erich Schmidt – Albrecht K. Konecny, „Heil Borodajkewycz!“: Österreichs Demokraten im Kampf gegen Professor Borodajkewycz und seine Hintermänner (Wien 1966)

<sup>121</sup> Fritz Fellner – Doris A. Corradini, Art. Heinrich von Srbik. In: Österreichische Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein biografisch-bibliografisches Lexikon (Veröffentlichung der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs 99, 2006) 385-386; Fritz Fellner, Art. Srbik. In: Neue Deutsche Biographie 24 (2010) 773-775; Werner Näf, Heinrich Ritter von Srbik (1878-1951). In: Historische Zeitschrift 173 (1952) 95-101

seine Entlassung zur Folge. Als „Minderbelasteter“ wurde er 1949 pensioniert. Er verstarb am 11. November 1958 in Zipf in Oberösterreich.<sup>122</sup>

*Rudolf Much* wurde am 7. Oktober 1862 in Wien geboren. Er gilt bis heute als einer der bedeutendsten Vertreter der so genannten Germanischen Altertumskunde und Sprachwissenschaft. Er promovierte 1887 bei Richard Heinzel an der Universität Wien mit einer Arbeit „*Zur Vorgeschichte Deutschlands*“. Much entstammte einer national-konservativen Familie und zeigte großes Interesse an den großdeutschen Bestrebungen Georg von Schönerers. 1919 wurde er Mitglied im Geheimbund „*Deutsche Gemeinschaft*“, dem ebenfalls Arthur Seyss-Inquart angehörte. Trotz seiner großdeutschen Einstellung stand er allerdings dem NS-Staat kritisch gegenüber, vor allem was dessen Bestrebungen anging, die Wissenschaft politisch zu instrumentalisieren. Aus diesem Grund schrieb er manch vernichtende Rezension über unwissenschaftliche und ideologisch geprägte Veröffentlichungen zur germanischen Kultur, Religion und Mythologie. Much starb am 8. März 1936, also noch zwei Jahre vor dem „Anschluss“.<sup>123</sup> Laut Ernst Burgstaller wies Rudolf Much in seinen Vorlesungen immer wieder „*auf die skandinavischen Felsbilder als kulturhistorische Quelle*“ hin,<sup>124</sup> was ihm später für seine eigenen Forschungen zu den Felsbildern und -zeichnungen nützlich war.

*Oswald Menghin* kam am 19. April 1888 in Meran zur Welt. Nach Abschluss des Gymnasiums 1906 ebendort studierte er Prähistorische Archäologie an der Universität Wien und besuchte das Institut für Österreichische Geschichtsforschung, wo er 1911 mit der Arbeit „*Beiträge zur ältesten Siedlungs- und Agrargeschichte Deutschtirols*“ abschloss. 1913 habilitierte er sich zur Urgeschichte des Menschen. 1914 gründete er die Wiener prähistorische Gesellschaft und begründete die Wiener prähistorische Zeitschrift, die er bis 1946 selbst redigierte. Von 1919 bis 1926 war er Mitglied der „*Deutsche(n) Gemeinschaft*“, wo er Arthur Seyss-Inquart kennenlernte. Er war also Mitglied desselben Geheimbunds wie Rudolf Much. Im Gegensatz zu diesem stand er dem NS-Regime allerdings positiv gegenüber, weswegen er sich am „*Bekennnisbuch österreichischer Dichter*“ beteiligte, worin der Anschluss begeistert begrüßt wurde. Am 11. März 1938 wurde Menghin Unterrichtsminister im so genannten „Anschlusskabinett“ von Seyß-Inquart. In seine Amtszeit fielen das Anschlussgesetz und die „Säuberung“ der Uni-

---

<sup>122</sup> Eberhard Kranzmayer, Anton Pfalz. Nachruf. In: Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 108 (1958) 383-391

<sup>123</sup> Hermann Reichert, Art. Rudolf Much. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 20 (o. J.) 273-279; Rudolf Simek, Art. Rudolf Much. In: Neue Deutsche Biographie 18 (1997) 250-251

<sup>124</sup> Ernst Burgstaller, Dankansprache zur Feier zu seinem 70. Geburtstag. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 121 (1976) 25

versität Wien. 1940 wurde er Mitglied der NSDAP. Nach dem Zweiten Weltkrieg stand er als Mitglied der Seyss-Inquart-Regierung auf der 1. Kriegsverbrecherliste, wurde allerdings nicht angeklagt, sondern kam in US-amerikanische Internierungslager. 1948 gelang ihm die Überfahrt nach Argentinien, wo er Universitätsprofessor in Buenos Aires und ab 1957 auch an der Universität La Plata wurde. Das Verfahren gegen ihn stellte man 1956 ein, worauf er 1959 korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften werden konnte. Er verstarb am 29. November 1973 in Buenos Aires. Zu seinen Werken gehören „*Weltgeschichte der Steinzeit*“ (1929) und „*Geist und Blut*“ (1933).<sup>125</sup> Für Ernst Burgstaller war Oswald Menghin bis dessen „*Tod im Exil in Argentinien ein fast väterlich beratender Freund geworden*“.<sup>126</sup> Elisabeth Neumann-Gundrum, eine Bekannte Burgstallers, erwähnte 1970 in einer Postkarte, dass Menghin Burgstaller sehr schätzte und dieser sich sehr freuen würde, bald einen Brief von ihm zu erhalten.<sup>127</sup>

*Arthur Haberlandt*, geboren am 9. März 1889 in Wien, war Sohn des Universitätsprofessors Michael Haberlandt, dessen Erbe und Werk er fortsetzte. Arthur Haberlandt studierte an der Universität Wien Ethnologie, Anthropologie und Prähistorik. 1911 erfolgte seine Promotion und 1914 seine Habilitation. Sein Forschungsinteresse galt der Volkskunst in ganz Europa, speziell jener Deutschlands und Österreichs. Ein Hauptthema seiner Tätigkeit war die Bauernhausforschung. Von 1924 bis 1945 war er Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde, und er gilt als einer der ersten Vertreter einer vergleichenden europäischen Volkskunde. Er verstarb am 28. Mai 1964 in Wien.<sup>128</sup> Haberlandt hielt Ernst Burgstaller dazu an, „*die zu erforschenden volkskundlichen Phänomene zuerst in der Heimat genau und erschöpfend zu beobachten und zu beschreiben und anschließend ihre Verbreitung bei den benachbarten Völkern zu verfolgen und ihrer historischen Überlieferung, womöglich mit vorgeschichtlichen Formparallelen, nachzugehen*“.<sup>129</sup> Ein Rat, den dieser während seiner gesamten For-

---

<sup>125</sup> Otto Helmut Urban, „Er war der Mann zwischen den Fronten“. Oswald Menghin und das Urgeschichtliche Institut der Universität Wien während der Nazizeit. In: *Archaeologia Austriaca* 80 (1996) 1-4; Marcelino Fontán, Der Fall Menghin. Ein österreichischer Anschlußminister in Argentinien (aus dem argentinischen Spanisch von Erich Hackl). In: „Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands“ 19 (2003) H. 4, 4-5

<sup>126</sup> Ernst Burgstaller, Dankansprache zur Feier zu seinem 70. Geburtstag. In: *Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins* 121 (1976) 25

<sup>127</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 88: Brief Neumann-Gundrum an Burgstaller (30.10.1970)

<sup>128</sup> Leopold Schmidt, Haberlandt, Arthur. In: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 7 (Berlin 1966) 393-394; Leopold Schmidt, Arthur Haberlandt zum Gedächtnis. Nachruf und Bibliographie. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XVIII/67 (1964) 217 ff.

<sup>129</sup> Ernst Burgstaller, Dankansprache zur Feier zu seinem 70. Geburtstag. In: *Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins* 121 (1976) 25



schungstätigkeit beherzte, wie man Burgstallers Arbeiten entnehmen kann. Bis zum Tod Haberlandts korrespondierte er mit diesem regelmäßig, und zwischen beiden hatte sich über Jahre ein gewisses freundschaftliches Verhältnis aufgebaut. 1961 schrieb Arthur Haberlandt an Ernst Burgstaller: „*In den Nächten bedrängt mich Vieles, was mein einst war, dagegen gibt's keine Verordnungen und Pillen.*“<sup>130</sup> Was ihn bedrängte, darüber schwieg er sich aus. Als Haberlandt gegen Ende seines Lebens immer stärker an einem schwachen Herzen litt, fand Burgstaller stets tröstende Worte: „*Mit großer Teilnahme habe ich erst aus Deinem Schreiben von Deiner neuerlichen schweren Erkrankung zu Jahresbeginn erfahren. Gott sei Dank scheint es doch endlich wieder besser zu sein. Wie nur Du zu solchen Dingen kommen konntest! Du bist doch in Deiner ganzen Lebenshaltung die Mäßigkeit in Person. Bisher habe ich immer gemeint, derartige Herzbeschwerden wären ein Ergebnis starken Rauchens. Aber du rauchst ja kaum!*“<sup>131</sup>

Eugen Fehrle, geboren 1880, war Altphilologe und Volkskundler. Von 1910 an war er Privatdozent an der Universität Heidelberg, wo er ab 1919 eine Professur für klassische Philologie innehatte. Bei seiner Italienreise 1923 machte er Bekanntschaft mit dem Faschismus, dessen Strahlkraft ihn fortan nicht mehr losließ. 1931 wurde er Mitglied der NSDAP und unterzeichnete im März 1933 einen Wahlauf Ruf zugunsten der Partei. Ab 1936 war er Mitherausgeber der Zeitschrift „*Volk und Rasse*“, weswegen die SS auf ihn aufmerksam wurde, der er 1938 beitrug und in der er 1944 zum Sturmbannführer ernannt wurde. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs stufte man ihn als „Aktivist“ und „Nutznießer“ des NS-Regimes ein, worauf man ihn von 1946 bis 1948 internierte und 1950 emeritierte.<sup>132</sup> Sein Verhältnis zum Nationalsozialismus drückt sich in folgendem Satz aus, den er 1940 in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde publizierte: „*Adolf Hitler hat uns das Gefühl der Verbundenheit aller Deutschen durch ihr gemeinsames Volkstum mit seinen Taten wieder lebendig gemacht.*“ Eugen Fehrle verstarb 1957.<sup>133</sup> „*Von den außerösterreichischen Gelehrten*“ gedachte Ernst Burgstaller „*in besonderer Dankbarkeit*“ Eugen Fehrle, bei dem er sich 1944 habilitierte und der ihn dazu anhielt, seine „*rezenten Kenntnisse*“ aus seiner „*langjährigen Freundschaft mit einer Innviertler Zeche zum Ausgangspunkt*

<sup>130</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 83: Brief Haberlandt an Burgstaller (17.4.1961)

<sup>131</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Haberlandt (14.4.1961)

<sup>132</sup> Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus. Hg. v. Wolfgang U. Eckart – Volker Sellin – Eike Wolgast (Heidelberg 2006); Christian Peters – Arno Weckbecker, Auf dem Weg zur Macht. Zur Geschichte der NS-Bewegung in Heidelberg 1920-1934. Dokumente und Analysen (Heidelberg o. J.) 275; Clara Schlichtenberger, Die Ordnung der Welt. Die Sammlungs-Grammatik Victor Goldschmidts, des Gründers der völkerkundlichen Sammlung der Von-Portheim-Stiftung in Heidelberg, und die seiner Kuratoren (Diss. Univ. Tübingen 1996) 183-185

<sup>133</sup> Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 14 (1940) H. 1

*der volkscundliche(n) und soziologische(n) Verhältnisse der bäuerlichen Jungmännerbünde behandelnden Habilitationsschrift zu nehmen*.<sup>134</sup> Burgstaller bezeichnete seinen „sehr verehrten Lehrer“<sup>135</sup> Eugen Fehrle in einem Brief an diesen als „Hesiod (...) der neuen Germania“.<sup>136</sup> Bis über dessen Tod hinaus hielt er Kontakt mit dessen Tochter Gretel Voll-Fehrle.

*Adalbert Depiny*, geboren am 30. August 1883 in Budapest, war ein österreichischer Heimatforscher und Volkstumspfleger sowie Landtagsabgeordneter. Er entstammte einer Familie von Donauschiffen. Nachdem er in Linz das Staatsgymnasium absolviert hatte, begann er in Wien Germanistik, Geschichte, Geografie und Klassische Philologie zu studieren. Er promovierte 1907 zum Doktor der Philosophie, worauf er seine Lehramtsprüfung ablegte und unterrichtete. Gerne bezeichnet man Depiny als „Gründer der wissenschaftlichen oberösterreichischen Volkskunde“, weil er nach dem Ersten Weltkrieg die Zeitschrift „Heimatgaue“ herausgab. Obwohl die Volkskunde in der Zwischenkriegszeit und während des Zweiten Weltkriegs immer stärker ideologisch besetzt wurde, hielt sich Depiny aus solchen Auseinandersetzungen heraus. Als Kulturreferent der Vaterländischen Front war er von 1934 bis 1938 Landtagsabgeordneter für den Bereich „Kulturelle Gemeinschaften“. Das von ihm aufgebaute Volksbildungs-Referat löste man am 14. März 1938 auf und vernichtete einen großen Teil des Forschungsmaterials. Depiny plante eine umfassende Volkskunde Oberösterreichs, konnte dies aber nicht mehr in Angriff nehmen, weil er am 19. Dezember 1941 im Alter von 58 Jahren einem Herzinfarkt erlag. Depiny war es, der Ernst Burgstaller 1936 als Sekretär der „Landesstelle Oberösterreich des Atlas der deutschen Volkskunde“ vorschlug. Laut eigenen Angaben machte er Burgstaller mit der volkscundlichen Kartografie vertraut, damit er seine „ersten Karten zur Verbreitung verschiedener Speisen und Gebäcke zeichnen konnte“. Diese bildeten „die kartographische Grundlage“ für sein erstes Buch über die oberösterreichischen Raunachtsmasken, welches allerdings „in seiner gesamten Auflage mit Manuskript und Illustrationen den Kriegseinwirkungen zum Opfer fiel“.<sup>137</sup>

Durch *Hans Commenda* lernte Ernst Burgstaller „die damals auf dem Land lebenden Lokalforscher in ihrer wichtigen Arbeit kennen und schätzen. Die Einsicht in das profunde Wissen mancher dieser einfachen Leute war bestens geeignet, nachdrücklich vor eventueller akademischer Überheblich-

---

<sup>134</sup> Ernst Burgstaller, Dankansprache zur Feier zu seinem 70. Geburtstag. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 121 (1976) 26

<sup>135</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 84: Brief Burgstaller an Hässler (27.9.1957)

<sup>136</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Fehrle (17.7.1956)

<sup>137</sup> Ernst Burgstaller, Dankansprache zur Feier zu seinem 70. Geburtstag. In: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins 121 (1976) 26

keit ihnen gegenüber zu warnen.“<sup>138</sup> Commenda kam am 5. Februar 1889 als Sohn des durch seine landeskundliche Bibliographie wie durch die Gründung des Stelzhamerbundes und seine Aufbauarbeit am oberösterreichischen Musealverein bekannten Gymnasialdirektors gleichen Namens zur Welt. Er sollte später einer der Gründer des „Oberösterreichischen Heimatvereines“ und des „Oberösterreichischen Heimatwerkes“ werden. Hans Commenda verstarb am 25. Jänner 1971 in Linz.<sup>139</sup>

Zu guter Letzt sei noch Ernst Burgstallers Freund *Max Währen* genannt, mit dem er sich über alle Sorgen und Ärgernisse austauschte. Zu ihrer Freundschaft schrieb Burgstaller 1963: *„Wenn Nietzsche einmal gesagt hat: ‚Wer keine Freunde hat, hat nie einen gesucht‘, so kann ich heute nach mehr als 50 jährigem Suchen sagen, daß ich endlich einen gefunden habe!“*<sup>140</sup> Max Währen sah in Burgstaller nicht nur einen Freund, sondern ebenfalls einen Lehrer, dessen Arbeiten er regelmäßig zur Hand nahm. Nicht nur lernte er nach eigenen Angaben viel von Burgstaller, sondern er versuchte stetig sich in diesen „hinein(zu)denken“. Beide waren sie stets bestrebt, *„das Beste von sich zu geben und mit (ihrem) Schaffen auf das Bleibende hinzuweisen, gegen den Strom der Verflachung und Vermassung anzuschwimmen.“*<sup>141</sup> Ernst Burgstaller bedauerte einmal in einem Brief, dass *„zwei so verbundene Menschen soweit voneinander sein müssen“*. *„Was könnte das für eine fruchtbare Zusammenarbeit geben, wenn wir im selben Ort tätig sein könnten! Aber auch das Wissen um diese Freundschaft allein ist bereits Glück, das über den engen Umkreis des Alltäglichen hinaus wirkt und lebenserhaltende und werkeschöpfende Kraft hat. Bleiben wir auch in Zukunft Schulter an Schulter!“*<sup>142</sup> Max Währen erlangte durch seine Brotforschung Bekanntheit und gilt als Entdecker des ältesten Brotes der Welt. Er verstarb am 11. Dezember 2008.<sup>143</sup>

---

<sup>138</sup> Ebd.

<sup>139</sup> Ernst Burgstaller, Hans Commenda 1889-1971. In: Oberösterreichische Heimatblätter 25 (1971) H. 1/2, 56 ff.

<sup>140</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 83: Brief Burgstaller an Währen (4.4.1963)

<sup>141</sup> Ebd., Sch. 85: Brief Währen an Burgstaller (16.7.1959)

<sup>142</sup> Ebd.: Brief Burgstaller an Währen (1.6.1966)

<sup>143</sup> Brotforscher Max Währen 89-jährig gestorben, <http://www.blick.ch/news/schweiz/brotforscher-max-waehren-89-jaehrig-gestorben-62465> (17.12.2008)

## Verhältnis zum Nationalsozialismus

Man weiß, dass einige von Burgstallers oben genannten „geistigen Vätern“ Mitglied der NSDAP waren, wie Heinrich Ritter von Srbik, Anton Pfalz, Oswald Menghin und Eugen Fehrle bzw. dem deutschnationalen (Wilhelm Bauer) und großdeutschen (Rudolf Much) Lager zuzurechnen sind. Burgstaller selbst war seit 1940 ebenfalls Parteimitglied. Felix Manzenreiter, ein Bekannter Burgstallers, sprach diesen einst auf das Thema an. Nach dessen Aussagen reagierte er darauf „etwas allergisch“ und „wollte darüber nicht sprechen“.<sup>144</sup> 1944 habilitierte er sich bei Prof. Eugen Fehrle an der Universität Heidelberg,<sup>145</sup> der neben seiner Parteizugehörigkeit auch noch Mitglied der SS war. Nach eigener Aussage war Adolf Hitler für Ernst Burgstaller der „fundator und deletor Germaniae“<sup>146</sup>.

Ein gewisses Naheverhältnis Burgstallers zur damaligen Ideologie lässt sich nicht verleugnen. Betrachtet man gewisse Textpassagen in dessen frühen Publikationen, drängt sich einem immer wieder der Verdacht von Sympathie mit dem NS-Regime auf. Schon 1936 schrieb er in seinem Artikel „Der Volkstanz in Oberösterreich“, dass es „ein gutes Zeichen der Jetztzeit“ sei, „daß sie sich auf die Kräfte wieder besinnt, die in unseren Volksgütern liegen, die stets die unwandelbaren Zeugen der starken Eigenart unseres Stammes bleiben“. Er deutete die Entwicklungen der Zeit „als ein Zeichen einer Wende zu einer stärkeren Lebensbejahung (...) nicht nur als ein ideeller, sondern auch als ein unbewußter biologischer Wille zum Aufstieg“.<sup>147</sup> Letzte Worte klingen schon stark nach Friedrich Nietzsche und Sozialdarwinismus ebenso wie folgende Passage: „Hier geht der Volksspruch unmittelbar über die bloße Verspottung der Faulheit eines einzelnen, durch seine Handlung oft die gesamte Gemeinschaft schädigenden Elements hinaus.“<sup>148</sup>

Während über Burgstallers Tätigkeit nach 1945 vieles bekannt ist, scheint von Seiten mancher Biografen über der Zeit zwischen 1930 und 1945 ein Mantel des Schweigens zu liegen, weswegen man schnell dazu verleitet ist, von dessen „verlorenen Jahre“ zu sprechen. Im Folgenden sei daher versucht, etwas Licht in diese dunklen fünfzehn Jahre zu bringen. Als Hilfsmit-

---

<sup>144</sup> Gespräch mit Felix Manzenreiter am 5. Mai 2011 in Linz

<sup>145</sup> In memoriam Ernst Burgstaller. Bio- und Bibliographie. Als Festgabe zu seinem 90. Geburtstag zusammengestellt von ehemaligen Hörerinnen und Hörern, redigiert von Dr. Josefa Burgstaller. Hg. v. Hermann Eiselen (Linz 2001) 5

<sup>146</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 90: Brief Burgstaller an Haberlandt (1.2.1960)

<sup>147</sup> Ernst Burgstaller, Der Volkstanz in Oberösterreich. In: Tagblatt 26 (1936) 8

<sup>148</sup> Ernst Burgstaller, Innviertler Brauchtum in der Erntezeit. Der Bauer in inniger Verbindung mit dem Werden des „lieben Brotes“. In: Innviertler Heimatblatt 39 (1943) 7

tel dienen zunächst von ihm publizierte Artikel aus dieser Zeit. Des Weiteren fanden sich in seinem Nachlass manch Aussagen, die meist indirekt auf die NS-Zeit Bezug nahmen. Arthur Haberlandt fragte Burgstaller in einem Brief, ob es ihm hoffentlich vergönnt sei, „mit einer gewissen Überlegenheit die *Nachtgespenster, die jedermanns Schaffen in diesem Zeitalter der Irrungen und Wirrungen umgeistern, zu verscheuchen*.“<sup>149</sup> Genannter Nachlass ist aber nur in sehr begrenztem Ausmaß zur Lichtung der „verlorenen Jahre“ dienlich.

Gesichert konnte man eine Mitgliedschaft Burgstallers im NSLB und der NSDAP feststellen. Indem er von 1936 bis 1938 den Posten des Sekretärs der Landesstelle Oberösterreich des „Atlas der deutschen Volkskunde“ (ADV) innehatte, vermutet Mandl, dass er Mitglied der deutschen „Forschungsgemeinschaft Ahnenerbe“ war.<sup>150</sup> Einen stichhaltigen Beweis erbringt er allerdings nicht. Gleiches gilt für den Katalog zur Ausstellung „*Jetzt ist er böse, der Tennenbaum. Die Zweite Republik und ihre Juden*“, in welchem es heißt, dass „*Wolfram und ein Teil seiner Mitarbeiter wie Ernst Burgstaller (...) schon im Rahmen der nationalsozialistischen Ahnenerbe-Forschung mit der Erarbeitung eines Atlas der deutschen Volkskunde beauftragt*“ wurden.<sup>151</sup> Treffender ist die Aussage, dass „*in Österreich (...) das SS-Ahnenerbe an der Universität überlebt*“ hat.<sup>152</sup>

Egal ob nun Burgstaller Mitglied des SS-Ahnenerbes war oder nicht, zeit seines Lebens konnte oder wollte er sich von gewissen „völkischen“ und „esoterischen“ Lehren der NS-Jahre nicht lösen. Sowohl sein Engagement für einschlägige Vereine und Zeitschriften wie auch seine Meinungsäußerungen zu umstrittenen Werken dürften dies beweisen. Er war Redaktionsmitglied der Zeitschrift MANNUS, die von 1909 bis 1942 unter der Ägide Gustaf Kossinnas erschien und oft als „Wegbereiter der nationalsozialistischen ‚Propaganda-Archäologie‘“ bezeichnet wird.<sup>153</sup> Sie erschien von 1969 bis 1994 im „rechtsextremen Verlag Peter Wegener“ als Sprachorgan der „Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte“ – welcher Burgstaller ebenfalls

---

<sup>149</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 83 (17.4.1961)

<sup>150</sup> Franz Mandl, Das Erbe der Ahnen. Ernst Burgstaller / Herman Wirth und die österreichische Felsbildforschung. In: Mitteilung der ANISA 19/20 (1999) H. 1/2, 41-67; Gisela Lixfeld, Das „Ahnenerbe“ Heinrich Himmlers und die ideologisch-politische Funktion seiner Volkskunde. In: Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hg. v. W. Jacobeit – H. Lixfeld – O. Bockhorn (Wien/Köln/Weimar 1994) 217 ff.

<sup>151</sup> Jetzt ist er böse, der Tennenbaum. Die Zweite Republik und ihre Juden (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Wien 2005) 90

<sup>152</sup> Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 57

<sup>153</sup> Europäische Gesellschaft. Grundlagen und Perspektiven. Hg. v. Wilfried Loth (Wiesbaden 2005) 28

angehörte.<sup>154</sup> Ein weiteres Beispiel von Burgstallers Nähe zu NS-Forschungen ist sein Engagement zur Unterbringung des Nachlasses von Herman Wirth im österreichischen Felsbildermuseum in Spital am Pyhrn 1985/ 86.<sup>155</sup> Die Vermutung einer persönlichen Bekanntschaft Burgstallers mit Wirth, die Mandl aufs Tapet brachte<sup>156</sup>, bestätigt ein Brief vom 4. April 1970. Aus diesem erfährt man von einem Besuch Ernst und Josefa Burgstallers bei Wirth 1969 in Marburg an der Lahn.<sup>157</sup> Später war Burgstaller Vorsitzender des wissenschaftlichen Kuratoriums der „*Gesellschaft für prähistorische Geschichte, Kultur und Religion UR-EUROPA e. V.*“, die bis 1990 „*Herman-Wirth-Gesellschaft*“ hieß.<sup>158</sup> Mit Werken ähnlich jenen Wirths beschäftigte sich Burgstaller bis an sein Lebensende. Beispielsweise schrieb er am 22. September 1989 einen Brief an Jürgen Spanuth, in welchem er diesen zu seinen Arbeiten mit folgenden Worten gratulierte: „*Ich bin von Ihrer unglaublich umfangreichen Materialkenntnis, Ihrer gewaltigen Literaturbelesenheit und Ihrer bis in die Details der Sachfragen gehenden Beweisführung tief beeindruckt.*“<sup>159</sup> Spanuth war wegen seiner umstrittenen Hypothesen zur Ur- und Frühgeschichte berühmt-berüchtigt.<sup>160</sup>

## Germanophilie

Analysiert man von ihm in dieser Zeit veröffentlichte Artikel, bestätigt sich Burgstallers Germanophilie. „*Räuchern, Schießen und Blasen*“ in den Raunächten waren für ihn z. B. die „*urtümlichste(n) Bestandteile des religiösen Brauchtums der Indogermanen, das schon bestand, bevor sich noch aus*

<sup>154</sup> Jörg Ecker, Die Deutsche Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte. Der Schleswiger Kreis und der Unkeler Kreis. In: *Archäologische Informationen* 25 (2002) 15-21

<sup>155</sup> Franz Mandl, Das Erbe der Ahnen. Ernst Burgstaller / Herman Wirth und die österreichische Felsbildforschung. In: *Mitteilung der ANISA* 19/20 (1999) H. 1/2, 41-67; Gisela Lixfeld, Das „Ahnenerbe“ Heinrich Himmlers und die ideologisch-politische Funktion seiner Volkskunde. In: *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Hg. v. W. Jacobeit – H. Lixfeld – O. Bockhorn (Wien/Köln/Weimar 1994) 217 ff.

<sup>156</sup> Franz Mandl, Das Erbe der Ahnen. Ernst Burgstaller / Herman Wirth und die österreichische Felsbildforschung. In: *Mitteilung der ANISA* 19/20 (1999) H. 1/2, 41-67

<sup>157</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 88: Brief Burgstaller an Wirth (4.4.1970)

<sup>158</sup> Franz Mandl, Das Erbe der Ahnen. Ernst Burgstaller / Herman Wirth und die österreichische Felsbildforschung. In: *Mitteilung der ANISA* 19/20 (1999) H. 1/2, 41-67; www.ur-europa.de, aufgerufen am 30. Juni 2011; Gisela Lixfeld, Das „Ahnenerbe“ Heinrich Himmlers und die ideologisch-politische Funktion seiner Volkskunde. In: *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Hg. v. W. Jacobeit – H. Lixfeld – O. Bockhorn (Wien/Köln/Weimar 1994) 217 ff.

<sup>159</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 90: Brief Burgstaller an Spanuth (22.9.1989)

<sup>160</sup> Vgl. Jürgen Spanuth, *Das enträtselte Atlantis* (Stuttgart 1953); Jürgen Spanuth, *Reich und Schicksal der Germanen* (Tübingen 1965); Jürgen Spanuth, *Die Atlanter: Volk aus dem Bernsteinland* (Tübingen 1976)

*ihrer gemeinsamen nordischen Urheimat die einzelnen Stämme lösten, aus deren einem auch unser Germanentum erwuchs.*<sup>161</sup> Dem NS-Jargon sehr nahe, bewegt er sich in seinem Artikel „*Der Leonhardiritt in Oberdonau*“: „*was hoch im Norden schon längst zu Mythen und Sagen geworden, ist hier bei uns noch lebendiges Brauchtum!*“<sup>162</sup> In den von mir untersuchten Passagen wird Burgstaller allerdings niemals politisch, geschweige denn rassenideologisch.<sup>163</sup> Der Tenor der von ihm zwischen 1930 und 1945 verfassten Artikel zum heimischen Brauchtum war stets derselbe: Egal welcher Brauch, immer hatte dieser – im Sinne der „Kontinuitätshypothese“ – seine Wurzeln in heidnisch-germanischer Zeit. In der Tagespost publizierte er 1939 einen Artikel, der den Leonhardiritt zu Pettenbach behandelte: „*Noch bis in unser Jahrzehnt ragen die mächtigen Ueberlieferungen erhabenen germanischen Brauchtums unserer Heimat herein, gleichgültig, welche der großen Kultzeiten unserer Vorfahren wir auch betrachten. (...) wie es denn auch, sinnbildhaft, das ewige germanische Element als unbesiegbar und lebendig wirksam über der neuen kirchlich-christlichen Form erweist. (...) Die prachtvolle Heerschau edelster Rosse bietet ein überwältigendes Erlebnis, das, uns mit starker Hand über die Jahrtausende hinweghebend, ganz in den Bann des großartigen Geschehens zwingt. Und wie Erinnerungen eignen Lebens steigen Kult und Mythos vor uns auf. (...) als schönster Ausdruck der großen Sonnensehnsucht unseres Volkes.*“<sup>164</sup> 1941 schrieb er einen Artikel über das Fronleichnamfest, in welchem es hieß: „*Jahrhunderte haben so an dem Fronleichnamsfeste gestaltet und es in immer neue Formen gewandelt, aber unbesiegbar in seiner Urkraft lebt hinter den verschiedenen Fassaden das ewige Brauchtum unseres Volkes weiter. Wir müssen nur verstehen, hinter die äußeren Erscheinungsformen zu blicken, tiefer zu schauen und dann tritt uns aus den Mänteln barocken Geistes mit all seiner Naturverbundenheit glücklich entgegen (...) – der germanische Mensch.*“<sup>165</sup> Und in seinem Artikel „*Karfreitagsprozessionen im alten Ried*“ heißt es: „*Aber immer noch knarren die Salven der Ratschentöne über unsere Stadt und verbinden die betriebsame Gegenwart mit den ersten kultischen Aufzügen unserer germanischen Vorzeit.*“<sup>166</sup> Dass solche Aussagen nicht bloß Phrasen waren, beweisen viele Passagen in seiner Korrespondenz. In einem Brief erinnert er sich 1970 an eine Reise nach Skandinavien, bei der er „*mit Ergriffenheit und*

---

<sup>161</sup> Ernst Burgstaller, *Rauhacht im Innviertel*. In: *Innviertler Heimatblatt* 1 (1941)

<sup>162</sup> Ernst Burgstaller, *Der Leonhardiritt in Oberdonau*. In: *Innviertler Heimatblatt* 46 (1941)

<sup>163</sup> Vgl. Hans Fenske u. a., *Geschichte der politischen Ideen* (Frankfurt am Main 2003) 524-532

<sup>164</sup> Ernst Burgstaller, *Der Leonhardiritt zu Pettenbach*. In: *Tagespost* 261 (1939) 5

<sup>165</sup> Ernst Burgstaller, *Der Fronleichnamstag im alten Ried*. In: *Innviertler Heimatblatt* 26 (1941)

<sup>166</sup> Ernst Burgstaller, *Karfreitagsprozession im alten Ried*. In: *Innviertler Heimatblatt* 15 (1941)

*Staunen*“ vor den „*Denkmälern einer großen Vergangenheit*“ stand. Eine besondere Faszination übten auf ihn „*der ‚Sonnenwagen‘ und der ‚Kessel von Gundestrup‘*“ aus. Des Weiteren fügte er hinzu, dass er sich heute „*am meisten den Runensteinen und den Großstein-Denkmalern*“ widmen würde.<sup>167</sup> Laut solcher Textpassagen lässt sich eine gewisse Nähe zur damaligen Ideologie nicht verleugnen. Andererseits steht er damit aber ebenfalls in einer wissenschaftlichen Tradition, die bis ins 18., teilweise 19. Jahrhundert zurückreicht. Voller Pathos und Verklärung wollte man damals die Wurzeln „Deutschlands“ bis in die Ur- und Frühgeschichte zurück verfolgen.

## Blut-und-Boden-Mythologie

Manche Passagen von Ernst Burgstallers Texten weisen ebenfalls eine Nähe zur „Blut-und-Boden-Mythologie“ auf. Am 29. August 1941, also zwei Monate nach Beginn des „Unternehmens Barbarossa“, dem Überfall auf die Sowjetunion, publizierte er folgenden Text: „*So liegt es vor uns mit all seinen Wäldern und Aeckern, umrahmt von der Donau und Salzach und dem Inn und binnenwärts begrenzt von den Höhen des Kobernaußers, Hausrucks, Sallets und Sauwaldes, fruchtbarstes bayerisches Stammland, voll unverbrauchter Menschenkraft und starken Volkstums, das sich in seinem lebendigen Brauchtum und der unverminderten Freude an der Schönheit und Formenfülle der Gehöfte immer wieder neu beweist. (...) So wird uns die Betrachtung der Bauernhöfe nicht nur zu einer künstlerischen Freude, sondern es erwächst aus ihr nahezu eine ethische Pflicht zur Bewahrung des Ueberliefernten, die nicht nur wir städtischen Betrachter, sondern Gott sei Dank auch die bäuerlichen Besitzer selber noch spüren. Denn wie sehr auch mit den immer wieder hinsinkenden Holzbauten ein Stück nach dem andern aus der Kulturlandschaft unserer Heimat herausbricht, in den leblosen neuen Stein- und Ziegelhöfen des 20. Jahrhunderts prangt immer noch das große Heilszeichen des Sonnenrades, Jahrtausende überdauernd, zu tapferen Leben mahnend, die Lebenden schützend und die Toten segnend, die man hinaus auf den letzten Acker trägt.*“<sup>168</sup> Obwohl sich Ernst Burgstaller nicht auf politische Aussagen einließ, klingen manche Passagen des zitierten Textes wie aus einem NS-Propagandabüro. Zwar liest man kein Wort über das NS-Hakenkreuz, an seiner statt findet man jedoch das „*Heilszeichen des Sonnenrades*“, welches auch in anderen Texten immer wieder vorkommt.

---

<sup>167</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 88: Brief Burgstaller an Lauth (23.8.1970)

<sup>168</sup> Ernst Burgstaller, Der schöne Innviertler Bauernhof. Ein großes Erbe, das es zu bewahren gilt. In: Innviertler Heimatblatt 35 (1941) 10



## Zusammenfassung

Ernst Burgstaller war eine faszinierende Persönlichkeit. Dank seiner unstillbaren Wissbegierde und seines immensen Arbeitseifers bezeichnete man ihn als den Doyen der oberösterreichischen Volkskunde. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war es an der Zeit, mehr über den Menschen zu erfahren. Dieser Aufsatz ist hoffentlich ein erster Schritt in diese Richtung. Meiner Meinung nach war Burgstaller ein Getriebener seines Geistes, worunter sein körperliches Befinden ständig zu leiden hatte. Neben großer analytischer Begabung zeichnete ihn eine rege Fantasie aus. Nur der fantasiebegabte Wissenschaftler kann den interessierten Leser zurück in die Zeit begleiten und ihm die Vergangenheit zeigen. In dieser Beziehung war Burgstaller kein Kind des 20. Jahrhunderts, wenngleich vieles in seiner Biografie den Zeitgeist widerspiegelt. In seinen Jugendjahren träumte er sich romantisch verklärt noch in eine germanische Vergangenheit voller Pathos und Edelmüt. Ob er durch die zeitgeschichtlichen Ereignisse geläutert worden ist, bleibt zukünftigen Forschungen zu beantworten. Folgende Passage könnte es jedenfalls vermuten lassen: „Über Ostern waren wir in Wien bei der schönen (...) Ausstellung über das ‚Großmährische Reich‘ (...) Sie ist (...) sehr sehenswert. Ich erinnere mich nur, daß ich beinahe die gleichen Gegenstände schon einmal in der Deklaration ‚großgermanisch‘, dann bei der großen Ausstellung in Schaffhausen als ‚großkeltisch‘ und jetzt als ‚großmährisch‘ gesehen habe. Wie sich doch die Zeiten wandeln!“<sup>169</sup>

---

<sup>169</sup> OÖLA, Nachlass Burgstaller, Sch. 85: Brief Burgstaller an das Institut für Landeskunde von Oberösterreich (14.4.1966)



Gerhard Gaigg

## DIE VEREINNAHMUNG DES BRAUCHTUMS DURCH DEN NATIONALSOZIALISMUS

Bräuche sind Ausdruck menschlicher Gemeinschaften, sind identitätsstiftend für größere und kleinere Gruppen, sowohl nach innen wie auch nach außen. Bräuche sind damit auch Teil der jeweiligen Gesellschaft bzw. der Gesellschaftsordnung und somit immer auch von Veränderungen betroffen, sind nichts Statisches und oft, selbst im Kern, nicht so alt, wie es manchmal scheint und man oftmals glaubt.

Die Änderungen der Gesellschaft, die Abkehr vom ständischen Aufbau, die einsetzende Demokratisierung und damit zusammenhängende Entwicklungen ab etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts veränderten und verändern bis in die heutige Zeit das Brauchtum.

Neue Trägerschichten entstanden. Neben organisierten Zusammenschlüssen, etwa den Zünften und losen Vereinigungen, wie den bäuerlichen Burschenschaften, traten nunmehr die Vereine auf den Plan, sehr früh auch solche, die zum Zwecke der Kulturausübung gegründet wurden, daneben aber auch politisch-ideologische Bedeutung hatten, wie etwa die Sängerbünde, die sehr früh entstanden und dem (groß)deutschen Bürgertum zuzuordnen waren. Eindeutig politisch, ja parteipolitisch, war eine wahre Flut an Vereinen, die im Bereich der Arbeiterkultur entstanden. Für alles gab es einen entsprechenden Verein, Radfahrer, Briefmarkensammler, Radiohörer und natürlich auch Arbeiterchöre und -Musikvereine und auch Arbeitertrachtenvereine. Im 20. Jahrhundert, speziell nach dem Ersten Weltkrieg, existierten so, neben unabhängigen Vereinigungen, solche, die einer ideologischen Richtung zuzuordnen waren. Am deutlichsten sichtbar in den drei großen Turnvereinigungen, den Arbeiterturnern, dem deutschnationalen Turnerbund und den christlich-deutschen Turnvereinen, die übrigens alle auch kulturell sehr aktiv waren.

All diese versuchten mehr oder weniger Bräuche für politische Ziele zu nutzen und mit den jeweiligen ideologischen Gedanken zu versehen, wobei man entweder als Träger bestehender Bräuche auftrat oder neue, ganz spezielle Bräuche entwickelte.

Keine Richtung war jedoch so radikal und so totalitär wie der Nationalsozialismus. Bräuche, egal ob bereits bestehend oder neu geschaffen, waren Teil der Ideologie, ja, ohne sie war diese Ideologie nicht denkbar. Die Richtlinien des „Amtes für Kultur und Volkstum“ der Reichsleitung der HJ

sprechen hier eine deutliche Sprache: „Kulturpolitik ist keine politische, sondern eine rassische Funktion... Also ist unsere erste Aufgabe hier: Den jungen Menschen sein ihm wesensgemäßes Volkstum wieder erkennen zu lassen, überall wo das nur möglich ist. So bei Darbietungen durch Theater, Malerei, Musik, Gesang, kurz bei allen Veranstaltungen, die als Möglichkeit zur Veredelung eines volkhafte Lebensstils auf nordisch-deutscher Grundlage dienen können.“<sup>1</sup>

Denn das nationalsozialistische Kulturverständnis basierte grundsätzlich auf der Vorstellung der gemeinsamen Weltanschauung einer rassenbiologisch bedingten „Volksgemeinschaft“, sowie organisatorisch auf einer von Staat und Partei zentralistisch gelenkten Kulturarbeit. Der nationalsozialistische Kulturtheoretiker Hans Ziegler definierte Kultur 1930 wie folgt: „Kultur ist der Inbegriff aller rassemäßig bedingten geistigen, seelischen und sittlichen Werte eines Volkes und weiterhin aller aus diesen Werten gestalteten Werke, die einem Volke von seinen schöpferischen Persönlichkeiten geschenkt werden. Die Höhe einer Volkskultur erkennt man an der Kraft der Anschauung des Volkes von Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. Voraussetzung für Leben und Gedeihen jeglicher Kultur bleibt aber immer ein rassemäßig gesunder Körper. Kultur pflegen und fördern heißt somit nicht nur die schöpferischen Persönlichkeiten und ihre Werke pflegen, sondern vor allem den Charakter und die Gesinnung im Volke selbst vertiefen.“<sup>2</sup>

Ganz in diesem Sinne äußerte sich der Linzer Kulturstadtrat Othmar Heide bei einer Kulturtagung 1941: „Jede echte Lebensgemeinschaft weiß um den ihr eigenen Ausdruck und sucht ihn vor Überfremdung zu bewahren. Sie kennt die ihr zukommenden höheren Werte, sie trachtet nach deren planmäßiger Förderung im Sinne einer veredelnden Wirkung auf die Gemeinschaft. Aus dieser Erkenntnis ergibt sich für die Führung im nationalsozialistischen Staat eine grundlegende Forderung: Sie muss sich darüber im Klaren sein, welches Kulturerbe ihr anvertraut ist und wie sie es bewahren kann.“<sup>3</sup>

Als Grundlage des nationalsozialistischen Kulturverständnisses waren daher der Begriff einer „Volksgemeinschaft“ und die Auffassung von einer „Volkskultur“ maßgeblich. Der Nationalsozialismus stellte sich selbst als junge moderne Kraft dar, was ihn freilich nicht hinderte, gerade in Kulturfragen extrem antimodernistisch zu agieren. Ein Ziel war der Aufbau des „Wahren deutschen Sozialismus“, des „Sozialismus der Tat“ durch die

---

<sup>1</sup> Karin Stoverock, Bündische Lieder in der Hitler-Jugend. In: Lieder in Politik und Alltag des Nationalsozialismus. Hg. v. Gottfried Niedhart – Georg Broderick (Frankfurt/Mai 1999) 36-37

<sup>2</sup> Hans Ziegler, Praktische Kulturarbeit im Dritten Reich (München <sup>3</sup>1934) 4

<sup>3</sup> Othmar Heide, Die kulturellen Aufgaben der Stadtverwaltung Linz a. D. In: Linz. Erbe und Sendung. Kulturbericht der Stadt Linz (1941) 15-16

Überwindung des Klassendenkens und den Abbau bisheriger soziokultureller Strukturen. Ziel war die Schaffung einer „Volksgemeinschaft“, in der nicht das einzelne Individuum oder eine soziale Gruppe zählte, sondern nur der Einsatz aller für das übergeordnete „Volksganze“. Am besten sichtbar gemacht in der Wehrmacht, wo die „Arbeiter der Faust und der Stirn“ gemeinsam marschieren.

Im kulturellen Bereich steht für diese Intention der Begriff der nationalsozialistischen „Volkskultur“. Volkskultur bedeutete nicht, wie etwa heute üblich, eine sich aus der Tradition entwickelnde, regional geprägte Kultur, sondern war Ausdruck der „Volksgemeinschaft“. Unterschiedliche Klassifizierungen wie Hochkultur, Arbeiterkultur oder bäuerliche Kultur und die Einteilung in kulturelle Epochen zu Gunsten einer nach Völkern und Rassen definierten Kultur wurden aufgegeben bzw. zurückgedrängt. Kultur, welcher Form auch immer, war Ausdruck des gesamten deutschen Volkes, des Deutschtums, herausragende Leistungen Einzelner waren nicht individuelle Leistungen, sondern wurzelten in der gemeinschaftlichen „Volkskultur“, waren primär deren Ausdruck und daher auch für jedermann zugänglich und verständlich zu machen.

Basis der Volkskultur war die germanisch-nordische Rasse, die sich nach nationalsozialistischer Anschauung nicht nur in biologischen Merkmalen, sondern auch in geistig-kulturellen Formen äußerte. Analog zur rein biologischen Rassentheorie galt auch die Kultur als im Laufe der Zeit von fremden Einflüssen überlagert, verfälscht und bedroht. Als hauptverantwortlich dafür galt einerseits das Christentum, das im Zuge der Christianisierung und während der Gegenreformation germanisches Gedankengut umgedeutet hatte, andererseits modernistische Strömungen, die als „amerikanisch“, „bolschewistisch“ und vor allem als „jüdisch“ klassifiziert wurden. Im Vergleich mit den Verfremdungen durch das Christentum, durch die das Germanentum lediglich überdeckt worden war, im Grunde aber weiter bestehen blieb und praktisch nur wieder freigelegt werden musste, galten die „amerikanisch- bzw. bolschewistisch-jüdischen“ Einflüsse als gefährlicher, da sie das Deutsche nicht nur gänzlich zu verdrängen und ersetzen, sondern absichtlich zu zerstören versuchten.

Verbunden damit war eine starke Wertung. Während dem deutschen Volk und der deutschen Kultur quasi eine göttliche Sendung attestiert wurde, wurde die Kultur anderer Völker zurückgestuft, ja diesen sogar abgesprochen. Zur Verwirklichung der nationalsozialistischen Volkskultur galt es daher einerseits das Volkstum, wie es sich vor allem in traditionellen Kulturformen, wie etwa Sage, Lied und natürlich den Bräuchen äußerte, zu fördern,

andererseits die Kultur vor Überfremdungen und allem völkisch Unwerten zu säubern.<sup>4</sup>

Selbst die Symbol- und Bildsprache des Nationalsozialismus war diesen Gedankengängen einer „germanischen Volksgemeinschaft“ untergeordnet. Vor allem die ausgeprägte Feuer- und Lichtsymbolik nahm massenhaft Bezug darauf. Auch das Hakenkreuz wurde immer wieder als nordisches Sonnensymbol interpretiert. Der führende NS-Ideologe Alfred Rosenberg unterschied in polarisierender Art „nordische“ und „vorderasiatische“ Merkmale. Demnach verehrten die Nordvölker Götter des Lichtes, der Sonne und des Tages, die Vorderasiaten solche der Unterwelt und der Nacht. Als nächster Schritt wurden diese negativen Eigenschaften der Dunkelheit auf das Kulturverständnis der nichtarischen Völker übertragen.<sup>5</sup>

Der Linzer Kulturstadtrat Othmar Heide verdeutlichte im September 1941 die Unterschiede zwischen der bisherigen und der neuen Kulturpolitik: „Die vergangene liberalistische Zeit hat die gesamte Kulturführung der privaten Initiative überlassen, und der Staat und seine Organe sind höchstens als wohlwollende Gönner aufgetreten. Die vorhandenen Kräfte haben sich daher in einem üppig wucherndem Vereinskult ausgetobt. Der nationalsozialistische Staat ist selbst bestimmende Instanz der Kulturführung, und seine parteilichen und staatlichen Organe sind verantwortliche Träger der gestellten Aufgaben.“<sup>6</sup> Ausgehend von der Überlegung, dass der Staat für die Grundlagen der Kultur zu sorgen hatte, ergaben sich staatliche Lenkungs- und Zwangsmaßnahmen und die Errichtung einer staatlichen NS-Staatskultur von selbst.

Gerade traditionelle Kulturäußerungen, wie Volkserzählung, Volkslied und Volkstanz und eben auch die verschiedensten Bräuche, waren für eine Einvernahme und Umdeutung durch den Nationalsozialismus geeignet. Denn in ihnen sah man gleichsam Reste des germanischen Erbes. Es war dies freilich keine Erfindung des Nationalsozialismus. Bereits ab dem 19. Jahrhundert hatten sich Wissenschaftler, oft aus dem germanistischen Bereich kommend, mit der Frage der Kultkontinuität befasst. Eine der ersten Veröffentlichungen zur oberösterreichischen Volkskunde von Franz Xaver Pritz aus dem Jahr 1852 trägt den bezeichnenden Titel „Überbleibsel aus dem Alterthume“. Meist unkritisch wurde alles, was als althergebracht galt, als Reste germanischen Lebens betrachtet und mit entsprechenden literari-

---

<sup>4</sup> Gerhard Gaigg, Kultur im Nationalsozialismus. In: Gerhard Gaigg – Alexander Jalkotzy, Volkskultur und Festkultur in Oberdonau. In: Reichsgau Oberdonau Aspekte 1. Hg. v. Oberösterreichischen Landesarchiv (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 2, Linz 2004) 254-256

<sup>5</sup> Albrecht Thöne, Licht-, Feuer- und Dunkelsymbolik in Ideologie und Propaganda des Nationalsozialismus (Diss. Univ. Salzburg 1976) 56-58

<sup>6</sup> Heide, Kulturelle Aufgaben der Stadtverwaltung 16

schen Quellen verknüpft. Während man jedoch in der frühen Forschung noch um Wissenschaftlichkeit im Rahmen der damaligen Erkenntnisse bemüht war, waren im Nationalsozialismus die Ergebnisse vorgegeben, und die Tatsachen wurden daran angepasst, um nicht zu sagen zurechtgebogen und manipuliert. Je mehr man diese Vorstellung eines idealisierten, bäuerlich sesshaften und in Sippen gegliederten Germanentums propagierte, desto notwendiger wurde die Untermauerung dieser Anschauung durch entsprechende Erkenntnisse.

So wurde etwa die amerikanische Herkunft des Muttertages schlichtweg geleugnet und als skandinavisch umgedeutet, die damit verbundene Kommerzialisierung, die zu seiner Ausbreitung in Deutschland seit 1922 beigetragen hatte, als jüdische Geschäftemacherei abqualifiziert und in einem bevölkerungspolitischen und rassenideologischen Sinn mit der Verleihung des Mutterkreuzes neu besetzt.

Natürlich blieb auch der politische Feiertag schlechthin, der 1. Mai, nicht von politischer Einflussnahme verschont. Der erste Mai war von der zweiten sozialistischen Internationale 1889 als „Tag der Arbeit“ beschlossen worden. 1919 wurde er in Österreich zum Feiertag erhoben und wurde bis 1933 als Arbeiterfeiertag mit Aufmärschen und den damals üblichen Massenveranstaltungen, an denen die verschiedensten Arbeitervereine mitwirkten, begangen. 1934 trat am 1. Mai die neue ständestaatliche Verfassung in Kraft, und der Tag wurde als Staatsfeiertag mit Ständeumzügen begangen. Das Datum wurde, wie Dollfuß in einer Rundfunkrede ausführte, ganz bewusst gewählt, „weil der 1. Mai, der Träger der Symbole der erwachenden und erwachten Natur, auch gleichzeitig der Tag der Jugend ist, als Tag der Arbeit gilt und den Beginn des der Muttergottes geweihten Monats kündigt. Der neue Staatsfeiertag am 1. Mai soll die Freude der Jugend und an der Jugend wiederbringen. Der zum Kampftag proletarischen Klassenwahns erniedrigte 1. Mai soll wieder zum Tag aller Arbeiter werden“. Also auch hier eine Vereinnahmung und Verbindung mit anderen Motiven, etwa der erwachenden Natur, und natürlich mit katholischen Glaubenselementen. In den gewissen Grundzügen blieb aber die politische Ausrichtung bestehen. Das neue Konzept konnte jedoch nur wenige überzeugen. Die Feierlichkeiten wurden praktisch nur von Anhängern des Ständestaates bzw. „Zwangsverpflichteten“ besucht.

Der Nationalsozialismus ging weiter. Nicht nur, dass der Begriff der „Arbeit“ nun weiter gesehen wurde und in der Vorstellung der Volksgemeinschaft keine Unterschiede zwischen den einzelnen schaffenden Gruppen gemacht wurde, versuchte man auch, die politischen, profanen Wurzeln zu verdecken und durch die Einbeziehung von Maibäumen und anderen lokalen Brauchelementen eine Kontinuität zu schaffen und die Maifeier als altes germanisches Fest darzustellen. So schrieb die öö. Bauernzeitung über den 1. Mai 1938: „Maibäume haben vom alten Brauchtum gesprochen, das durch

sie verkörpert wird und nun einmündet und sich verbindet mit dem großen nationalsozialistischen Gedanken der Volksgemeinschaft und weiter. Neben dem Braunhemd der Bewegung stand gleichgeachtet die Tracht und schlug eine Brücke von der alten Zeit zu heute.“ Die Aufnahme und die Beteiligung an den verordneten nationalsozialistischen Veranstaltungen war jedoch gering. Während 1938 die Maifeiern im Zuge des Anschlusstaumels noch erfolgreich durchgeführt wurden, kam es bereits ein Jahr später zu einem starken Besucherrückgang, vor allem in der bäuerlichen Bevölkerung war der Tag als Arbeiterfeiertag verankert. In Salzburg, wo man offensichtlich mehr als in Oberösterreich bestrebt war, die bäuerliche Kultur zu integrieren, wurde etwa in Altenmarkt 1941 der 1. Mai als „Tag der Landarbeiter“ begangen, ein aufwändiger Festzug stand ganz im Zeichen des bäuerlichen Jahreskreises. 1943 fand bei Seekirchen ein bäuerliches Maifest mit verschiedenen brauchmäßigen Elementen (Kranzstechen, Volkstänzen, Flurumritt) statt. Interessant ist dabei, dass die politischen Elemente, wie Reden etc., in den Hintergrund traten.<sup>7</sup>

Feiern wie diese sollten Teil eines allumfassenden Fest- und Feiertagsystems sein, welches in seinen Grundzügen einheitlich sein und bisherige Strukturen ablösen sollte. Zur vollständigen Umsetzung kam es freilich nicht. Dennoch hatte sich in Deutschland bereits ein relativ gefestigtes System entwickelt, welches nun quasi unvorbereitet und plötzlich auf Österreich übertragen wurde. Selbst regionale Besonderheiten sollten in das einheitliche Korsett einer zentralistisch verordneten Einheitskultur gepresst werden, umso mehr, als man ja peinlichst bestrebt war, alles, was auch nur im entferntesten auf eine eigene österreichische Identität hinweisen könnte, hintanzuhalten. Kennzeichnend für die einheitliche Gestaltung war – neben der Verwendung von Licht und Feuer – auch der so typische Fahnenkult, der nicht nur in der angeordneten Beflaggung, sondern auch in den diversen Liedern seinen Niederschlag fand.

Von der Bevölkerung wurde dieser radikale Wandel nur zögerlich angenommen. Vor allem die reinen parteipolitischen Feste wie der 30. Jänner (Tag der Machtergreifung), der 24. Februar (Verkündigung des Parteiprogramms) oder der 16. März (Heldengedenktag, Wiedereinführung der Wehrpflicht) wirkten „aufgesetzt“, da sie keinen direkten Bezug zur Entwicklung in Österreich hatten. Angenommen wurde hingegen der 20. April (Geburtstag des Führers, Aufnahme der 10jährigen in HJ bzw. BDM).

Die Propagierung einer eigenständigen Kultur geschah in Österreich großteils nur zögerlich innerhalb des engen vorgegebenen Rahmens. In Wien

---

<sup>7</sup> Christoph Kühberger, Der nationalsozialistische 1. Mai – Umdeutungen und Interpretationen. In: Bräuche im Salzburger Land. Hg. v. Landesverband Salzburger Volkskultur, CD 2 (Salzburg 2003) 1-5



versuchte Baldur von Schirach als Gauleiter ab 1941 an die ehemalige kulturelle Bedeutung der Stadt anzuknüpfen und „wienerische Kultur“ zu forcieren, freilich aus rein persönlichen, egoistischen Gründen.

In größerem Umfang war es jedoch nur die Steiermark, wo versucht wurde, sich von der Berliner Abhängigkeit zu lösen und eine betont steirisch-eigenständige, freilich dennoch nationalsozialistische Kulturpolitik zu betreiben. Der dafür verantwortliche Kulturlandesrat Josef Papesch berücksichtigte dabei nicht nur die besondere geographische Lage als „Grenzgau“, sondern auch das besonders im katholischen Bauerntum vorhandene beharrende Element. So äußerte er sich 1943/44: „Es ist nicht zu verlangen, dass erwachsene Menschen ihre ganze Weltanschauung in so kurzer Zeit umwerfen, es ist für diese Generation genug geleistet, wenn an der Wegräumung der Hemmnisse gearbeitet wird. Der Reichsgedanke wird gepflegt, wenn wir Heimatliches bringen, denn damit verteidigen wir die Heimat und ihre Werte und wer die Heimat verteidigt ist für sein Volk und das Reich, innerhalb dessen seine Heimat liegt.“<sup>8</sup>

Bekannte brauchtümliche Elemente wurden vielerorts eingesetzt, um die Bevölkerung zur möglichst großen Teilnahme zu animieren. So etwa im Landkreis Tamsweg, wo das parteiliche Erntedankfest 1942 mit einem Volksfest kombiniert wurde, sodass man feststellen konnte, „es war erfreulich, mit welcher unwiderstehlicher Anziehungskraft heute noch das alte Volksbrauchtum die Bauern selbst von den entlegensten Berghöfen anzog. Es wurde somit erreicht, dass Volksgenossen, die bisher alles, was mit der Partei nur irgendwie zusammenhing, ängstlich mieden, da waren und in begeisterten Worten über das Erntedankfest sprachen. Wie wichtig gerade die Brauchtums- und Volkspflege auch im Kampf gegen den konfessionellen Gegner ist, hat die Erntefeier im Landkreis Tamsweg gezeigt, wo in vielen Orten die Bauern nicht zur Kirche gingen und lieber den weiten Weg nach Tamsweg zurücklegten, um zum Erntedankfest zurecht zu kommen.“<sup>9</sup>

Im nationalsozialistischen Deutschland gewannen vor allem die Sonnwendfeiern als Weihefeste der Staatsjugend neben den Parteigedenktagen an Bedeutung. Auf relativ einfache und bildliche Weise konnte hier die romanisierende Rückwendung des Nationalsozialismus zu einer germanischen Mythologie umgesetzt werden. Die erwähnte Feuer- und Licht-Symbolik konnte sich hier voll entfalten. Zudem wurde, vor allem bei der Wintersonnenwende, die wachsende Sonne als Symbol des wiedererstandenen Deutschlands aus der Not des Versailler Vertrages interpretiert, während

---

<sup>8</sup> Stefan Karner, *Die Steiermark im Dritten Reich 1938-1945* (Graz <sup>3</sup>1944) 189-205

<sup>9</sup> Christoph Kühberger, *Grenzen der Inszenierung – Die Störanfälligkeit von NS-Veranstaltungen in Österreich*. In: *Jahrbuch des OÖ Musealvereines Gesellschaft für Landeskunde* 145 (2000) 203-204

beim Sommertermin nicht auf die abnehmende Sonne, sondern auf deren höchsten Stand und den längsten Tag, also praktisch auf die „Erfüllung“ des „Sozialismus der Tat“ hingewiesen wurde. Bei den Sonnwendfeiern stand man auch nicht in direkter Konkurrenz mit kirchlichen Feiertagen und konnte die „neue Wahrheit“ wirksam verkünden. Bereits im ersten Jahr des Dritten Reiches feierte vor allem die HJ reichsweit die Sommer-Sonnenwende. Ab 1935 war sie von der Hauptfeier vor 100.000 Zuschauern im Berliner Olympiastadion bis herab in alle Ortsgruppen eine zentral gesteuerte, nach nationalsozialistischem Feierschema überall gleich gestaltete Veranstaltung. Im gleichen Jahr liefen von einem Zentralfeuer auf dem Brocken im Harz bis hin an die Grenzen des Reiches sechs Strahlen, die durch Feuer gebildet wurden, die die SS entzündet hatte. So entstand, zumindest in der Phantasie, ein vollständiges Sonnenzeichen in Reichsgröße.<sup>10</sup>

Dem konfessionellen Gegner, also dem Christentum und besonders der katholischen Kirche, wurde ja, wie eingangs erwähnt, ohnehin vorgeworfen, sich germanisches Brauchtum angeeignet und dieses ausgenutzt zu haben. Dieses sollte nun vom kirchlichen Einfluss wieder in die Obhut von Staat und Partei kommen, um wieder seine ursprüngliche Bedeutung zu erhalten. In einem Bericht der Sicherheitsdirektion Linz über das religiöse Leben vom November 1942 heißt es: „Es genügt keinesfalls, gegen alteingeführte Volksbräuche, die die Kirche ausnützt, mit Gewaltmaßnahmen einzuschreiten. Die weltanschaulichen Gegner können sich nur solange auf die Gestaltung angeeigneter deutscher Volksbräuche stützen, als nicht die Partei ihrerseits die Initiative ergreift und die Menschenführung auch an den Feiertagen des Volkes bei festlicher und ernster Gelegenheit übernommen hat.“<sup>11</sup>

Dieses Verdrängen, ja Verbot christlichen Gedankengutes, die Aneignung und Regermanisierung wird am deutlichsten bei der Feier des Weihnachtsfestes, des „deutlichsten aller deutschen Feste“, wie es Goebbels genannt hat. Innerhalb von rund 20 Jahren wurde so aus dem christlichen Fest der Geburt des Erlösers ein altgermanisches Sippenfest. Diese Entwicklung ist eng verknüpft mit der Entwicklung der nationalsozialistischen Partei und des Staates.

Der Vorwurf, das Christentum hätte altgermanisches Brauchtum, vor allem der Wintersonnenwende, anektiert und nutze es aus Spekulation aus, erscheint ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert und verstärkt sich ab der Jahrhundertwende. Vor allem antiklerikale Kreise waren in diese Richtung tätig. Nationale Vereinigungen veranstalteten Julfeste, und auch die Sozial-

---

<sup>10</sup> Thöne, Licht-, Feuer- und Dunkelsymbolik 18-31; Gerhard Gaigg, Deutsche Weihnachten. Zur Umwandlung des Christfestes im Nationalsozialismus. In: ÖÖ. Heimatblätter H 3/4 (2005) 187-189

<sup>11</sup> Kühberger, Grenzen der Inszenierung 207

demokratie propagierte die Feier der Wintersonnenwende. Vor allem letzterer ging es erster Linie dabei um eine konfessionelle Neutralisierung und ein Zurückdrängen kirchlichen Einflusses und nicht um eine totale Vereinnahmung für eigene Anschauungen wie beim Nationalsozialismus.

In einer ersten Phase, ab Mitte der 20er Jahre, erfolgt hauptsächlich im internen Kreis der Parteiformationen eine Vermischung christlicher mit vorgeblich germanischen Elementen, wobei erstere vereinnahmt und langsam verdrängt werden. So hieß es etwa in der Julrede der Linzer Turngemeinde Jahn: „Von einem Heilande singen in dieser Nacht die Menschen Lieder. Nach einem deutschen Heiland rufen unsere Herzen sehnsüchtig.“ Und weiter: „Der Stern, der uns zur Krippe des Erlösers führen soll, bleibt über unseren eigenen Häuptern stehen.“ Christus wird gleichsam arisiert, wenn es heißt: „Die Verehrung der Lichtgestalten Balder, Mithras und Christus ist besonders den arischen Völkern zu eigen.“ Und Adolf Hitler selbst scheute sich nicht, in seiner Weihnachtsbotschaft 1928 Christus als Symbol, freilich nicht als Friedensbringer, sondern als Kriegsheld, hinzustellen. 1933, bei den ersten Weihnachten nach der nationalsozialistischen Machtübernahme, wurde der Erlöser Christus dem Retter Hitler gleichgestellt. Und bei einer pompösen Weihnachtsfeier der Reichsbahndirektion in Berlin erklang das Horst-Wessel-Lied neben dem Lied „Oh du Fröhliche“ und traten SA-Männer in Uniform bei einem Krippenspiel auf.

Doch nun wurden die Umformungen öffentlich, schärfer und sollten die gesamte Bevölkerung bis in den privaten Bereich umfassen. Statt christlicher Vergleiche war nun von der Vorsehung, von einer auserwählten Stellung und Sendung Deutschlands in einem gottgewollten Weltenbauplan die Rede. Der Adventkranz mutierte zum Jul- oder Sonnwendkranz, das Christkind zum Lichtkind. Der Christbaum zum Jul- oder Lichterbaum, der mit Selbstgebasteltem, etwa Runen und anderen germanischen Symbolen geschmückt wurde. „Hinaus mit dem Davidstern, schmückt euren Weihnachtsbaum mit dem Hakenkreuz“, hieß es nun. Überhaupt wurde nun vermehrt die Verbindung zwischen Judentum und Christentum hergestellt. Auf Weihnachtslieder wie „Zu Bethlehem geboren“ können „die Deutschen wohl verzichten“. Hatte 1924 die „Linzer Volksstimme“ noch die Erhaltung von Weihnachtskrippen propagiert, wurde ihnen nun ihr religiöser Gehalt abgesprochen und lediglich ein künstlerischer Wert zugebilligt. Weihnachtsfeiern der Parteiorganisationen entsprachen nun genau dem NS-Festschema mit Fahneneinmarsch und Treuebekanntnis. Unmissverständlich wurde 1937 klargestellt: „Es besteht für uns keinerlei Veranlassung, in der Volksweihnacht Engel, Hirten oder Gestalten der kirchen-christlichen Legende auf die Bühne zu bringen.“

Vermerkt rückte die Wintersonnenwende in den Blickwinkel, da man die Sonnwendfeier als urgermanisch betrachtete und im Aufsteigen der Sonne

ein Symbol des Aufstiegs des nationalsozialistischen Deutschland aus der Nachkriegsnot sah.

Mit dem Zweiten Weltkrieg beginnt eine neue Phase in der Umformung des Weihnachtsfestes. Nicht nur, dass die Feiern selbst unter den Einschränkungen und der Sorge um die Angehörigen im Felde litten. Kriegsweihnacht ist Volksweihnacht. „Lasst uns bedenken, dass der Bolschewismus das Weihnachtsfest ausgerottet und das der Amerikanismus es zu einem Rummel mit Jazz und Barbetrieb verunstaltet hat, dann wissen wir, dass wir gerade im Kriege Weihnachten begehen müssen, denn auch dafür, dass wir dieses Fest behalten, stehen unsere Soldaten Wacht“ heißt es 1944. Der Einbeziehung und Ehrung der Gefallenen wird nunmehr breiter Raum gewidmet, Weihnachten zum Fest der altgermanischen Sippongemeinschaft, die ihrer Toten und deren unsterblichen Tatenruhmes gedenkt, hochstilisiert. Weihnachten 1944, also zu einer Zeit, als die alliierten Truppen die Grenzen des zerstörten Deutschlands erreicht und überschritten hatten, wird bei der „Deutschesten Weihnacht in diesem Krieg“ die Wintersonnenwende als Symbol für die Unbesiegbarkeit und die Wende des Kriegsglückes bemüht.

Diese Umwandlung nicht nur des Weihnachtsfestes, sondern auch anderer Bräuche blieb freilich nur die Wunschvorstellung, wie sie in Publikationen und den zahlreichen Schulungsunterlagen veröffentlicht wurde. In der Praxis wurden größere Bevölkerungsschichten nur kaum und oberflächlich erfasst. Die Gründe dafür sind vielfältig. Die beharrenden Elemente, vor allem in der ländlichen Bevölkerung stärker als angenommen, und auch die kurze Zeitspanne der Umsetzung, in Österreich noch dazu großteils durch den Weltkrieg geprägt, sind dafür verantwortlich. Nach dem Ende des Nationalsozialismus blieb nur wenig über. Symbole, die spezielle Inszenierung und alles, was ganz klar nationalsozialistisch war, verschwand sofort. Am ehesten blieben noch Vorstellungen von der germanischen Kulturtradition bis in die Gegenwart erhalten. Der Aufbau eines neuen Österreichbewusstseins, welches nun nicht mehr so sehr den deutschen Charakter betonte, trug mit dazu bei, dass wieder unpolitische Kulturarbeit geleistet werden konnte und kann.<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> Gaigg, Deutsche Weihnachten 179-199

Gernot Heiss

KINDERERZIEHUNG UND JUGENDKULTUR  
1940 – 1960  
unter besonderer Berücksichtigung der  
Biographie von Othmar Zechyr

*Es gibt [...] keine „glückliche Kindheit“ (Haneke 2009)<sup>1</sup>*

Die 1940er Jahre: Kindheit in der Kriegs- und  
Nachkriegszeit

Michael Haneke meinte in einem Interview zu seinem Film „Das weiße Band. Eine deutsche Kindergeschichte“ (D/A/F/I 2009): „Es gibt wunderbare Momente in der Kindheit durch die unverbrauchte Intensität der Gefühle, aber keine ‚glückliche Kindheit‘. Als Kind ist man besonders abhängig, und jede Demütigung wird besonders stark empfunden.“ Psychoanalyse und Psychologie scheinen das zu bestätigen: Es gibt keine Kindheit ohne die für das Kind äußerst schmerzhaften Trennungen und Zurückweisungen, ohne Erlebnisse, die vom Kind dramatisch bis traumatisierend erfahren werden, keine Kindheit ohne psychische Verletzungen, Kränkungen, Demütigungen.

In der Relation freilich variieren sowohl die Dramatik der Erlebnisse, wie sie von den Bezugspersonen gesetzt werden, als auch die Probleme des einzelnen Kindes und die Unterstützung durch sein Umfeld bei der psychischen Verarbeitung der Erlebnisse stark. Das Beispiel der von Hass „beseelten“<sup>2</sup> Kindheit des Linzer Zeichners Othmar Zechyr steht im Zentrum der folgenden Ausführungen.<sup>3</sup> Es soll versucht werden, diesen Einzelfall, der gewiss

---

<sup>1</sup> Gespräch, das Thomas Assheuer am 7.11.2009 in Wien mit Michael Haneke zu „Das weiße Band“ führte. In: Nahaufnahme. Michael Haneke. Gespräche mit Thomas Assheuer (Berlin 2010) 167

<sup>2</sup> Bettina Hochhauser, Othmar Zechyr, Zeichnen: eine energetische Disziplin (Diplarbeit Univ. Salzburg 1994) 57 und 73 zitiert ihr Gespräch mit Zechyr vom 21.1.1991.

<sup>3</sup> Insofern es sich um die Biographie von Othmar Zechyr handelt, übernimmt der Beitrag das meiste aus meinen beiden, in Details auch weiterführenden biographischen Aufsätzen: Gernot Heiss, Angst, Hass und Widerstand. Der Zeichner Othmar Zechyr und die Fürsorgeerziehung der 1950er Jahre. In: Wegscheid. Von der Korrekptionsbaracke zur sozialpädagogischen Institution. Hg. v. Michael John – Wolfgang Reder (Linz 2006) 67-83; Gernot Heiss, „Eine Stille darstellen, die ärger ist als eine Explosion!“ Othmar Zechyr, 1938 – 1996. In:

außergewöhnlich war, dennoch in die allgemeinen Bedingungen für Kindheit und Jugend in den 1940er und 1950er Jahren einzuordnen und einige Folgen der Erziehung am Einzelfall und in dieser Generation allgemein abzuschätzen.

Den Schmerz der Trennung und Zurückweisung erfährt jedes Kind, freilich in einem unterschiedlichen Ausmaß. Verstärkt wird er vor allem durch den Mangel an Zeit, an Geduld und an zärtlicher Zuneigung der Bezugspersonen, deren Hilfe auch zur Bewältigung des Schmerzes gefordert ist. In den 1940er Jahren, d. h. während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren, war der Anteil der allein erziehenden Mütter besonders hoch: es waren unverheiratete Mütter, Frauen, deren Männer als Soldaten im Krieg, in Kriegsgefangenschaft oder gefallen waren. Alleine für die Erziehung zuständig zu sein, bedeutete für diese Frauen eine kaum zu bewältigende Belastung, nachdem auch die allgemeine Situation durch Kriegszerstörungen, extrem schlechte Versorgung mit Nahrung, Einschränkung der Freizügigkeit, Verlust der Ersparnisse etc. besonders schwierig war. Der Alltag war schwer zu meistern. Diese Frauen hatten kaum Zeit, sich mit ihrem Kind bzw. ihren Kindern ruhig zu beschäftigen und sie zu beaufsichtigen; die physische und psychische Überforderung führte wohl in vielen Fällen zu Ungeduld, zum Verlust der Selbstkontrolle und zu Aggressionen etc. Geschrei, Beschimpfungen, „Züchtigungen“ – körperliche und psychische – waren häufig die Folgen, in einer Zeit, in der körperliche Strafen und Demütigungen noch nicht verpönt bzw. verboten waren, sondern als probate Erziehungsmittel angesehen wurden.<sup>4</sup>

Die Mutter des Zeichners Othmar Zecher, der seit 1965 mit Zechyr signierte,<sup>5</sup> war die ledige Mutter von fünf Kindern: 1931 hatte sie eine Tochter geboren, 1938 kamen Othmar und seine Zwillingsschwester Helga zur Welt und zwei weitere Söhne 1941 und 1945. Die Mutter verschwiegen den Kindern den Namen der Väter. Jener von Othmar und Helga war ein häufig beschäf-

Othmar Zechyr, Zeichnungen 1966 – 1996. Hg. v. Peter Baum u. a. (Wien/München 2001) 10-23

<sup>4</sup> Peter Malina, Kindsein im Nationalsozialismus. Für eine tiefgehende Wahrnehmung der eigenen Geschichte. In: *Geraubte Kindheit: Kinder und Jugendliche im Nationalsozialismus*. Hg. v. d. Bundesjugendvertretung, red. v. Klaus Kienesberger (Wien 2010) 57-86; Malina betont, dass im Nationalsozialismus die Erziehung im Sinne der „schwarzen Pädagogik“ dominierte; die Erziehungsmethoden, die seit dem Buch von Katharina Rutschky von 1977 unter diesem Sammelbegriff zusammengefasst werden und die mit dem Ziel der Ein- und Unterordnung auch mit Gewalt und Einschüchterung agieren, um den widerständigen Eigenwillen zu brechen, prägen freilich auch die Zeit nach dem Nationalsozialismus, wohl bis in die 1960er Jahre.

<sup>5</sup> Im Text wird Zechyr verwendet, wenn es sich um Informationen aus seinen späteren Erzählungen oder um ihn als Künstler handelt, und meistens nur der Vorname Othmar, wenn es um Informationen aus Quellen der 1940er und 1950er Jahre geht. Der Name des Vaters und die Vornamen der Mutter und der Halbgeschwister sind mir aus den Akten bekannt, werden im Beitrag jedoch nicht genannt.

tigungsloser, sehr oft straffällig gewordener Oberösterreicher, der sich nun der Zahlung der Alimente entzog, indem er seine Arbeitsplätze und Wohnorte rasch wechselte. Im Jänner 1940 drohte ihm der Fürsorgebeamte, er würde „die Einweisung in eine Arbeitsanstalt durchführen“, falls er „sich einer solchen Zwangseintreibung [der Alimente] durch Verlassen des Arbeitsplatzes“ weiterhin entzöge.<sup>6</sup> Ob das Verfahren, das drei Monate später in Linz lief und in dem es um die Verhängung einer „vorbeugenden polizeilichen Maßnahme“ ging, mit dieser Androhung des Fürsorgebeamten zusammenhing oder mit der Zahl und Regelmäßigkeit seiner Straftaten, ist aus den Akten nicht eindeutig zu klären. Im April war noch von der „Vorbeugehaft“ Abstand genommen worden,<sup>7</sup> im August wurde sie jedoch verhängt.<sup>8</sup> Im Verwarnungstext, den der wegen 26 kleinerer Delikte Vorbestrafte im April unterschreiben musste, heißt es: „Es ist mir eröffnet worden, dass ich auf Grund meiner Vorstrafen – meines asozialen Verhaltens – als Berufsverbrecher – als asoziales Element – anzusprechen bin“, und „dass zunächst von einer vorbeugenden Maßnahme [...] Abstand genommen worden ist, um mir die Rückkehr in die Volksgemeinschaft zu erleichtern.“ Ende 1940 verliert sich seine Spur. Der Akt zu seiner Person, den die Linzer Kriminalpolizei anlegte, enthält als letztes Stück ein Schreiben des Gendarmeriepostens Naarn / Kreis Perg vom 16. März 1942: Auf die Anfrage der Linzer Kriminalpolizei wurde von der Aussage der Mutter des Gesuchten berichtet, dass er im Jänner 1942 einmal bei ihr übernachtet und erzählt habe, „dass er in Russland bei der Organisation Todt<sup>9</sup> sei. Er trug auch eine Uniform und [es] stand auf einer Armbinde geschrieben ‚Truppenführer der Organisation Todt‘“; er habe kein Reiseziel angegeben und sie habe auch seither nichts von ihm gehört.<sup>10</sup> In den Berliner Akten zu seiner Wehrmachtsdienstzeit gibt es keinen Hinweis auf die Organisation Todt, wohl aber finden sich Truppenmeldungen über seine Teilnahme an verschiedenen „Unterführer“-

---

<sup>6</sup> Archiv der Stadt Linz, Fürsorgeakten zu Othmar und Helga im Fürsorgeakt für alle 5 Kinder, Nr. 422-5 Zecher 1938-1941 (enthält aber auch Akten davor und danach) [im folgenden: AStL, Fürsorgeakt Zecher], Jugendamt der Stadt Linz an den Vater von Othmar Zecher (Briefkonzept vom 13.1.1940, hinaus gegeben am 2.2.1940)

<sup>7</sup> OÖLA, Sicherheitsdirektion Linz, Kriminalpolizei, Sch. 3, Zl. 316 [im folgenden: OÖLA, Sicherheitsdirektion], Verwarnung eines Berufsverbrechers, Staatliche Kriminalpolizei Linz, 15.4.1940, sowie „Verhandlung“ mit Verwarnungstext und Unterschrift des Verwarnten vom selben Datum

<sup>8</sup> OÖLA, Sicherheitsdirektion, Staatliche Kriminalpolizei Linz an Landesgericht Linz (Briefkonzept vom 6.8.1940), sowie Einlieferungsanzeige des Polizeigefängnisses Linz (Or. vom 2.10.1940)

<sup>9</sup> „Die Organisation Todt war eine nach militärischem Vorbild organisierte Bautruppe“, die 1938 gegründet und in den Kriegsjahren zunehmend mit Zwangsarbeiterrekrutierung ausgebaut wurde. Der Nachfolger des Begründers der Organisation Fritz Todt (1891-1942) als „Führer“ der OT und als Minister „für Bewaffung und Munition“ war Albert Speer. ([http://de.wikipedia.org/wiki/Organisation\\_Todt](http://de.wikipedia.org/wiki/Organisation_Todt), 4.1.2012)

<sup>10</sup> OÖLA, Sicherheitsdirektion, Gendarmerieposten Naarn, Kreis Perg, an die Staatliche Kriminalpolizei Linz (Bericht vom 16.3.1942)

Lehrgängen bis zuletzt vom 1. Oktober 1944 beim „Wehrkreis-Unterführerlehrgang 15/XII Kampfgruppe Heitmann.“<sup>11</sup>

In den Jahren nach Kriegsende blieben die Nachforschungen des Jugendamtes der Stadt Linz zum Vater von Othmar und Helga erfolglos. In den Fürsorgeakten der beiden Kinder ist zu ihm ein Kreuz mit „Mauthausen“ (ohne Datum) vermerkt,<sup>12</sup> und in einem Gerichtsakt wird 1956 behauptet, er sei im Krieg gefallen.<sup>13</sup> Zechyr erzählte mir in den 1970er-Jahren, bei einer seiner Gerichtsverhandlungen habe der Richter erwähnt, dass sein Vater als Widerstandskämpfer hingerichtet worden sei. In den Listen der Toten des KZs Mauthausen wurde kein Hinweis zu seiner Person gefunden<sup>14</sup> und in den Wehrmachtsakten keine „amtliche Vermisst- oder Todesmeldung“,<sup>15</sup> denn Othmars Vater starb erst am 9. März 1980 in Salzburg.<sup>16</sup> Für Zechyr aber ergab sich durch die Äußerung des Richters bei der Gerichtsverhandlung und da er sonst gar nichts von seinem Vater wusste die Möglichkeit, ein passendes Bild des Vaters zu entwerfen: Der Widerstandskämpfer, ein kommunistischer Aktivist und Antifaschist, mehrmals war er in Zechyrs Erzählung auch „Russe“<sup>17</sup>, entsprach Zechyrs Vorstellungen von seiner Herkunft, die – wohl mehr als die Befunde der Akten – für sein Denken, sein Auftreten und sein Verhalten wichtig waren.

Frau Zecher gebar am 28. Mai 1938 die Zwillinge Othmar und Helga in der Klinik in Linz. Da sie Herz- und Nierenprobleme hatte und erholungsbedürftig war, wurden die Zwillinge aus dem Spital direkt in das Evangelische, bald NSV Säuglingsheim „Mühle“ in Gallneukirchen gegeben. Ursprünglich sollten sie nur 14 Tage bleiben. Helga starb hier im Alter von 13 ½ Monaten am 10. Juli 1939, was nach heutiger Meinung auf für den Zwillingenbruder im Säuglingsalter durch die enge Bindung mit ihr traumatisierend gewesen sein muss. Othmar blieb – nach dem Säuglingsheim im Evangelischen Waisenhaus/NSV Jugendheim Weikersdorf bei Gallneukirchen – bis zum 9. No-

---

<sup>11</sup> Antwort der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht auf meine Anfrage, Berlin 2.2.2012

<sup>12</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Grundblatt zu den Akten über Othmar und Helga

<sup>13</sup> Österreichisches Staatsarchiv, Abt. Archiv der Republik, Bundesministerium für Justiz, Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030 (Othmar Zecher) [im folgenden: AdR BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030] 1-9, hier 1, Bezirksgericht Korneuburg (Beschluss vom 31.1.1956)

<sup>14</sup> Anfrage im Archiv zum KZ Mauthausen im Innenministerium; OÖLA Totenlisten – Konzentrationslager Mauthausen, Jahressbände, Ende 1941 bis 1945

<sup>15</sup> Antwort der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht auf meine Anfrage, Berlin 2.2.2012

<sup>16</sup> Lt. Auskunft der Pfarre Naarn im Machland und des Standesamts Salzburg

<sup>17</sup> Hochhauser, Zechyr 73 zitiert ihr Gespräch mit Othmar Zechyr vom 21.1.1991.



vember 1942,<sup>18</sup> kam also erst mit ca. 4 ½ Jahren und ein Jahr nach der Geburt seines ersten Halbbruders zu seiner Mutter.<sup>19</sup>

Über die Erziehung im Säuglingsheim „Mühle“ in Gallneukirchen und im Evangelischen Waisenhaus/NSV Jugendheim Weikersdorf bei Gallneukirchen ist aus den Akten zu Othmar nichts zu erfahren. Die harten, gewaltsamen, „ertüchtigenden“ „Prinzipien“ der Heimerziehung während des Krieges<sup>20</sup> dürften in den Heimen des Evangelischen Diakoniewerkes Gallneukirchen durch die Weiterverwendung der Diakonissinnen auch nach der Übernahme durch die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) abgemildert gewesen sein. Das konnte freilich die Ermordung der Menschen mit körperlicher und geistiger Behinderung, die in anderen Heimen der Diakonie in Gallneukirchen lebten und arbeiteten, nicht verhindern.<sup>21</sup>

Nachdem er seine ersten Lebensjahre, die für die Entwicklung des Kindes so entscheidend sind, im Säuglingsheim und im Kinderheim verbracht hatte, kam Othmar in die Obsorge der Mutter. Die Fürsorger und Fürsorgerinnen berichteten in den folgenden Jahren über die Klagen der Kindergärtnerinnen, Hausbewohner und später der Volksschullehrerin, dass Othmar von der Mutter schwer misshandelt würde. Von den Kindergärtnerinnen wurde von „blauen Striemen am Gesäß und zerschundenem Gesicht“ berichtet,<sup>22</sup> von „Prügelspuren“ am ganzen Körper und dass die Mutter „wie immer bestreitet“, Othmar geschlagen zu haben; „selbst das Kind gibt an, sich selbst gestoßen zu haben.“<sup>23</sup> Die Strafe galt dem Bettnässen des Vierjährigen, und beides eskalierte in den folgenden drei Jahren, die „Missetat“ wohl durch die „Erziehungsmaßnahme“ der Mutter und deshalb lediglich zu Hause. In der ersten Klasse Volksschule (1944/45) wurde es nicht besser. Die Klassenlehrerin schrieb, das Kind „gibt zu keinen besonderen Klagen Anlaß. Der Schüler faßt sehr schnell auf, kann gut lesen und schreiben. Er fügt sich, weil Einzelgänger, schwer in die Gemeinschaft. [...] [Nach zwei Fehltagen] kam der Junge mit auffallend geschwollenen und rotblau unterlaufenen Tränensäcken zur Schule. Auf meine Frage, wovon er diese entzündeten Stellen hätte, gab er mir zur Antwort: ‚Die Mutter sagte, ich sei aus dem Bett gefallen.‘

---

<sup>18</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Abrechnungen über die Aufenthaltskosten

<sup>19</sup> In den Fürsorgeakten wurde dennoch immer wieder behauptet, er sei von seiner Geburt an bei der Mutter gewesen. Man könnte daraus schließen, dass die Fürsorgebeamten damals die Folgen, die die Unterbringung des Säuglings und Kleinkindes im Heim für die Sozialisation des Knaben hatte, nicht erkannten bzw. für nicht wesentlich hielten.

<sup>20</sup> Vgl. Malina, *Kindsein passim*

<sup>21</sup> Vgl. Ulrike Repolusk-Schüle, *Euthanasie im Dritten Reich. Die Aktion T4 in Bethel und Gallneukirchen* (Dipl.arbeit Univ. Wien 1997)

<sup>22</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 10.3.1943

<sup>23</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 7.2.1944

Die Frage, ob er selbst von dem Sturz aus dem Bett wüßte, verneinte er und bekräftigte sein ‚Nein‘ mit den Worten: ‚Die Mutter hat es aber gesagt‘.<sup>24</sup>

Nach den Beobachtungen der Fürsorgebeamten verprügelte die Mutter nur Othmar, während sie die anderen Kinder „verwöhnt[e] und sichtlich besser behandelt[e]“<sup>25</sup> und zum 1945 geborenen Säugling „sehr innig“ war.<sup>26</sup> Alle Kinder seien sauber gehalten, heißt es in den Akten, es gab also keine äußere Verwahrlosung. Die Mutter lehnte die Fürsorgebeamten völlig ab; sie wurde „bei jeder Rücksprache renitent“<sup>27</sup>, und die Babyausstattung für ihren 1945 geborenen Sohn lehnte sie mit den Worten ab: „Sie brauche nichts vom Jugendamt!“<sup>28</sup> Im konsequenten Leugnen der Herkunft der blauen Flecken durch den misshandelten Knaben wird deutlich, dass die Mutter die Abschottung der Familie auch bei ihren Kindern durchsetzte. Die Ablehnung der Fürsorge, die nicht als Unterstützung, sondern nur als Kontrolle empfunden wurde, war und ist gewiss ein weit verbreitetes Phänomen. Diese Kontrolle wurde durch die rechtliche Zurücksetzung der allein stehenden Mutter wohl noch stärker empfunden. (Einiges änderte sich hier durch die Reformen in der „Ära Kreisky“, und erst 1991 konnte eine Mutter auch die gesetzliche Vertretung für ihr uneheliches Kind übernehmen.<sup>29</sup>) Im Fall der Familie Zecher dürfte die Abwehrhaltung gegen das behördliche Eindringen in den Bereich der Familie, worin Mutter und Kinder einig waren, auch eine der Wurzeln für das spätere anarchistische<sup>30</sup>, gegen staatliche Kontrollorgane gerichtete Denken Zechyrs gewesen sein.

Die Situation änderte sich im Sommer 1946: Im März 1946 hatten Hausparteien noch den Fürsorgebeamten herbeigerufen, weil die Mutter „auf ihr Kind Ot[h]mar wieder einmal besinnungslos einschlug“.<sup>31</sup> Im September bemerkten die Hausparteien nichts mehr von „schlechter Behandlung“.<sup>32</sup> Der Lehrer berichtete im folgenden Schuljahr, dass „der Schüler [...] sehr brav

---

<sup>24</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Lehrerin an das Stadtjugendamt Linz, 8.11.1944

<sup>25</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, [erste Hälfte 1944]

<sup>26</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 30.1.1946

<sup>27</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, [erste Hälfte 1944]: „und rühmt sich der guten Pflege u. Erziehung ihrer Kinder.“

<sup>28</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 30.1.1946

<sup>29</sup> Nach den Reformen 1970 hatte die Fürsorge noch die gesetzliche Vertretung des unmündigen unehelichen Kindes behalten; vgl. „Als lediges Kind geboren ...“ Autobiographische Erzählungen. 1965 – 1945. Hg. v. Petr Eigner u. a. (Wien/Köln/Weimar 2008) 319

<sup>30</sup> Zu Zechyrs individualanarchistischer Einstellung vgl. Dieter Schrage, Othmar Zechyr, ein Zeichner, ein „Anarchist brut“, ein Freund. In: Zechyr, Zeichnungen 63-65

<sup>31</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 13.3.1946: Die Kindsmutter „äußerte u. a.: ‚lieber einen toten als einen ungeratenen Sohn!‘ Bezügl. des H[au]sb[esuchs] und der Hausparteien äußerte sie, daß sie nächstens den Jungen in den Wald zerren und ihn dort schlagen werde, wenn sie schon im Hause nicht machen kann, was sie will. Der K[inds]m[utter] Mißhandlung und Anzeige vor Augen geführt und entsprechend ermahnt.“

<sup>32</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 26.9.1946

und wie umgewandelt sei“<sup>33</sup> und auch dass die Mutter „inzwischen etwas verständiger geworden zu sein scheint“.<sup>34</sup> Diese Wende dürfte mehrere Gründe gehabt haben: Nach dem Vorfall im März 1946 hatte die Fürsorge der Mutter mit einer Anzeige gedroht und die Kontrolle durch Hausparteien und Lehrer neuerlich eingefordert. Beim Hausbesuch des Fürsorgebeamten zwei Tage nach dem Vorfall verhielt sich die Mutter ausnahmsweise einsichtig „und erklärte, das Jugendamt könne beruhigt sein, sie sei [nun, GH] Methodistin und habe ihrem Herrgott fest versprochen, den Jungen nicht mehr anzurühren.“<sup>35</sup> Die Methodistengemeinde scheint ein stabilisierender Faktor geworden zu sein.<sup>36</sup>

1982 erzählte Zechyr, er habe „zu seiner Mutter eine sehr schlechte Beziehung gehabt, er wäre schon sehr jung von zuhause ausgerissen und hätte seine Mutter jetzt zwanzig Jahre nicht gesehen. Seine Mutter [...] wäre gerne Sängerin geworden und hat geschrieben, aber aus all dem wurde nichts, zuletzt konnte sie als Bedienerin arbeiten, [...] also ihr ganzes Leben hat sie nicht verwirklichen können, was in ihr gesteckt ist. Sie hat dann noch vom nächsten Mann zwei Kinder bekommen, zu denen sie aber eine bessere Beziehung gehabt hätte als zu ihm. Er wäre nur von den Schlägen großgezogen worden, die pausenlos mit aller Wucht auf ihn einprasselten. Das ganze Unglück der Mutter, ihre Nicht-Lebensverwirklichung drückte sich darin aus.“ Falls irgendjemand etwas Positives über Othmar gesagt habe und er das aufnahm, so hätte die Mutter das sofort im Keim erstickt. So habe er „eigentlich nie Liebe erfahren, aber das hätten dann seine ersten sehr schönen, um vieles älteren Freundinnen wieder gut gemacht.“<sup>37</sup>

Nach Abschluss der Hauptschule 1952 besuchte Othmar die graphische Abteilung der Staatsgewerbeschule bei Prof. Ikrath in Linz, und es hieß dazu: „Er zeigt für dieses Fach großes Talent“.<sup>38</sup> „Othmar besucht gerne und mit gutem Erfolg die Staatsgewerbeschule.“<sup>39</sup> Nach dem ersten Jahr verließ er jedoch die Schule; kleine Hinweise in den Akten lassen vermuten, dass es nicht nur wegen der kleineren disziplinären Schwierigkeiten geschah, sondern dass die Mutter die Lehrmittel nicht bezahlen konnte bzw. wollte. Er trat – laut Jugendamt „wegen seiner zeichnerischen Fähigkeiten“<sup>40</sup> – eine

<sup>33</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 20.11.1946

<sup>34</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 27.2.1947

<sup>35</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 30.3.1946

<sup>36</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 22.5.1948: „Mutter ist eine eifrige Methodistin, will nach wie vor vom Jugendamt nichts wissen.“

<sup>37</sup> Dorothea Schafrank, Aufzeichnung über ein Gespräch mit Othmar Zechyr, Wien, 16.3.1982, Typoskript.

<sup>38</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 13.11.1952

<sup>39</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 4.3.1953

<sup>40</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Magistrat der Landeshauptstadt Linz, Jugendamt, an die Bundeserziehungsanstalt für Erziehungsbedürftige in Kaiser-Ebersdorf, 29.3.1956

Lehrstelle auf Probe in einer Steindruckerei an und „zeigt[e] Begabung und [...] Freude an seinem Beruf“.<sup>41</sup> Dennoch musste er noch im August 1953 auf einen Lehrplatz bei einem Graveur wechseln.<sup>42</sup> Der Lehrling gab vorerst wenig Grund zur Klage: er sei „ganz nett, doch merkt man deutlich, daß die Familienverhältnisse nicht in Ordnung sind.“<sup>43</sup>

Nicht nur von der Fürsorgerin sondern auch von der Lehrherrin wurde dem „merkwürdigen Wesen“ der Mutter die Schuld an Othmars nicht immer ehrlichem, verschlossenem und unzuverlässigem Verhalten gegeben, weshalb Anfang Mai 1954 von der Fürsorge „erwogen [wurde], ob es nicht zweckmäßiger wäre, den M[inder]j[ährigen] aus der Obhut der Mutter zu nehmen und in einem Lehrlingsheim unterzubringen.“<sup>44</sup> Die Mutter lehnte diesen Vorschlag ab.<sup>45</sup> Sie änderte jedoch ihre Haltung, nachdem Othmar durchgebrannt war. Nun wollte sie ihn nicht mehr zu Hause behalten.<sup>46</sup> Ihm war ein Fahrrad gestohlen worden, das er von seinem Arbeitsgeber ausgeliehen und unabgesperrt abgestellt hatte.<sup>47</sup> Daraufhin wagte er es nicht mehr, zur Lehrstelle zurückzukehren oder nach Hause zu gehen. Der Sechzehnjährige wollte nach Hamburg fliehen<sup>48</sup> und sich dort als Schiffsjunge anwerben lassen.

## Die 1950er Jahre: Die Jugend der Rock'n'Roll-Generation

In den Zeitungen wurde über die Kultur- und Sittenlosigkeit der Jugend geklagt. Die Elterngeneration war empört und provoziert durch die Kleidung der jungen Frauen, die den Körper betonte bzw. ihn raffiniert verschleierte – durch die Petticoat-Unterröcke<sup>49</sup>, die fast durchsichtigen Nylonblusen, die Dreiviertel-Hosen, ja, überhaupt die hautengen Jeans für Burschen und Mäd-

---

<sup>41</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 26.8.1953

<sup>42</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, [Dezember 1953]; vgl. auch ebenda [April 1954].

<sup>43</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 7.5.1954

<sup>44</sup> Ebd.

<sup>45</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 20.5.1954

<sup>46</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerke des Jugendamtes vom 25.9., 9. und 11.10. 1954

<sup>47</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 11.10.1954

<sup>48</sup> Vgl. AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Bezirksgericht Korneuburg (Urteil vom 31.1. 1956)

<sup>49</sup> „Ein bauschig-weiter Unterrock aus versteiften Perlon- und Nylon-Stoffen mit rüschen- und spitzenverzierten Stufen, der in den 1950er Jahren unter langen, weiten und taillenbetonten Röcken zu deren Formunterstützung getragen wurde.“ <http://de.wikipedia.org/wiki/Petticoat> (15.1.2012)

chen. Die neue Tanzmusik<sup>50</sup> irritierte sie und vor allem das aggressive, die Verachtung der Autoritäten demonstrativ zur Schau tragende Benehmen der „Halbstarke“. Auch der Jazz empörte noch immer, obwohl er schon seit den 1920er Jahren bekannt, freilich in der NS-Zeit verpönt gewesen war. In den Augen eines Teils der Elterngeneration kündete alles von Frivolität und Sittenlosigkeit, von „Schmutz und Schund“, vom Kulturverfall und Untergang des Abendlandes. Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg mit seinen auch kulturellen Kontroversen, dem provokanten Auftreten der Jungen, dem Bubi-kopf, dem Charleston, dem Dada u. a. m. schien sich zu wiederholen.

Während die Mehrheit der Jugendlichen der 1950er Jahre sich in den Träumen der beginnenden Konsumgesellschaft wieder mit der Elterngeneration traf, während der Kulturkonflikt der Generationen sich im „Zauberorb des Konsums“ (so Hanisch<sup>51</sup>) auflöste, blieben die „Halbstarke“ rebellisch und provokant.

PädagogInnen und JugendsoziologInnen beurteilen tonangebende Minderheiten der Generation der um 1940 Geborenen als besonders rebellisch: Demnach provozierte eine Minderheit Jugendlicher aus dem Arbeitermilieu in den späten 1950er Jahren als „Halbstarke“; eine Minderheit der Jugendlichen aus der bürgerlichen Mittelschicht revoltierte in der Studentenbewegung der späten 1960er Jahre. In ihrer Radikalität seien diese Rebellionen über den üblichen Generationenkonflikt hinausgegangen, und sie hätten den Wertewandel ab den 1960er Jahren stark mitbestimmt (das Brechen der Hierarchie innerhalb der Familie, die sog. „sexuelle Revolution“, die Ablehnung der Gewalt in der Erziehung, wie die Zurückweisung der etablierten Autoritäten). Eine der Wurzeln des Protestverhaltens sei „in der Diskrepanz zwischen relativ freizügiger Kindheit [in den 1940er Jahren] und normenkontrollierter Jugend [in den 1950er Jahren]“ zu finden<sup>52</sup>, als die Eltern nach den „Trümmer“- und „Wiederaufbau“-Jahren wieder mehr Zeit fanden und versuchten, die Anerkennung der väterlichen und behördlichen Autorität und Ordnung, die Akzeptanz eines geordneten Schulbesuchs, von Arbeitsamkeit und einer restriktiven Sexualmoral durchzusetzen.<sup>53</sup>

---

<sup>50</sup> Für die Musikinteressen der „wilden“, undisziplinierbaren Jugendlichen waren neben den US-amerikanischen Wellen wohl auch Filme, etwa *Rock Around The Clock (Außer Rand und Band)* (US 1956, Regie Fred F. Sears mit Bill Haley and His Comets, The Platters u. a.) ausschlaggebend.

<sup>51</sup> Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert* (Wien 1994) 430; vgl. Kurt Luger, *Die konsumierte Rebellion. Geschichte der Jugendkultur 1945 – 1990* (Wien/St. Johann i. Pongau 1991)

<sup>52</sup> Yvonne Schütz – Dieter Geulen, *Die „Nachkriegskinder“ und die „Konsumkinder“: Kindheitsverläufe zweier Generationen*. In: Preuss-Lausitz u. a., *Kriegskinder 29-52*, hier 39 (als rhetorische Frage formuliert)

<sup>53</sup> Ulf Preuss-Lausitz u. a., *Was wir unter Sozialisationsgeschichte verstehen*. In: Ulf Preuss-Lausitz u. a., *Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg* (Weinheim/Basel 1983) 11-25, hier 24

Im deutlichen Anstieg der Jugendkriminalität in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre mit einem Höhepunkt 1958,<sup>54</sup> wie er auch in Österreich<sup>55</sup> zu beobachten war, wird ein Zeichen und Beleg für die Radikalität und Besonderheit der Jugendrebellion der „Halbstarken“ gesehen. Dazu ist auch zu betonen: Es war die Anzahl der Gesetzesübertretungen, der kleinen Delikte, die stieg, während die Zahl der von Jugendlichen begangenen Verbrechen relativ konstant blieb, und es waren nur die Gesetzes-Übertretungen männlicher Jugendlicher, die den Anstieg verursachten.<sup>56</sup> Nach Marina Fischer-Kowalski fürchteten die „Halbstarken“ zwar Autoritäten, sie respektierten sie jedoch „nicht und provozierten sie daher auch ständig, sie fügten sich nicht harter Arbeit und Leistung, und sie respektierten nicht privates Eigentum.“<sup>57</sup>

1960 spricht der Bericht des *Committee on Crime Problems* des Europarates über jugendliche Delinquenz im Nachkriegs-Europa als „some new forms of delinquency and asocial activities“, die scheinbar eher wegen des Nervenkitzels und der emotionalen Spannung („thrill and excitement“) gemacht würden als aus Gewinnabsicht. Der Bericht deutet auch einen möglichen Zusammenhang zwischen den jugendlichen Banden (den „Platten“) der „Halbstarken“ an, die als Basis der Ausbreitung der Jugendkriminalität gesehen wurden, und „der ‚ansteckenden Massenhysterie‘, die durch die ‚wildem Rhythmen des Rock’n’Roll‘ ausgelöst wird.“<sup>58</sup>

In der zweiten Hälfte der 1950 Jahre kam es vermehrt zu Krawallen, in denen bis zu tausend „Halbstarke“ ohne eine erkennbare Zielsetzung (einige sprechen von einer „nihilistischen“<sup>59</sup>) sich untereinander und der Polizei

---

<sup>54</sup> Marina Fischer-Kowalsky, Halbstarke 1958, Studenten 1968. Eine Generation und zwei Rebellionen. In: Preuss-Lausitz u. a., Kriegskinder 53-70, hier 57 zitiert Council of Europe – European Committee on Crime Problems, Juvenile Delinquency in Post-War Europe (Strasbourg 1960) 21-35; vgl. auch die gekürzte und bearbeitete Fassung: Marina Fischer-Kowalsky – Elisabeth Wiesbauer, „Früchterlin“ und was sie fruchten. Gedanken und Notizen zur Jugendkultur in den fünfziger Jahren. In: Die „wildem“ fünfziger Jahre. Gesellschaft, Formen und Gefühle eines Jahrzehnts in Österreich. Hg. v. Gerhard Jagschitz – Klaus Dieter Mulley (St. Pölten/Wien 1985) 64-79, hier 64

<sup>55</sup> Vgl. Sepp Schindler, Jugendkriminalität. Struktur und Trend in Österreich 1945-1965 (Wien/München 1968) passim, z. B. 19: „Durch ein österreichisches Gericht verurteilte [Jugendliche]“: 1946 – 4.834, 1948 – 7.654, 1950 – 5.695, 1952 – 5.696, 1954 – 6.584, 1956 – 9.836, 1958 – 11.558, 1960 – 10.385, 1962 – 8.763, 1964 – 8.536. Schindler (ebenda 27 f.) verweist auch auf den ähnlichen zweiten Anstieg von Jugendkriminalität nach dem 1. Weltkrieg, auch dort mit dem Höhepunkt nach 13 Jahren.

<sup>56</sup> Schindler, Jugendkriminalität 35 und 44 f.

<sup>57</sup> Fischer-Kowalsky, Halbstarke 66

<sup>58</sup> Fischer-Kowalsky, Halbstarke 57

<sup>59</sup> Vgl. Georges Lapassade, Rebellen ohne Grund. In: Jugend in der modernen Gesellschaft. Hg. v. Ludwig v. Friedeburg (Köln/Berlin 1965) 191-199, hier 198: „Die ‚Revolte ohne Grund‘ liegt im Horizont des Nihilismus, eine Revolte, die aus der Begegnung zwischen dem in der Bildung begriffenen Individuum und einer Welt, die seinem Leben keinen Sinn mehr zu geben vermag, entstanden ist.“

Schlägereien lieferten.<sup>60</sup> Zechyr erzählte mir, dass er „in die Krim“ ging, in den Stadtteil, in dem damals die Döblinger Niederlassung des traditionsreichen Automobilherstellers „Gräf & Stift“ war, um sich in Schlägereien mit dortigen Jugendlichen zu messen, und dass er in Salzburg bei einem seiner Sommeraufenthalte in der „Schule des Sehens“ am Residenzplatz mit zwei Polizisten gerauft habe. Prominente zeitgenössische Psychologen sahen in den „Halbstarckenkrawallen“ in Anlehnung an Sigmund Freuds These vom „Unbehagen in der Kultur“ „eine Reaktion auf die eingeengte Stellung der Jugendlichen in unserer Gesellschaft, als Ausdruck einer vagen und undifferenzierten Unzufriedenheit, die sich in der Masse zum offenen Protest gegen Autorität und Ordnung entwickeln kann.“<sup>61</sup>

Die Jugendlichen der „roaring fifties“, der „wilden fünfziger Jahre“, standen unter dem Einfluss der US-amerikanischen Populärkultur.<sup>62</sup> Ihre Vorbilder waren die jugendlichen Filmstars wie Marlon Brando, Robert Mitchum, James Dean, Montgomery Cliff in den Filmen von Elia Kazan, Nicolas Ray u. a.; Hollywood-Stars wie Marilyn Monroe und Elisabeth Taylor – letztere Zechyrs Favoritin – prägten ihr Frauenideal. Während sich Mittelschichtjugendliche für Jazz begeisterten, fanden die Arbeiterjugendlichen „ein hochgestimmtes Lebensgefühl“ im Rock’n’Roll.<sup>63</sup> „Die heimgekehrten Väter versuchten sich als Autoritätsperson, in der Schule sah man zu, sich die Nachkriegskinder mit wilhelminischer Dressurpädagogik vom Leibe zu halten. Gebote, Verbote, Verdrängung und Gefühlspanzer – das waren zentral erfahrene kulturelle Muster für Jugendliche in den 50er Jahren.“<sup>64</sup> Der Rock’n’Roll, mit dessen „Aggression und Männlichkeit“ sie sich identifizieren konnten, gab ihnen „Selbstvertrauen und Stärke“.<sup>65</sup> „Bis jetzt hatten wir immer zu hören bekommen: ‚Dafür bist du noch zu jung‘. Mit Elvis in den Ohren konnten wir zurückbrüllen: ‚Dafür seid ihr schon zu alt.‘“<sup>66</sup>

Das Auftreten und Verhalten, die Selbstdarstellung Othmar Zechers in den 1950er Jahren sind jene eines „rebellischen Halbstarcken“ mit den Vorbildern aus Hollywood, von denen er auch später noch schwärmte: „Bei

---

<sup>60</sup> Matthias Völker, *Krawalle, Kommerz und Kunst. Jugendkultur im 20. Jahrhundert* (Marburg 2008) 56

<sup>61</sup> Völker, *Krawalle* 57 zitiert Curt Werner Bondy u. a., *Jugendliche stören die Ordnung. Bericht [von der Diskussion am 10. Deutschen Jugendgerichtstag im Oktober 1956] und Stellungnahme zu den Halbstarckenkrawallen* (München 1957) 88

<sup>62</sup> Vgl. Reinhold Wagenleitner, *Coca-Colonisation und Kalter Krieg. Die Kulturmission der USA in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg* (Wien 1991)

<sup>63</sup> Peter Zimmermann, *Aufwachsen mit Rockmusik – Rockgeschichte und Sozialisation*. In: *Preuss-Lausitz u. a., Kriegskinder* 107-126, hier 108

<sup>64</sup> Zimmermann, *Rockmusik* 112

<sup>65</sup> Zimmermann, *Rockmusik* 113

<sup>66</sup> Zimmermann, *Rockmusik* 112 zitiert Udo Lindenberg, *Rock’n Roll und Rebellion* (Frankfurt/M 1981) 18

seinem Eintreffen“, so ein Erzieher in der Bundesanstalt für Erziehungsbedürftige in Kaiser-Ebersdorf 1956 über den nun fast Achtzehnjährigen, „hat man sofort den Eindruck, er sei darauf aus, seiner Umwelt den wilden Mann vorzuspielen und sie in Schrecken zu setzen. Er geht wie ein Freistilringer [wohl eher wie James Cagney als Gangsterboss, GH], schaut finster drein und wirft vernichtende Blicke. Sobald er die ersten Fesseln der Ordnung und Disziplin spürt, bemüht er sich um eine möglichst schlechte Führung und sucht Leute, die in diesem Sinne mit ihm zusammenarbeiten. [...]“<sup>67</sup> Und ein halbes Jahr später heißt es: „[...] Er ist starrköpfig und eigensinnig, widerspricht immer, weicht dem Erzieher aus. Kommt bei Anordnungen mit Gegenargumenten zu seinen Kameraden und versucht, diese aufzuwiegeln. Da er aus der Gruppe einer der Intelligenteren ist, gelingt es ihm leicht, sich zum Führer gegen die Gruppenordner zu machen. Versucht Sonderstellung einzunehmen. Nach Bestrafung [...] wird die Führung noch schwieriger.“<sup>68</sup>

Othmar Zecher kam nach seinem Fluchtversuch am 14. Oktober 1954 ins Lehrlingsheim Laskahof in Linz (er war nun 16 ½ Jahre alt), nachdem in einem psychologischen Gutachten die Meinung vertreten wurde, Othmar sei „im Großen und Ganzen [...] psychisch unauffällig und durchaus lenkbar“ und sein Fehlverhalten sei „durch elterliche Erziehungsfehler bedingt“. Deshalb war vorgeschlagen worden, „ihn im Lehrlingsheim unterzubringen“.<sup>69</sup> Auch im Lehrlingsheim wurde Othmar anfangs positiv, sehr bald aber recht negativ beurteilt: Kritikpunkte waren, dass er sich „in keiner Weise in die Heimgemeinschaft“ einfüge, „bei jeder Gelegenheit“ stänkere, „völlig ungebunden sein“ wolle, „wirkliche Arbeit“ scheue, „die Fleißigen im Heim“ belächle, „keinen ‚Vorgesetzten‘“ anerkenne, „phantastische Pläne“ habe (er wolle „Urwaldsiedler werden oder Großwildjäger“). Nachdem er von seiner Lehrstelle wegen „Unpünktlichkeit, Fernbleiben von der Arbeit, Unehrlichkeit“ fristlos entlassen worden war, empfahl die Heimleitung im Februar 1955, ihn aus dem Heim zu nehmen und der Fürsorgeerziehung zu übergeben.<sup>70</sup> Auch der Psychologe befürwortete nun die Unterbringung „in einer Erziehungsanstalt“, da die Gefahr der Verwahrlosung gegeben sei und Othmar dort eine Berufsausbildung bekomme.<sup>71</sup>

---

<sup>67</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Führungsbericht April 1956

<sup>68</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Führungsbericht November 1956

<sup>69</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Psychologisches Gutachten, 4.10.1954; im psychologischen Gutachten viereinhalb Monate später (25.2.1955, ebenda) meint derselbe Gutachter: Othmars „Verhalten [konnte] so sehr gelockert werden, daß er seine Ansprüche nicht mehr völlig unterdrückt, wodurch er allerdings auführerisch wirkt.“

<sup>70</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Bericht des Lehrlingsheims Laskahof [für das Jugendfürsorgeamt], 25.2.1955

<sup>71</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Psychologisches Gutachten „zur Vorlage beim Kollegium [im Jugendfürsorgeamt]“, Linz, 25.2.1955



Personbeschreibung:

Größe: 146 68 Besondere Merkmale: \_\_\_\_\_

Gestalt: knorpelig, schlank, \_\_\_\_\_

Haare: Stärkelbrotweizen gelbrüchelt \_\_\_\_\_


Augen: grüngrün \_\_\_\_\_

Gesicht: schl. oval \_\_\_\_\_

Nase: mittelgroß, gerade mit Knorpel -  
schwung nach, Abwinkelung gelblich \_\_\_\_\_

Mund: schmal, z. T. gelblichgrün, schmalgrün \_\_\_\_\_

D 217,55 – Sta. Stein


Othmar Zecher, ca. 1957<sup>72</sup>

Othmar wurde am 5. April 1955 vom Laskahof in das Fürsorgeheim Wegscheid überstellt<sup>73</sup> und von hier schon sieben Tage später in die nö. Landeserziehungsanstalt in Korneuburg. Noch im Oktober 1955 beurteilte die Anstaltsleitung „sein Allgemeininteresse“ als „sehr gut“ und bemerkte, dass Othmar „sich sehr viel mit zeichnen und malen“ beschäftige, „wofür er auch einiges Geschick“ zeige. Man habe mit ihm „allgemein keine besonderen Schwierigkeiten“, wenn er auch wenig pflichtbewusst, unordentlich und ein Einzelgänger sei. Es wurde auch über seine erste Flucht aus der Erziehungsanstalt (19. August bis 13. September 1955) berichtet; da er dabei ein Fahrrad entwendet hatte, war vom Bezirksgericht Korneuburg „eine dreijährige Probezeit festgelegt“ worden.<sup>74</sup> Letzteres hatte zur Folge, dass keine bedingte Verurteilung mehr ausgesprochen werden konnte, als Othmar am 20. November 1955 „vom freien Ausgang“ entwich, wieder ein Fahrrad entwendete und „in Gesellschaft eines anderen eine Strohrtriste“ im Wert von ca. 4.000 Schilling unabsichtlich in Brand setzte; die beiden aus dem Heim Entflohenen wollten in diesem Unterstand ihre Kleider trocknen. Der Ton in der Be-

<sup>72</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Personalblatt Othmar Zecher (Ausschnitt)

<sup>73</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Aktenvermerk des Jugendamtes, 15.4.1955

<sup>74</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, „1. Beurteilung“, n. ö. Landes-Erziehungsanstalt Korneuburg an das Amt der o.ö. Landesregierung, Landesjugendamt und das Amt der nö. Landesregierung, Landesamt IX/2, 21.10.1955

schreibung des Zöglings änderte sich nach dem zweiten Fluchtversuch deutlich: er zeige „nur wenig Erziehungsbereitschaft“ und die Direktion ersuchte, „den Jungen [...] in einer Bundesanstalt unterzubringen.“<sup>75</sup>

Nach Ablauf der Haftstrafe von vier Monaten wegen Diebstahls wurde Othmar „in die Bundesanstalt für Erziehungsbedürftige Kaiser-Ebersdorf verwiesen.“<sup>76</sup> Begründet wurde die richterliche Einweisung mit der letzten Flucht und den dabei verübten Straftaten.<sup>77</sup>

Diese „Erziehungsanstalt“ war nicht wie jene, in denen Othmar bisher gewesen war, den Landesbehörden für Fürsorgewesen unterstellt, sondern dem Justizministerium. Die Zöglinge waren in mehrere Gruppen eingeteilt, fast alle nach den Berufen, die sie in der Anstalt erlernen sollten. (Othmar war bei den Buchbindern.) Nicht so diejenigen, die für einige Wochen in die „geschlossene“ Gruppe kamen, die in der Anstalt „Strafgruppe“ genannt wurde. In dieser „Gruppe von jugendlichen Strafgefangenen“ seien die aggressiven und fluchtgefährdeten Zöglinge zusammengefasst worden, beschrieb sie ein ehemaliger Justizwachebeamter.<sup>78</sup> Es seien „hauptsächlich Leute“ gewesen, bestätigte ein Kollege, „die immer davonliefen, sehr viele Fluchten gebaut haben“ und hier „praktisch den ganzen Tag eingeschlossen“ waren.<sup>79</sup> Die Flucht als „grob“ ordnungswidriges Verhalten<sup>80</sup> wird in den Quellen immer wieder als der häufigste Grund für strenge Strafen genannt.<sup>81</sup>

<sup>75</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, Direktion der nö. Landes-Erziehungsanstalt Korneuburg an das Amt der öö. Landesregierung, Landesjugendamt, 25.11.1955

<sup>76</sup> AStL, Fürsorgeakt Zecher, BH Korneuburg, Jugendamt an Magistrat Linz, Jugendamt, 31.1.1956. Nach den Psychologen und dem Direktor der Bundeserziehungsanstalt wurde von den Zöglingen diese Art der Einweisung nach dem Ende der Gefängnisstrafe als „Doppelbestrafung“ empfunden. Da sie ein negativer Ausgangspunkt für die Erziehung in der Anstalt sei, wurde die Änderung der Gesetzeslage gefordert: Vgl. Franz Soukup, Kaiser-Ebersdorf. Die Zöglinge und ihre Erziehung. In: Die öffentliche Fürsorge. Hg. v. Wiener Magistrat, Abt. 12, 6. Jg. (1955) H. 2, 3-31, hier 29; vgl. auch Wlassack, Erziehungsmethoden in Kaiser-Ebersdorf. Aus einem Vortrag von Erziehungsleiter Dr. Otto Wilfert und Jugendpsychiater Dr. Walter Spiel. In: Österreichische Richterzeitung (1955) H. 1, 7-8, hier 8

<sup>77</sup> Zur zentralen Bedeutung der mehrmaligen Flucht aus dem Heim für die richterliche Einweisung nach Kaiser-Ebersdorf vgl. Soukup, Kaiser-Ebersdorf 9; Dr. Franz Soukup war auch in der Zeit Direktor, als Othmar in Kaiser-Ebersdorf war.

<sup>78</sup> Brigitta Haselbacher, Die „Revolte“ in der Bundesanstalt für Erziehungsbedürftige Kaiser-Ebersdorf im Jahre 1952 (Dipl.arbeit Univ. Wien 1991) 36 zitiert ihr Interview mit einem ehemaligen Justizwachebeamten.

<sup>79</sup> Haselbacher, „Revolte“ 36 zitiert ihr Interview mit einem weiteren ehemaligen Justizwachebeamten.

<sup>80</sup> Haselbacher, „Revolte“ 36 f. Hier wird auch aus einem Interview eines ehemaligen Zöglings zitiert, der sich bereits nach zwei Tagen beim Wachzimmer Simmering stellte: „Der Justizwachebeamte, der mich abholt hat, hat mir gleich einmal zwei richtige Ohrfeigen gegeben. Das erste war die Korrekzionszelle. Die habe ich automatisch gehabt wegen der Flucht. Dann ist der Friseur gekommen. Der hat mir die berühmte Glatze geschoren. Das war der Haarschnitt der Strafgruppe 9. Wenn nur einer geflohen ist, gab es bei den Zöglingen Ausgangssperre. Damit ist ja Haß erzeugt worden. Das war eine Absicht. Jetzt haben die schon gelauert, bis du raufkommst. [...] Gewalt war dort an der Tagesordnung.“

<sup>81</sup> Noch als ich Ende der 1970er Jahre, kurz vor der Auflösung der Erziehungsanstalt Kaiser-Ebersdorf, mit deren Leiter sprach (mich interessierte damals die Schenkung des kaiserlichen

„Bei jedem Vergehen, vor allem bei Flucht, ist man in die Korrektur gekommen. Dann wurde einem eine Glatze geschnitten.“<sup>82</sup> Die Glatze „war der Haarschnitt der Strafgruppe 9.“<sup>83</sup>

Othmar machte mit diesen Erziehungsmethoden zur „Unterwerfung“<sup>84</sup> der Zöglinge ausführlich Bekanntschaft. Sein widersetzliches Verhalten und vor allem auch neuerliche Fluchtversuche brachten ihn mehrmals in die „Korrektionszelle“ „im Keller“, die ein ehemaliger Zögling als Zelle schildert, die dunkel war: „Nur am Abend hat man eine Matratze reingekriegt. Sitzen konnte man nur am Fußboden.“<sup>85</sup> Wenn sich auch seit der Revolte der Zöglinge im November 1952 in Kaiser-Ebersdorf einiges geändert hatte und in der „Korrektionszelle“ nun ein Tisch und ein Sessel waren: Die Bewertung der Flucht, die Strafmaßnahmen – auch die zeitweise Versetzung in die „Strafgruppe“<sup>86</sup> – wurden beibehalten. Von der demütigenden Prozedur des Glatzeschneidens erzählte Zechyr, sein Verhalten sei dabei vom Anstaltspsychologen<sup>87</sup> ‚provokant‘ auf Reaktionen wartend beobachtet worden, dem er schließlich den Schemel „aufgesetzt“ habe; seitdem habe er als besonders aggressiv gegolten.

Die Problemsicht der Werkstattleiter und Erzieher, die aus ihren Beurteilungen auf Formblättern hervorgeht sowie die der Psychologen in ihren Gutachten korrespondieren vielfach mit den Vorstellungen, die die Erwachsenen in ihrem Konflikt mit den Jugendlichen der 1950er Jahre hatten: So heißt es mit Bezug auf die Beurteilung durch das „psychiatrisch-psychologische Anstaltsteam“, Othmar schließe „sich gerne negativen Zöglingen an“ und neige „zur Plattenbildung“<sup>88</sup>. Er lehne sich gegen die Autorität der Erwachsenen auf, sei „Wortführer“ bei „Auftrags[...]verweigerungen“.<sup>89</sup> Er sei

Jagdschlusses durch Maria Theresia an den Leiter der Armenkassa Anton Marxer), wurde als ärgstes Vergehen eines Zöglings der Vertrauensbruch genannt, wenn er vom Ausgang nicht zurückkehrte, sondern flüchtete.

<sup>82</sup> Haselbacher, „Revolte“ 47 zitiert einen ehemaligen Zögling.

<sup>83</sup> Haselbacher, „Revolte“ 37 zitiert einen ehemaligen Zögling.

<sup>84</sup> Haselbacher, „Revolte“ 35 zitiert einen Sozialarbeiter, der im Interview rückblickend berichtet: „Kaiser-Ebersdorf war Erziehungsanstalt und nicht Gefangenenhaus, aber ist für den, der eingesperrt ist, ein Unterschied? Unterwerfung – diese Regel haben sie [die Zöglinge] gekannt.“

<sup>85</sup> Haselbacher, „Revolte“ 32 zitiert einen ehemaligen Justizwachebeamten.

<sup>86</sup> Othmar war etwa nach einer Flucht im April 1957 in der Gruppe 9: AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Führungsbericht, Juni 1957

<sup>87</sup> Die Einrichtung eines „psychologisch-psychiatrischen Teams“ am 1.7.1953 war, wie eine Verbesserung der Qualifikation der Erzieher, eine der wichtigen Neuerungen nach der „Revolte“: Vgl. Soukup, Kaiser-Ebersdorf 15

<sup>88</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Direktion der Bundesanstalt Kaiser-Ebersdorf an Jugendamt Linz, 7.9.1957; vgl. AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Hausstrafverfahren (Karteizettel), 31.1.1957: Vom 30. 1. – 3. 2. 1957 war Othmar in Absonderung „wegen üblem Gesamtverhalten“ und als „Mitglied der Platte F[...]“ u.s.w.“

<sup>89</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Hausstrafverfahren (Karteizettel), 9.1.1958: Othmar war „Wortführer“ der Gruppe 6 (Buchbinder), als sich diese mit „Auftrags(befehls)ver-

„ein Besserwisser“, glaube „nur, dass seine Meinung die richtige ist“ und stifte seine Kameraden zu Ungehorsam und Untaten an.<sup>90</sup> „Gegen jede Ordnung und gegen jedes Recht beeinflusst er in Gruppe und Werkstätte die anderen Zöglinge, die er gegen Erzieher und Anstaltsleitung aufzuhetzen versucht. In Gruppensprachen ein nicht zu unterschätzender Diskussionsgegner, da er geschickt und überzeugend seine negativen Tendenzen zu verbreiten weiß. Er steht immer in Widerspruch und kann alles mit einer Fülle von Beispielen ‚beweisen‘. [...] Drückt sich gerne von jeder Arbeit [...]. Entwickelt jedoch beim Zeichnen, das er in seiner Freizeit eifrig pflegt, eine stauenswerte Ausdauer.“<sup>91</sup> Sowohl in den Gerichtsakten<sup>92</sup> zu Othmar Zecher, als auch in seinen Beurteilungen durch die Psychologen<sup>93</sup> kam zu diesem Bild des „Halbstarken“ auch noch der Hinweis auf die vielen Vorstrafen des Vaters. Bei den psychologischen Gutachten wird dabei die Kontinuität zum Verständnis von „Erbbelastung“ recht deutlich, auch wenn dieses Konzept nicht mehr ausdrücklich angesprochen wurde.

In Kaiser-Ebersdorf sind die Berichte der Werkstättenleiter und Erzieher über den nun Achtzehnjährigen vorerst eher positiv, sie werden aber bereits im ersten Jahr zunehmend negativ. Im Oktober heißt es etwa: „Entpuppt sich als Rebell und Anstifter für schlechte Sachen“, nachdem es im Juni noch geheißen hatte, er habe eine „ruhige Natur“ und mache „alle Arbeiten mit Interesse und Sorgfalt“. Im August hieß es dann nur mehr: „Könnte viel leisten, wenn der Wille vorhanden wäre“. Schon Ende Oktober 1956 und wieder Anfang 1957 erfolgten die ersten hausinternen Strafmaßnahmen, die sich im Sommer nach der zweiten Flucht aus dieser Erziehungsanstalt wieder zum Höchstausmaß der in der Anstalt möglichen Strafe steigerten.<sup>94</sup> Die psycho-

---

weigerung“ dem Wechsel der Arbeitsplätze mit Zöglingen anderer Gruppen widersetzte; „als Wortführer erklärte [er]: ‚Das ist unser Platz, da bleiben wir stehn‘.“

<sup>90</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Führungsbericht des Werkstättenleiters der Buchbinderei zum Oktober 1956

<sup>91</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Führungsbericht, Oktober 1957

<sup>92</sup> Vgl. AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Bezirksgerichts Korneuburg (Beschluss vom 31.1.1956)

<sup>93</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Psychologischer Befund, Wien, 27.9.1956: „Der Gesamtbefund kann als psychopathische Entwicklung aufgefasst werden, wahrscheinlich ist dafür auch eine gewisse konstitutionelle Basis gegeben. (Vater 29 Vorstrafen).“ Ebenda, Psychiatrischer Befund, Wien, 4.7.1956, erster Satz: „Der Vater wegen Diebstählen verurteilt, der Bursche verliert seine Arbeit, begeht selbst Diebstähle, Fluchten.“

<sup>94</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Anstaltsleitung an Strafbezirksgericht [Wien] Abt. 1, 29.10.1957: Die Strafverfügung des Bezirksgerichts für Diebstahl während der Flucht sollte nach der Meinung der Anstaltsleitung mit dem Hinweis auf die hausinterne Bestrafung „mit der strengsten zulässigen Hausstrafe“ (u. a. wegen der Beschädigung der Vergitterung in Kaiser-Ebersdorf bei dieser Flucht) aufgehoben werden; das waren lt. „Hausstrafverfahren“ vom 12.7.1957 sechs Tage „Absonderung“ (Einzelhaft in der „Korrektionszelle“) und zwei „Kostschmälerungen“; lt. ebenda, „27. Hausstrafverfahren“ vom 12.7.1957, kam dazu – wie bereits im April – der Wechsel in die Gruppe 9, die „geschlossene Gruppe“; vgl. bereits ebenda, Hausstrafverfahren vom 24.10.1956 (3 Tage Korrektionszelle) und Hausstrafverfahren vom 27.11.1956 (7 Tage Absonderung und 2 Kostschmälerungen)

logischen Beurteilungen sind von Anfang an negativ. Positiv vermerkten die Psychologen einzig und allein sein „zeichnerisches Talent“, das „unbedingt gefördert werden“ müsse.<sup>95</sup> Auch die Erzieher hoben dieses Talent hervor und fügten noch hinzu, dass der Zögling auch gerne lese und sich für Geographie und Reiseliteratur interessiere.<sup>96</sup>

Othmar schien sich von der Ordnung der staatlichen Erzieher durch deren Maßnahmen eher zu entfernen; dementsprechend fielen ihre Prognosen für den Zögling fast durchwegs negativ aus.<sup>97</sup> Nach einem dreiwöchigen Krankenhausaufenthalt wegen einer Stirnhöhleenerkung im September 1957 kam er – so der Bericht des Erziehers – mit dem Vorsatz zurück, sein Verhalten zu ändern, und an diesen Vorsatz scheint er sich bis zu seiner Entlassung gehalten zu haben.<sup>98</sup> Die Entlassung aus der Bundeserziehungsanstalt Kaiser Ebersdorf erfolgte am 7. März 1958; Othmar war nun fast 20 Jahre alt.<sup>99</sup> Vier Tage später begann er seinen Präsenzdienst beim Bundesheer.<sup>100</sup> Ein Jahr nach seiner Militärdienstzeit, in der ihn Bergsteigen und Klettern in der Begleitung eines Offiziers begeisterten, inskribierte er im Wintersemester 1959/60 Malerei an der Akademie der bildenden Künste in Wien,<sup>101</sup> nach eigener Darstellung hielt er es dort nicht länger als vierzehn Tage aus. Von Dauer aber war seine Entscheidung für ein Leben als bildender Künstler.<sup>102</sup>

---

<sup>95</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Befund, Wien, 4.7.1956; vgl. ebenda, Befund, Wien, 6.10.1956: „dürfte aber mit guten zeichnerischen Fähigkeiten begabt sein.“ Vgl. ebenda, unvollständiges und undatiertes Formblatt, offenbar vor seiner Entlassung, in dem er wieder einmal als „überdurchschnittlich“ intelligent beschrieben und als durchaus „begabt und für den Graphikerberuf geeignet“ bezeichnet wird (er habe auch selbst den Wunsch geäußert, „Graphiker bzw. Kunstmaler“ zu werden), in dem aber auch vermerkt wird, er besitze „kaum die Ausdauer zu einer geregelten Berufsausbildung“.

<sup>96</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Zusammenstellung von Führungsberichten der Erzieher, April 1956 bis April 1958, Führungsbericht November 1956

<sup>97</sup> Vgl. AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Anstaltsdirektor Dr. Wilfert aufgrund der Diagnose des „psychiatrisch-psychologischen Anstaltsteams“, 7.9.1957: es sei „kaum anzunehmen, dass ein echter Erziehungserfolg und eine positive Umorientierung gelingen werden.“

<sup>98</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, 4 Führungsberichte der Erzieher, Oktober 1957 bis April 1958

<sup>99</sup> Mit 20 Jahren musste ein Zögling entlassen werden. Othmar Zechyr war fast genau zwei Jahre, vom 22.3.1956 bis 7.3.1958 im Bundeserziehungsheim Kaiser-Ebersdorf.

<sup>100</sup> AdR, BMfJ Kaiser-Ebersdorf Zl. 5030, Jugendamt des MA[gistrats] Linz an Bundeserziehungsanstalt für Erziehungsbedürftige, 1.3.1958, AdR KE Zl. 3050; Brig. Stabskomp. 4 Hörsching 37, Einberufungsbefehl W/38/11/11/12, ebenda. Er wurde zum Wohnsitz der Mutter entlassen, die jedoch beim Jugendamt in Linz erklärte, sie sei nicht bereit, ihn aufzunehmen; das war wegen der Einberufung auch überflüssig.

<sup>101</sup> Auskunft des Archivs der Akademie, 16.10.2000: Zechyr inskribierte nur dieses eine Semester.

<sup>102</sup> Vgl. Heiss, „Stille“ 10-23

## Zusammenfassung: der Einfluss der Sozialisation auf die Lebensführung

Die Erfahrungen der Jugendlichen waren in den 1950er Jahre von widersprüchlichen Tendenzen geprägt: Die katholische Sexualmoral hatte sich zwar wieder durchgesetzt, die Pragmatik in dieser Frage im Nationalsozialismus (wie der Akzeptanz der außerehelichen Mutterschaft) und vielleicht auch die mit der Populärkultur aus den USA importierten Wunschträume, standen dem jedoch entgegen. Ein autoritäres und patriarchalisches Familienbild lebte zwar fort und war auch gesetzlich fundiert, die väterliche Autorität blieb jedoch nach den Kriegs- und Nachkriegsereignissen nicht mehr unhinterfragt, und die Eltern hatten in der Zeit des „Wiederaufbaus“, dann des „Häuselbauens“ wenig Zeit für ihre Kinder und die Durchsetzung konservativer Ordnungsvorstellungen.

Othmar Zecher rebellierte nach den Berichten der Erzieher gegen Autoritäten (Er wollte „keinen ‚Vorgesetzten‘“ anerkennen und „völlig ungebunden sein“.); er unterwarf sich keiner Arbeitsdisziplin (Nach den Berichten der Erzieher scheute er „wirkliche Arbeit“ und belächelte „die Fleißigen im Heim“.); auch sein Respekt vor Eigentum war mehrfach gebrochen. Damit entsprach er der oben skizzierten Charakterisierung der rebellischen „Halbstarken“. Er dürfte jedoch kein „Plattenbruder“ gewesen sein, sondern – seit seiner Kindheit und durch die Abgrenzung der Familie – ein Einzelgänger.

Diese Rolle als Außenseiter, in den Akten beschrieben als „Dissozialität“, wurde jedenfalls in den Jahren um 1960 nach eigener Beschreibung durch die Zuneigung, das Verständnis und die Liebe, die er von deutlich älteren Frauen bekam, und durch Vorbilder unter den Vorgesetzten beim Bundesheer und vermutlich bereits zuvor unter den Zimmernachbarn im Krankenhaus im September 1957 gebrochen. So hatte er seit Anfang der 1960er Jahre viele und gute Freunde unter den Künstlern der Galerie „Zum roten Apfel“<sup>103</sup> bzw. unter den „Masters of unorthodox Jazz“, wenn er auch nicht in diesen Gruppen, sondern nur mit diesen – insbesondere mit Harun Ghulam Barabbas – malte, zeichnete und musizierte.

Prägend für das Weltbild von Othmar Zecher war die anarchistische Ablehnung von „Autoritätspersonen“ und beamteten Ordnungshütern – eine Haltung, die sehr deutlich aus seiner Kindheits- und Jugenderfahrung kam und die sich auch in den rebellischen Kerngruppen seiner Generation findet. Die anarchistische Einstellung beeinflusste nicht nur seine Kunst sondern

---

<sup>103</sup> Vgl. Die Galerie „Zum roten Apfel“ 1959-1965. Künstlerpositionen der 60er Jahre in Wien. Hg. v. Semirah Heilingsetzer (Frankfurt a. M. u. a. 2003)

auch seine Lebensführung: Das für Othmar so charakteristische Verhalten, meist offen und demonstrativ Widerstand gegen Disziplinierungsversuche zu leisten und diese Rebellion auch mit dem als Abenteuer verstandenen Versuch zu kombinieren, verschiedene „Taktiken“ im Umgang mit unakzeptierter Autorität auszuprobieren, eskalierte in den Lehrlings- und Erziehungsheimen.<sup>104</sup> Später gehörte ein gewitzter und in kleineren Angelegenheiten oft auch erfolgreicher Umgang mit Amtspersonen zu seinem Alltagsverhalten, sei es bei Diskussionen mit Polizisten, wenn er „schwarz“ für seine Ausstellungen plakatierte, sei es mit Gerichtsvollziehern im Verlauf von Zwangsvollstreckungen. Der nachlässige Umgang mit Behörden und ihren Bescheiden führte freilich auch vielfach zu Schwierigkeiten – zu Delogierung und Exekutionen. Vor allem aber war hier sein späteres Auftreten und Verhalten, das ihn zum „authentischen“, anarchistisch-provokanten Künstler-Bohemien machte, im Entstehen. Die Einflüsse der Erziehung auf Zechyrs Lebensweise, auf seine „ungeordnete“ und auch unvernünftige Lebensführung, mit der er schließlich als Kettenraucher und mit Alkohol zur Zerstörung seiner Gesundheit beitrug, sind doch recht offensichtlich. Zur Bedeutung seiner Widersetzlichkeit und seines Umgangs mit existenziell tief empfundenen Ängsten für seine künstlerische Tätigkeit meinte er: „Das ist der Sinn. Dass alles Unbewältigte, Beängstigende, Beklemmende in einem selbst, so verarbeitet wird. Dass man nicht domestiziert wird [...], dass man seine Freiheit bekommt.“<sup>105</sup> – Für ihn galt es, wohl im Sinne der Existenzialisten, an denen sich die intellektuellen Jugendlichen seiner Generation orientierten, daraus Vitalität und Kraft für seine Arbeit zu schöpfen.

Zechyr selbst und viele, die über seine Zeichnungen geschrieben haben, zogen Verbindungen zwischen seinem Werk und seiner Biographie.<sup>106</sup> Er erzählte von den Fluchtversuchen als Kind von zu Hause und dann aus den Erziehungsanstalten<sup>107</sup>, vom Pfenningberg bei Linz als Zuflucht und später als Prototyp seiner Hügel<sup>108</sup> sowie über seine Einsamkeit und seine Ängste und dass deren Verarbeitung die Grundlage für seine Sensibilität bilde. Er erzählte von der Isolation in der Zelle, in der er ähnlich prägende Wahrnehmungen und Erfahrungen machte wie in der nächtlichen Einsamkeit im Ver-

<sup>104</sup> Konfliktlose Phasen wurden von den Psychologen und Erziehern meist als „Scheinanpassung“ ausgelegt.

<sup>105</sup> Othmar Zechyr, *Got und de Wöd* [Gespräche mit Bettina Hochhauser]. In: Zechyr, Vorchdorfer Bildmonographie. Othmar Zechyr in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten (Wien 1989) 20

<sup>106</sup> Ausführlicher dazu, wie auch zur Problematik einer engen Interpretation von Kunstwerken aus der Biographie des Künstlers: Heiss, *Angst* 78-83

<sup>107</sup> Die Erinnerungen an seine Eindrücke von der Donaulandschaft als Flüchtender schildert Zechyr in einem Gespräch mit Hubert Ch. Ehalt 1987: *Die Donauphilosophie des Graphikers*. In: *Das Wiener Donaubuch. Ein Führer durch Alltag und Geschichte*. Hg. v. Hubert Ch. Ehalt – Manfred Chobot – Gero Fischer (Wien 1987) 239-245

<sup>108</sup> Zu letzterem Hochhauser, Zechyr 73

steck auf der Flucht: „Ich war immer in Erziehungsanstalten, aus denen ich flüchtete, monatelang, Winter und Sommer hab’ ich mich verborgen, mich verbergen müssen, hab’ in aufgebrochenen Almhütten nachgedacht, es war spannend und bestürzend. Der Mensch hat ein ungeheures Vermögen, Dinge ans Licht treten zu lassen. Diese Einsamkeiten in der Natur, mit mir und meinen Ängsten, die elendslangen Stunden, die Nächte in einer Zelle, da merkst du, was in dir ist. Du spürst Gehörorgane in bestürzender Weise, die Augen bekommen eine unheimliche Schärfe, die Sinne sind wach, Ängste treten brutal zutage, glückliche Momente genauso. [...] Wenn du wirklich allein bist, das hab’ ich [viel später, GH] bei meinen Wüstenspaziergängen erlebt, bist du nicht isoliert, du bist ein herrliches Monster.“<sup>109</sup> Seine Arbeit bezog einen Teil ihrer eigentümlichen Vitalität aus der sehr persönlichen Auslegung seiner sozialen Erfahrungen, wie auch aus seinen Aggressionen gegen die „kleinbürgerliche“ Gesellschaft und ihre Ordnung. Mit seinem Anarchismus im Denken<sup>110</sup> war er nicht untypisch für den revoltierenden Kern seiner Generation und auch kulturell war er „ein Kind seiner Zeit“, geprägt von der Begeisterung für Jazz, die Hollywoodfilme und die Beatniks.

Die Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen in den 1940er und 1950er Jahren mit den Erwachsenen waren für Othmar extrem ausgefallen, hatten jedoch Parallelen zu jenen seiner weniger schwierigen Altersgenossen: So führten die Erfahrungen mit den scharfen Widersprüchen im Verhalten und Denken der Elterngeneration ihn wie viele andere zur Auflehnung gegen Entscheidungen der Politik und der öffentlichen Institutionen, zum Protestverhalten in den 1960er Jahren und schließlich zur Beteiligung an den zivilgesellschaftlichen Protesten in den 1970er Jahren.<sup>111</sup>

---

<sup>109</sup> Johann Jetschgo, Die Phantasie ist eine mörderische Sache. Ein Portrait Othmar Zechyrs. In: Parnass (Linz, November/Dezember 1988) 35 f., zitiert sein Interview mit Zechyr 1988

<sup>110</sup> Vgl. dazu Schrage, „Anarchist brut“ passim

<sup>111</sup> So nahm er gemeinsam mit Evi Roboz, seiner jahrelangen Partnerin, an den „Bürgerprotesten“ der 1970er Jahre teil, wie etwa an den Demonstrationen gegen Zwentendorf.



Martin Hochleitner / Gabriele Spindler

## KUNST IM ÜBERBLICK? Zur kuratorischen Konzeption der Sammlungspräsentation zur bildenden Kunst des 20. Jahrhunderts in Oberösterreich



**Abb. 1:** Blick in die Ausstellung („Heimatstil versus Neue Sachlichkeit: Kunst in der Zwischenkriegszeit“); Foto: *Alexandra Bruchböck, Oö. Landesmuseen*

### Einführung

Nach der Neuerrichtung des Südtraktes am Linzer Schloss 2009 galt es, das gesamte Schlossmuseum als Universalmuseum für Oberösterreich neu zu gestalten. Dieser Devise folgend, sollten alle Sammlungsbereiche der Oberösterreichischen Landesmuseen in permanenten Präsentationen im Museum vertreten sein. Der Landesgalerie Linz, die seit 2001 ihre Sammlungsbestände in den eigenen Ausstellungsräumen im Stammhaus des Landesmuseums in der Linzer Museumstraße – mit Ausnahme des fix installierten

Kubin-Kabinetts – ausschließlich in Wechselausstellungen präsentiert, fiel so die Aufgabe zu, eine permanente Schau in Form eines Überblicks über die bildende Kunst des 20. Jahrhunderts im Schlossmuseum zusammenzustellen.

Ausgangspunkt der Konzeption war die Überlegung, dass es keine spezifisch oberösterreichische Kunst des 20. Jahrhunderts gibt, die sich von den übrigen nationalen oder internationalen Entwicklungen klar abgrenzen und abgelöst davon darstellen ließe. Aufgrund unterschiedlicher Faktoren, unter anderem wegen des fehlenden Metropolencharakters der Stadt Linz und weil es – damit wohl unmittelbar zusammenhängend – bis nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs keine öffentliche Kunstausbildungsstätte in der Stadt gab, hinkte die oberösterreichische Kunst der Entwicklung der Moderne hinterher; besonders die avantgardistischen Strömungen der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts fanden in Linz und Oberösterreich wenig Widerhall. In der zweiten Jahrhunderthälfte und in besonderem Maße in den letzten Jahrzehnten erfolgte eine zunehmende Internationalisierung des Kunstbetriebs, die eine ausschließlich regionale Kunstdarstellung weitgehend obsolet erscheinen lässt.

Eine weitere Ausgangsprämisse, die das Gesamtkonzept maßgeblich definierte, betraf die Bedeutung bestimmter Institutionen und Großveranstaltungen für die Entwicklung der bildenden Kunst sowie für die kulturelle Identitätsfindung in Oberösterreich vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. So bündelte die Linzer Künstlervereinigung MAERZ gerade in den ersten Jahrzehnten seit ihrer Gründung 1913 einen großen Teil des künstlerischen Potentials der Stadt und des Landes. Ebenso wichtig für die Kunstwahrnehmung und -entwicklung in der Stadt waren zwei Neugründungen nach dem Zweiten Weltkrieg: Die Linzer Kunstschule im Bereich der Ausbildung sowie die Neue Galerie der Stadt Linz im Tätigkeitsfeld der Präsentation und Vermittlung moderner und zeitgenössischer Kunst. In der jüngsten Vergangenheit erwies sich die „Institution“ Linz 09, also nicht nur die Veranstaltungen des Kulturhauptstadtjahres, sondern vor allem auch der Weg der Stadt hin zu diesem Großereignis, als bedeutender identitätsstiftender Faktor. Besonders was die seit mehreren Jahrzehnten angestrebte Imageveränderung in Richtung Kulturstadt betrifft, schienen die Bemühungen der Stadtverwaltung mit dem „Ereignis Kulturhauptstadt“ zu einem vorläufigen Höhepunkt geführt.

Das aus diesen Grundüberlegungen für die Ausstellung entwickelte Konzept ist also nicht als eine Präsentation der „Meisterwerke“ aus der Sammlung der Landesgalerie angelegt, sondern versucht – anhand von 17 ausgewählten Themen – Entwicklungen, Ereignisse und Institutionen darzustellen, die hohe Relevanz für die bildende Kunst des 20. Jahrhunderts in Oberösterreich hatten. Die Ausstellung versteht sich als dichtes Informationsnetz, das wichtige Etappen der oberösterreichischen Kunstentwicklung von etwa 1900

bis zur Gegenwart darstellt. Schnittstellen zu anderen bedeutenden Kunstinstitutionen in Oberösterreich wurden somit zum integralen Bestandteil der Ausstellung, die Werke aus der Sammlung des Lentos Kunstmuseums sowie des OK Offenen Kulturhauses Oberösterreich und der Linzer Stadtwerkstatt beinhaltet. Die ausgewählten Arbeiten sollten auf die Bedingungen ihrer jeweiligen Entstehung und auf ihre Wirkung und Rezeption hin überprüft werden. Im Folgenden werden die Themenbereiche erläutert. Sie sind bis auf wenige jahrhundertübergreifende Darstellungen weitgehend chronologisch angeordnet, was auch der Präsentationsweise in der Ausstellung entspricht.

## Der Historismus und seine Konsequenzen für die Kunst bis 1925

Das kulturelle Leben in Linz war zu Beginn des 20. Jahrhunderts vom konservativen Bildungsbürgertum der Stadt geprägt. In der Vermittlung zeitgenössischer Kunst spielten die Landesgalerie mit ihren neuen Räumlichkeiten im 1895 eröffneten Oberösterreichischen Landesmuseum Francisco Carolinum ebenso wie der 1851 gegründete Oberösterreichische Kunstverein eine wesentliche Rolle. „Zur Erbauung und Bildung des Bürgertums“<sup>1</sup> – so formulierte Adalbert Stifter den Zweck und die Bestimmung einer zeitgenössischen Bildersammlung (heute: Landesgalerie Linz), die auf seine Anregung 1854 vom Oberösterreichischen Kunstverein gegründet worden war. 1866 ging sie in den Besitz des Landes Oberösterreich über.

Die Idee für das im historistischen Stil errichtete Oberösterreichische Landesmuseum Francisco Carolinum geht auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Eröffnet wurde das imposante, vom deutschen Architekten Bruno Schmitz mehr im Sinne eines Denkmals als eines Funktionsbaus konzipierte Gebäude im Jahr 1895. Ein Gipsentwurf von Melchior Zur Strassen (1832–1896) für den Kolossalries des Gebäudes gibt in der Ausstellung den Hinweis auf die Kunst des Historismus, während das Gemälde *Bei der Toilette* von Albert Ritzberger (1853–1915) als Beispiel für die Malerei um 1900 steht und den Kunstgeschmack des frühen 20. Jahrhunderts in Linz repräsentiert.

Im Jahr der Gründung der Landesgalerie erfolgte in Linz auch der Beschluss für den Neubau des Doms zur Unbefleckten Empfängnis Mariens

---

<sup>1</sup> Vgl. Otto Jungmair, Adalbert Stifter und die Gründung der Landesgalerie. Hg. v. Oberösterreichischen Kunstverein (Linz 1930/31) sowie Martin Hochleitner, Zur Erbauung und Bildung des Bürgertums – Adalbert Stifter und die Gründung der Oberösterreichischen Landesgalerie. In: Sanfte Sensationen. Stifter 2005. Hg. v. Johann Lachinger et al. (Linz 2005) 153–160

(„Neuer Dom“) im Stil der Neugotik durch den Kölner Diözesanbaumeister Vinzenz Statz (1819–1898). Der erst im Jahr 1924 geweihte Linzer Mariendom trug als monumentale Bauaufgabe von starker Ausstrahlung dazu bei, künstlerische Formen und stilistische Traditionen des 19. Jahrhunderts in Oberösterreich weit in das 20. Jahrhundert hinein wirksam werden zu lassen. Vor allem in der Skulptur und im Bereich des Denkmals lässt sich dieses Phänomen deutlich nachweisen.

## Erste secessionistische „Aufbrüche“ in Oberösterreich: Die Gründung der Künstlervereinigung MAERZ

„MÄRZ – ein Fanfarenstoß. Verheißungsvoll und voller Erwartung“<sup>2</sup> jubelte die Presse 1913 anlässlich der ersten Ausstellung der Künstlervereinigung MAERZ im Linzer Landhauspavillon. Der Zusammenschluss von sechs Linzer Künstlern im Frühling 1913 im Sinne einer losen Vereinigung stellt den ersten secessionistischen Aufbruch in der oberösterreichischen Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts dar. Zur Zeit seiner Gründung durch Klemens Brosch, Franz Brosch, Anton Lutz, Hans Pollack, Franz Sedlacek und Heinz Bitzan verstand sich der MAERZ in bewusster Opposition zu dem als konservativ empfundenen Oberösterreichischen Kunstverein. Die MAERZ-Künstler verband weniger ein gemeinsames programmatisches Ziel im künstlerischen Sinne, als vielmehr die Sehnsucht nach „frischem Wind“ in der Linzer Kunstszene. Der Begriff MAERZ stand dabei als Symbol für Erwachen und Neubeginn. Man war aber auch an neuen Ausstellungs- und Verkaufsmöglichkeiten interessiert. Regelmäßig wurden gemeinsame Präsentationen organisiert, die in der Regel auf positive Resonanz bei Kritik und Publikum stießen.

1921 formierte sich der Oberösterreichische Künstlerbund MAERZ in institutionalisierter Form mit eingetragenen Mitgliedern neu und besteht als Künstlervereinigung bis heute. Einen Höhepunkt in der Geschichte des MAERZ der Zwischenkriegszeit markierte die Ausstellungstournee durch verschiedene deutsche Städte, die 1926 in Braunschweig startete. Egon Hofmann, langjähriger Präsident der Vereinigung, kommentierte die Arbeit der Vereinigung 1931 mit der Aussage: „Pathos liegt uns ferne.“<sup>3</sup> Gleichzeitig formulierte er als Ziel des MAERZ, „das noch nicht Fertige aber das

---

<sup>2</sup> Linzer Volksblatt, 28.9.1913, 1

<sup>3</sup> Nur 10 Jahre MÄRZ. Ein Jahrbuch des oberösterreichischen Künstlerbundes „März“ (Linz 1931) 7

Vorwärtsstrebende [zu] fördern, auch dann, wenn es eine Kampfansage bedeutet.“<sup>4</sup>

In der Ausstellung sind Werke zweier Gründungsmitglieder von 1913, Klemens Brosch (1894–1926) und Anton Lutz (1894–1992), ebenso zu sehen wie eine Bauernkriegsdarstellung von Aloys Wach (1892–1940), einem der bedeutendsten Mitglieder der Künstlervereinigung in der Zwischenkriegszeit.

## Wo lernt man Kunst? Linz zwischen München und Wien und die Idee privater Malschulen

Da in Linz keine Kunstakademie existierte, spielten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – wie schon davor – private künstlerische Ausbildungsstätten eine wesentliche Rolle. Neben der bekanntesten, von Matthias May (1884–1923) geführten Schule gab es eine ganze Reihe von Malschulen (unter anderem jene von Rosa Scherer, Michaela Pfaffinger, Berta von Tarnoczy und Tina Kofler) und Aktkursen (z. B. von Franz Korensky, Franz Christl und Paul Ikrath) von unterschiedlich hoher Bedeutung für die Entwicklung der einzelnen Künstlerinnen und Künstler, die daraus hervorgingen. Für viele von ihnen war die Malschule eine Vorstufe zur Kunstakademie, meist in Wien oder München. Für Frauen waren die privaten Malschulen lange Zeit die einzige Möglichkeit der künstlerischen Ausbildung. Erst ab 1920 nahm die Akademie der bildenden Künste in Wien auch weibliche Kunstschaaffende auf. Einflüsse der Ausbildungsstätten lassen sich im Werk einiger oberösterreichischer Maler deutlich nachweisen, so ist beispielsweise der spätimpressionistische Duktus eines Demeter Koko, in der Ausstellung mit dem charakteristischen Sujet einer *Hühnerfütterung* von 1928 vertreten, auf sein Studium in München zurückzuführen.

Der Kölner Maler Matthias May, dessen Selbstporträt von 1923 in die Ausstellung integriert ist, führte von 1920 bis 1922 eine erfolgreiche Kunstschule, der trotz ihres kurzen Bestehens ein hoher Stellenwert in der Geschichte der künstlerischen Ausbildung in Linz zukommt: einerseits aufgrund des professionellen Auftritts der staatlich anerkannten Einrichtung, andererseits wegen des großen Zulaufs. Der als pädagogisch talentiert und engagiert geltende Künstler betreute etwa 60 Schülerinnen und Schüler, zu denen neben anderen Vilma Eckl und Herbert Bayer zählten. Neben Werken

---

<sup>4</sup> Ebd. 8

von May und Koko sind zu diesem Themenfeld Arbeiten von Egon Hofmann (1884–1972) und Karl Hauk (1898–1974) zu sehen.

## Heimatstil versus Neue Sachlichkeit: Kunst in der Zwischenkriegszeit

Die 1920er Jahre zeichneten sich in Österreich durch die zunehmende Bedeutung der regionalen Kunstentwicklung gegenüber jener Wiens aus. Dies galt auch für Oberösterreich. So fand eine der bedeutendsten internationalen Kunstströmungen der Zwischenkriegszeit, die von Deutschland ausgehende Neue Sachlichkeit, in der oberösterreichischen Kunst ihren Niederschlag, wenngleich in einer gemäßigten, klassizistischen Ausformulierung. Allgemein herrschte in der oberösterreichischen Kunst der Zwischenkriegszeit eine gemäßigte Interpretation der Moderne vor. Die oberösterreichische Kunst sah sich der Gegenständlichkeit verpflichtet und verband vielfach impressionistische Elemente mit Realismus und Heimatstil.

1929 fand in der Landesgalerie am Oberösterreichischen Landesmuseum die Ausstellung „Neuromantik und Neue Sachlichkeit in Oberösterreich“ statt, an der Franz Sedlacek (1891–1945), Herbert Ploberger (1902–1977) und Paul Ikrath (1888–1970) teilnahmen. „Die ausgestellten Werke sind ein Beweis dafür, dass sich auch oberösterreichische Künstler mit vollem Erfolg die neuen Ideen der Malerei zu eigen gemacht haben“<sup>5</sup>, lobte die zeitgenössische Kritik; wenngleich zwei der drei Künstler zum Zeitpunkt der Linzer Schau nicht mehr in Oberösterreich lebten und wesentliche Anregungen für ihre Arbeit außerhalb des Bundeslandes erhalten hatten. Aber auch andere in Oberösterreich tätige Künstler wie Robert Angerhofer, Klemens Brosch, Richard Diller, der junge Fritz Fröhlich, Karl Hauk, Hans Pollack, Hans Strigl und Aloys Wach nahmen – in jeweils unterschiedlicher Ausprägung – Anregungen der neusachlichen Kunstrichtung beziehungsweise der Neuromantik auf.<sup>6</sup> Die drei Ausstellungsteilnehmer von 1929 sind in der Präsentation im Schlossmuseum mit je einem Schlüsselwerk vertreten.

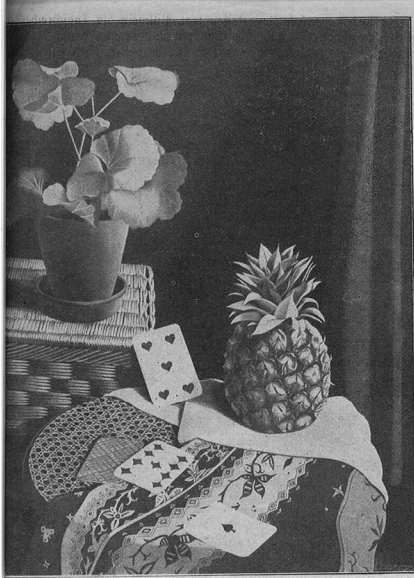
---

<sup>5</sup> Heimatland, 29.12.1929, o. S.

<sup>6</sup> Vgl. dazu: Die Ordnung der Dinge. Neue Sachlichkeit in Oberösterreich. Ausstellungskatalog der Oberösterreichischen Landesmuseen, Landesgalerie Linz (Linz 2005)



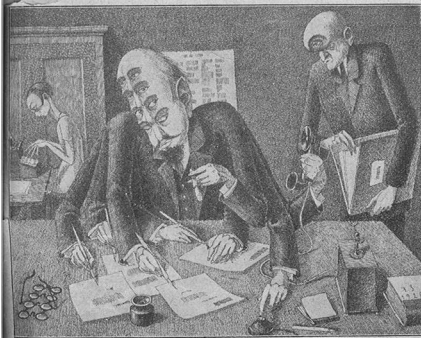
**Abb. 2:** Franz Sedlacek: Bibliothek, 1926, 60 x 74,4 cm, Öl auf Holz, Landesgalerie Linz; Foto: Ernst Grilnberger, Oö. Landesmuseen



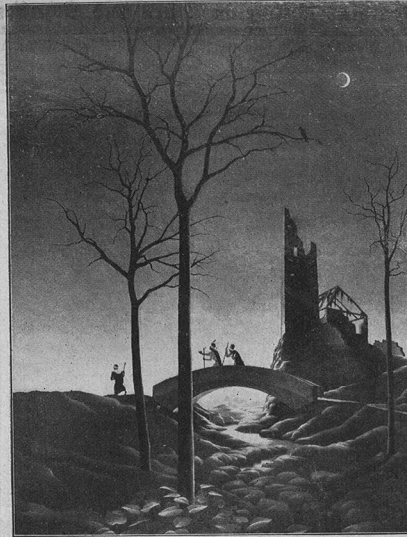
**Herbert Floberger: Ananas-Stilleben**  
Eines der bedeutendsten Werke der neuen Sachlichkeit auf der Vinger  
Ausstellung

### Neues Schaffen oberösterreichischer Maler

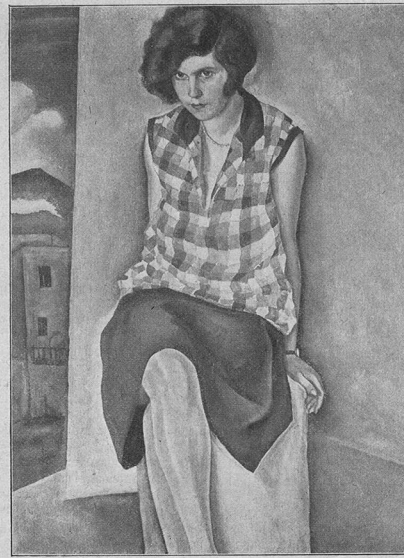
Das oberösterreichische Landesmuseum veranstaltete heuer eine Weihnachtsausstellung, bei der drei aus Oberösterreich gebürtige Künstler in ihrem Schaffen vorgestellt wurden: Franz Sedlacek-Wien, Herbert Floberger-Berlin und Paul Strath-Linz. Die ausgestellten Werke, von denen wir in unserer heutigen Nummer einzelne veröffentlichen, sind ein Beweis dafür, daß sich auch oberösterreichische Künstler mit vollem Erfolg die neuen Ideen der Malerei zu eigen gemacht haben: neue Sachlichkeit und Neurotantik, deren Signature die ausgestellten Werke tragen. Phot. Schwarz



**Franz Sedlacek: Der Amtsvorstand**  
Paul Strath: Junges Mädchen // Bild nebentehend



**Franz Sedlacek: Die heiligen drei Könige**  
Der in Wien schaffende Künstler ist ein Meister der neuen Romantik in der Malerei



**Abb. 3:** Ausstellungsrezension: Heimatland, 29.12.1929; Foto: Ernst Grilnberger, Oö. Landesmuseen



## Kunst in „Oberdonau“: Bildende Kunst zur Zeit des Nationalsozialismus

„Wenig Extreme in einer Zeit voller Extreme“<sup>7</sup> lautete der Titel eines Aufsatzes von Harry Slapnicka, mit dem er die Situation der bildenden Kunst in Oberösterreich zur Zeit des Nationalsozialismus prägnant skizzierte. Zwar stand die bildende Kunst im „Gau Oberdonau“ wie alle Lebensbereiche unter dem Diktat der politischen Vorgaben. So gingen der Oberösterreichische Kunstverein und die Künstlervereinigung MAERZ im Künstlerbund Oberdonau auf. Um freischaffend künstlerisch arbeiten zu können, war der Beitritt zur Reichskulturkammer für bildende Kunst Bedingung, der – den rassistischen Kriterien der NS-Verwaltung entsprechend – einen „Ariernachweis“ voraussetzte. Bis auf wenige Ausnahmen sind die Zeugnisse der bildenden Kunst aus „Oberdonau“ jedoch überraschend moderat und weisen nur sehr bedingt parteipolitische Inhalte auf. Es überwiegen Darstellungen des Bauernlebens, Landschaften, Porträts und Akte. Im Linzer Schlossmuseum wurde die Situation der Kunst und Kultur in Oberösterreich zur Zeit des Nationalsozialismus in dem groß angelegten Ausstellungsprojekt „Kulturhauptstadt des Führers“<sup>8</sup> 2008 umfassend wissenschaftlich aufgearbeitet.

In der Dauerausstellung sind folgende Arbeiten zu sehen: eine für diesen Themenbereich signifikante, großformatige Darstellung einer Bauernfamilie des jungen Fritz Fröhlich (1910–2001), eine Zeichnung „Volksdeutscher Frauen“ von Wilma Eckl (1892–1982) sowie ein Aquarell des Malers Ernst August von Mandelsloh (1886–1962), der die Funktion des Landesleiters der Reichskulturkammer für bildende Kunst im Gau Oberdonau innehatte.

### Der Tod von Alfred Kubin (1959): Ein Bundesland trauert

Kaum ein anderer Künstler wird so eng mit der oberösterreichischen Kunst des 20. Jahrhunderts verknüpft wie der Zeichner Alfred Kubin (1877–1959). Das liegt nicht nur an der internationalen Bedeutung seines Werks, sondern auch am weltweit größten Bestand an Arbeiten des Künstlers in der Grafischen Sammlung der Oberösterreichischen Landesmuseen, der über-

---

<sup>7</sup> Harry Slapnicka, Wenig Extreme in einer Zeit voller Extreme. In: Kunstjahrbuch der Stadt Linz (1990/91) 116-157

<sup>8</sup> „Kulturhauptstadt des Führers“. Kunst und Nationalsozialismus in Linz und Oberösterreich. Hg. v. Birgit Kirchmayr. Ausstellungskatalog der Oberösterreichischen Landesmuseen, Schlossmuseum (Linz 2009)

wiegend aus dem Nachlass Kubins stammt. Der in Leitmeritz, Böhmen (heute Litoměřice, Tschechien), geborene Künstler lebte von 1906 bis zu seinem Tod 1959 in Zwickledt, Gemeinde Wernstein, bei Schärding am Inn. 1955 vermachte er seinen gesamten zeichnerischen Nachlass gegen eine Leibrente dem österreichischen Staat und dem Land Oberösterreich, der nach seinem Tod zu gleichen Teilen an die Albertina in Wien und die Grafische Sammlung der Oberösterreichischen Landesmuseen in Linz ging. 1965 konnte außerdem die Sammlung des Wernsteiner Pfarrers Alois Samhaber in den Bestand des Landesmuseums übernommen werden. Kubins ehemaliger Wohnsitz in Zwickledt wurde in eine Gedenkstätte umgewandelt und wird von den Oberösterreichischen Landesmuseen betreut. Das Wirken von Alfred Kubin hat als wesentlicher Faktor zum hohen Stellenwert der Zeichnung innerhalb der Kunstproduktion des 20. Jahrhunderts in Oberösterreich beigetragen. In den letzten Jahrzehnten spielten die unter der Federführung von Johann Jascha seit 1984 veranstalteten Symposien auf Schloss Sigharting eine wichtige Rolle für die Zusammenführung und Rezeption grafischer Positionen der Gegenwart.

Zwei ausgewählte Arbeiten (*Schlangengott* und *Austria*) geben in der Ausstellung einen kleinen Einblick in die phantastische Zeichenkunst des „Hexenmeisters von Zwickledt“. Weitere Werke des Künstlers sind permanent, jedoch in wechselnder Auswahl im Kubin-Kabinett der Landesgalerie Linz zu sehen. Als Beispiel für die künstlerische Produktion innerhalb der auf Schloss Sigharting veranstalteten Symposien zur Zeichnung in der Gegenwartskunst wurde ein Blatt von Anna Stangl (\* 1961) für die Ausstellung ausgewählt.

## Kunst am Bau in den 1950er Jahren: Öffentlichkeit für eine junge Generation von Künstlerinnen und Künstlern

Im Jahr 1949 beschloss der Linzer Gemeinderat, ein Prozent des Budgets für städtische Neubauten der künstlerischen Ausgestaltung zu widmen. Damit war der Grundstein für die Kunst-am-Bau-Projekte der ersten Nachkriegsjahrzehnte in Linz gelegt. Die künstlerische Gestaltung städtischer Neubauten bildete in dieser Zeit nicht nur eine wesentliche Auftragsquelle für Künstlerinnen und Künstler, sie sollte außerdem die öffentliche Wahrnehmung von zeitgenössischer Kunst fördern und fordern. Als 15 Jahre spä-

ter der erste Rückblick auf diese Art der Kunstförderung<sup>9</sup> erfolgte, waren bereits 102 Arbeiten realisiert worden. Wenngleich nur wenige der ausgeführten Werke von überregionaler kunsthistorischer Bedeutung sind, so vermitteln sie dennoch anschaulich die Zeitstimmung in Kunst und Gesellschaft der Wiederaufbauzeit. Da der überwiegende Teil der Aufträge Schulen und Betreuungseinrichtungen für Kinder betraf, dominieren kindbezogene Inhalte und Motive, die meist als dekorative und farbenfrohe Gestaltung die Architektur ergänzen. Nur in wenigen Fällen wurden gesellschaftliche und politische Themen aufgegriffen. So stellte Leopoldine Kerciku die Frau nicht ausschließlich in familiärer, sondern auch in beruflicher Position dar, Karl Hauk bereitete das Thema der Völkerversöhnung kindgerecht jedoch klischeehaft auf.

Für die Präsentation des Themas in der Ausstellung wurde exemplarisch die Publikation *Fünfzehn Jahre künstlerische Ausgestaltung städtischer Neubauten* aus dem Jahr 1964<sup>10</sup> herangezogen. Anhand von Schwarz-Weiß-Fotografien aus diesem Buch werden ausgewählte Kunst-am-Bau-Arbeiten dieses Zeitraums vorgestellt.

## Brüche und Widersprüche: Kunst der 1950er und 1960er Jahre

Die 1950er und 1960er Jahre sind wie kaum eine andere Phase des 20. Jahrhunderts von gegensätzlichen Entwicklungen innerhalb der oberösterreichischen Kunst gekennzeichnet. Bei zentralen Figuren wie Fritz Aigner oder Fritz Fröhlich entsteht in dieser Zeit der für sie charakteristische Personalstil, wenngleich sie in völlig unterschiedliche künstlerische Richtungen gehen. Gemeinsam mit seinen Künstlerfreunden Erich Ruprecht und Josef Fischnaller gründete Fritz Aigner 1965 die „Neue Donauschule“. Bei Fritz Fröhlich löste die Begegnung mit dem Werk von Pablo Picasso 1952 eine entscheidende Wende in seiner künstlerischen Entwicklung aus. Besonders beeindruckt war er von der stilistischen Freiheit im malerischen Ausdruck des großen Vorbilds. Wichtige Schritte in Richtung internationale Moderne wurden in dieser Zeitspanne in Oberösterreich vollzogen.

---

<sup>9</sup> Fünfzehn Jahre künstlerische Ausgestaltung städtischer Neubauten. Hg. v. d. Kulturverwaltung der Stadt Linz, Aufnahmen Hans Wöhrl und Franz Michalek (Linz 1964)

<sup>10</sup> Ebd.



**Abb. 4:** Fritz Aigner: Doppeltes Selbstbildnis, 1952/53, 51 x 70,5 cm, Öl auf Holz, Landesgalerie Linz; Foto: Ernst Grilnberger, Oö. Landesmuseen

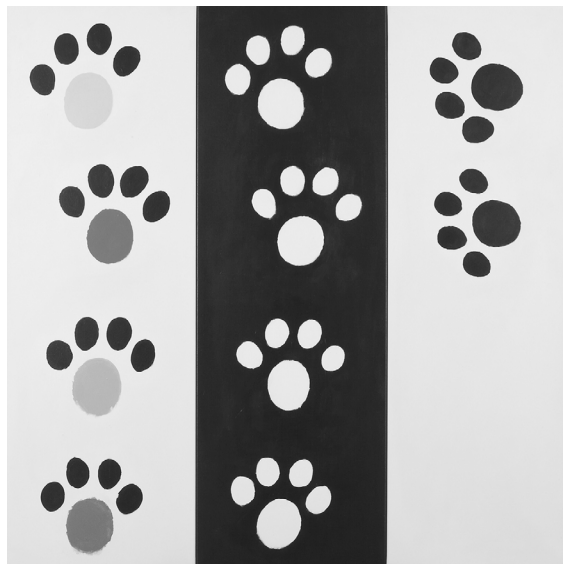
Die technisch virtuose Malerei von Fritz Aigner (1930–2005) wird der Abstraktion eines Vertreters des Informel, Peter Bischofs (\* 1934 in Wien), sowie einer Zeichnung von Othmar Zechyr (1938–1996), in der er Technoides mit Organischem verschmelzen lässt und die Einflüsse utopischer Konzepte in der Skulptur und Architektur der späten 1960er Jahre aufnimmt, gegenübergestellt.



**Abb. 5:** Peter Bischof: O.T. (Raum-Zentrum), 1958, 80 x 60,5 cm, Öl auf Leinwand, Landesgalerie Linz; Foto: Ernst Grilnberger, Oö. Landesmuseen

## Von der Kunstschule der Stadt Linz zur Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung

Im Jahr 1947 wurde die Kunstschule der Stadt Linz gegründet. Damit verfügte Linz erstmals über einen institutionalisierten Ausbildungsstandort für Kunst. Die Kunstschule bezog Räume im westlichen Brückenkopfgebäude am Hauptplatz und betrieb zwei Meisterschulen für Malerei, geleitet von Herbert Dimmel beziehungsweise Karl Hauk, sowie eine Meisterschule für Grafik, geleitet von Alfons Ortner. Meisterschulen für Bildhauerei sowie für Schrift und angewandte Grafik folgten. 1973 erhielt die Kunstschule Hochschulstatus und wurde zur Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung, an der die Verbindung von freier Kunst und dem angewandten Bereich



**Abb. 6:** Dietmar Brehm: Tierleben, 2005, 150 x 150 cm, Acryl auf Leinwand, Landesgalerie Linz; Foto: Ernst Grilnberger, Oö. Landesmuseen

von Beginn an im Mittelpunkt stand. Dies konnten unter anderem die Großveranstaltungen Forum Metall (1977) und Forum Design (1980) belegen, die unter Federführung der Kunsthochschule veranstaltet wurden. Im Rahmen der Neuorganisation der Universitäten der Künste wurde die Linzer Kunsthochschule 1998 zur Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung Linz, seit 2004 ist sie eine selbstständige Einrichtung.

Zeichnungen von Alfons Ortner (1907–1992), Direktor der Kunstschule und Gründungsrektor der Hochschule für künstlerische und industrielle Gestaltung, sowie von Helmuth Gsöllpointner (\* 1933), Leiter der Meisterklasse für Metallplastik seit 1955 und späterer Rektor der Kunsthochschule, werden zu diesem Thema ebenso präsentiert wie ein Gemälde von Dietmar Brehm (\* 1947), langjähriger Professor an der Kunstuniversität.

## „Linz goes international“: Forum Metall, Forum Design, Neue Wilde

Das Forum Metall (Konzept: Helmuth Gsöllpointner und Peter Baum) präsentierte 1977 im Donaupark großformatige, für Linz konzipierte Metallplastiken internationaler zeitgenössischer Künstler. Mit der Wahl des Werkstoffs Metall wurde die Bedeutung dieses Materials für die „Stahlstadt“ Linz unterstrichen. Ebenfalls an der Donau, in einem temporären Ausstellungsbau

zwischen Autobahn- und Eisenbahnbrücke, wurde 1980 das Forum Design (Konzept: Helmuth Gsöllpointner, Angela Hareiter, Laurids Ortner und Peter Baum) veranstaltet, das zusammen mit der Publikation „Design ist unsichtbar“ einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Designs darstellte. Beide Veranstaltungen waren für Linz bedeutende Etappen im Imagewandel von der „Stahlstadt“ zur Kunst- und Kulturstadt. Zusammen

mit dem Erfolg oberösterreichischer Kunstschaffender innerhalb der so genannten Neuen Wilden, der neoexpressiven Malerei der 1980er Jahre, förderten sie die internationale Wahrnehmung von Linz als ein wesentlicher Präsentations- und Produktionsstandort von Kunst. Als Vorbote für das Forum Metall wurde 1977 auf dem Dach der Linzer Kunsthochschule die *Linzener Nike*, eine „schwebende“ Metallplastik der oberösterreichischen, schon damals international erfolgreichen Künstler-Gruppe Haus-Rucker-Co, installiert, die in Linz für Aufregung sorgte. 1979 wurde die Skulptur nach anhaltenden Protesten von Seiten der Bevölkerung entfernt.

Mit Hubert Scheibl (\* 1952) und Gunter Damisch (\* 1958) werden zwei aus Oberösterreich stammende Vertreter der neoexpressiven Malerei, die beide 1985 an der Biennale von Sao Paulo teilnahmen, vorgestellt. Die Arbeit von Josef Linschinger (\* 1945) repräsentiert den internationalen Aus-



**Abb. 7:** Haus-Rucker-Co: Nike, Metallplastik am Dach der Linzer Kunsthochschule, 1977 (Foto: Josef Pausch)

tausch im Bereich der Konkreten Kunst im Rahmen des 1990 gegründeten Gmundner Symposions.

## Die Auflösung traditioneller Blickweisen: Neue Medien in der Kunst

Die Kunst der 1960er und 1970er Jahre war international von einem Aufbrechen traditioneller Bildsprachen zugunsten einer neuen Vielfalt an künstlerischen Mitteln und Formen geprägt. Losgelöst von den traditionellen Bildgattungen entwickelte die Kunst neue Modelle, sich kritisch mit gesellschaftlichen Fragestellungen auseinanderzusetzen und bediente sich dabei zunehmend auch neuer Medien und Technologien. Mit der Künstlerin VALIE EXPORT (\* 1940) stammt eine Pionierin internationaler Medienkunst aus Oberösterreich. Sie zählt zu den international erfolgreichsten österreichischen KünstlerInnen. Ihr Werk manifestiert sich in den Bereichen aktionistische Performance, Installation sowie konzeptuelle und feministische Kunst. Bereits in den 1970er Jahren erregte die Künstlerin Aufsehen mit öffentlichen Auftritten, in denen sie gesellschaftspolitische Kritik in performativer und aktionistischer Form zum Ausdruck brachte. Die Ars Electronica, 1979 als Medienkulturfestival in Linz gegründet, zeichnet sich durch die programmatische Vernetzung von Kunst, Technologie und Gesellschaft sowie eine konsequent internationale Ausrichtung aus. Sie trug wesentlich zur Imagebildung von Linz als Zentrum neuer Technologien (in der Kunst) bei.

Das Dokument einer performativen Aktion von Johann Jascha (\* 1942) ist in diesem Themenbereich ebenso ausgestellt wie eine charakteristische Fotoübermalung von Arnulf Rainer (\* 1929) und eine großformatige Fotocollage von VALIE EXPORT.

## Kunst kommt von Produktion: Experiment und Labor

Verschiedene Initiativen und Institutionen, die in den 1970er, 1980er und 1990er Jahren in Oberösterreich gegründet wurden, verfolgten produktions- sowie diskurs- und handlungsorientierte Konzepte in ihrer künstlerischen Ausrichtung. Das Ziel der Stadtwerkstatt, einer 1979 in Linz gegründeten unabhängigen kulturellen Einrichtung, ist die „Anstiftung zur Initiative“. Das OK Offene Kulturhaus Oberösterreich, als Ausstellungs- und Produktionshaus für zeitgenössische Kunst 1989 gegründet, versteht sich als „Experimentallabor in Sachen Kunst“. Die künstlerische Arbeit von Kollektiven,



wie Contained (gegründet 1992) und Time's up (besteht seit 1996 als „Labor zur Schaffung experimenteller Situationen“), stellt die Prozessorientierung in den Mittelpunkt und schließt den Zugriff auf unterschiedliche Medien sowie auf ungewöhnliche Aktions- und Präsentationsfelder der Kunst mit ein. Auch der KunstRaum Goethestrasse bereichert seit den späten 1990er Jahren als nichtkommerzieller, besonders auf Kommunikation und Diskurs ausgerichteter Ort für zeitgenössische Kunst die Linzer Szene.

Je eine Zeichnung von Peter Hauenschild (\* 1958) und Georg Ritter (\* 1956) sowie das Filmdokument einer aufsehenerregenden Aktion von Stadtwerkstatt TV von 1991 und ein vom OK Offenes Kulturhaus zur Verfügung gestellte Videoarbeit von Emily Jacir (\* 1970) repräsentieren das Themenfeld „Kunst und Produktion“.



**Abb. 8:** Blick in die Ausstellung („Die Auflösung traditioneller Blickweisen: Neue Medien in der Kunst“); Foto: *Alexandra Bruchböck, Oö. Landesmuseen*

## Vision und Wandel: Etappen internationaler Vernetzung seit den 1990er Jahren

Im September 1998 fand in Linz der „Europäische Kulturmonat“ statt. Rückblickend kann diese Kulturinitiative, die unter dem Schlagwort „job.net.gen.fun“ den rasanten Wandel von Arbeit, Informationstechnologie, Wissenschaft und Gesellschaft in den Mittelpunkt stellte, als Vorbote zum Titel „Europäische Kulturhauptstadt“ angesehen werden, den Linz für das Jahr 2009 erhielt. Das Großereignis Kulturhauptstadt wurde hinsichtlich der Stadtentwicklung als Meilenstein für den Imagewandel von der Industriestadt hin zur Kultur- und Technologiestadt Linz angesehen. Aber auch abseits der Hauptstadt wurden in den letzten Jahrzehnten wichtige kulturelle Akzente gesetzt: Seit 1993 wird biennial an wechselnden Orten in Oberösterreich das Festival der Regionen veranstaltet, eine vom Land Oberösterreich initiierte Großveranstaltung für zeitgenössische Kunst und Kultur. Es soll die Auseinandersetzung mit aktueller, ortsspezifischer Kunst fördern und regionale mit internationaler Kulturarbeit vernetzen. Im Rahmen des Projekts Mondsee Land Art wurden zwischen 1999 und 2004 sechs künstlerische Arbeiten in der Landschaft der Mondseeregion realisiert; erklärtes Ziel war auch hier Internationalität sowie zudem die Vermittlung zeitgenössischen Kunstschaffens, das in Bezug zu Landschaft und Naturraum steht.

Nicht zuletzt soll hier das in den letzten Jahrzehnten verstärkte Engagement für zeitgenössische Kunst im Bereich der Galerienszene erwähnt werden. Die Gründung zahlreicher Galerien aber auch nicht kommerzieller Kunsträume in Linz und der Region bereicherte die Vielfalt des kulturellen Angebots. Das Großprojekt „Kunst der Linie“, im Jahr 1999 von der Landesgalerie Oberösterreich veranstaltet, führte oberösterreichische Galerien unter dem Aspekt der grafischen Kunst zusammen und begründete damit die Tradition der seither jährlich stattfindenden Kunst.Messe.Linz.

Fotodokumente des Gelben Hauses-Bellevue, eines Projekts der Kulturhauptstadt 2009, von Dietmar Tollerian (\* 1970) und ein Beitrag zum Festival der Regionen 2001 von Walter Ebenhofer (\* 1952) stehen exemplarisch für das Thema der internationalen Vernetzung.

## Von der Neuen Galerie zum LENTOS Kunstmuseum Linz

Im Jahr 1946 wurde die Neue Galerie der Stadt Linz als städtisches Museum für moderne Kunst gegründet. Sie baute auf der Sammlung des Berliner Kunsthändlers Wolfgang Gurlitt auf, die zu einem großen Teil 1953 von

der Stadt Linz angekauft wurde. Gurlitt war bis 1962 auch erster Direktor des Museums. Zur Zeit ihrer Gründung war die Neue Galerie im westlichen Brückenkopfgebäude am Linzer Hauptplatz situiert, 1979 erhielt das Museum Räumlichkeiten im neu errichteten Lentia 2000 in Linz-Urfahr. Nach der Direktion von Walter Kasten (bis 1973) prägte besonders der auf ihn folgende Peter Baum, der das Museum drei Jahrzehnte hindurch leitete, das Profil der Institution sowie insgesamt das Bewusstsein für moderne und zeitgenössische Kunst in Linz.

2003 konnte der Neubau des LENTOS Kunstmuseums Linz nach Entwürfen der Zürcher Architekten Weber & Hofer im Donaupark eröffnet werden, das nun zu den bedeutendsten Präsentationsorten moderner und zeitgenössischer Kunst in Österreich zählt. Mit seiner prägnanten Glasfassade ist der Museumsbau zu einem Wahrzeichen von Linz geworden. Ausgehend von den erwähnten Sammlungsbeständen, deren Schwerpunkte auf Meisterwerken der europäischen Malerei der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sowie einer umfangreichen Grafik- und qualitätvollen Fotografiesammlung liegen, spannt das LENTOS den Bogen von der Klassischen Moderne bis hin zur aktuellen Kunstproduktion der Gegenwart.

Das Ausstellungsprogramm des LENTOS unter der aktuellen Direktorin Stella Rollig versteht sich als Zusammenspiel der permanenten Sammlungspräsentation der historischen Bestände mit temporären aktuellen Ausstellungen. Die Sammlung besteht mittlerweile aus rund 1.600 Werken der Malerei, Skulptur und Objektkunst sowie aus mehr als 10.000 Arbeiten auf Papier, darunter 850 Werke aus dem Bereich Fotografie und Neue Medien. Heute liegt der Schwerpunkt auf aktueller österreichischer Kunst. Seit 2003 bilden das Kunstmuseum LENTOS und das Stadtmuseum NORDICO die gemeinsame Unternehmung „Museen der Stadt Linz“.

Das Lentos Kunstmuseum Linz stellte Arbeiten von Herbert Bayer (1900–1985) und Kutlug Ataman (\* 1961) für die Präsentation im Schlossmuseum zur Verfügung.

## Fotografie – Sammlung und künstlerisches Medium

Die Landesgalerie Linz verfügt mit den beiden Sammlungen von Hans Frank sowie von Gerda und Erich Walter über zwei wichtige Quellen für die Fotografie in Österreich. Die spezifischen Profile der beiden Sammlungen vermitteln die unterschiedlichen Konzepte, nach denen der Salzburger Fotograf Hans Frank (1908–1987) und der Steyrer Arzt Erich Walter (1944–

1999) sich dem Medium Fotografie annäherten.<sup>11</sup> Franks Zugang war ein fotohistorischer, sein Ziel eine Enzyklopädie zur Geschichte der Fotografie. Er bemühte sich um die Dokumentation von einzelnen Fotografen und ihren Ateliers, von verschiedenen Techniken und Funktionen des Mediums. Die Gründung eines eigenen Museums für Fotografie in Bad Ischl 1979 und sein prägender Einfluss auf jene Forschenden, die die „Geschichte der Fotografie in Österreich“ in den frühen 1980er Jahren erarbeiteten, waren die zwei herausragenden Momente seines Engagements.

Erich Walter, der 1980 die Fotogalerie 7-Stern in Steyr gründete und sie bis 1991 betrieb, war weniger an der Geschichte der Fotografie als an ihrem Einsatz in der zeitgenössischen Kunst interessiert. Sein Zugang war somit auch repräsentativ für ein neues beziehungsweise verändertes Bewusstsein, das die Fotografie als ein Instrument künstlerischer Konzepte verstand. Gleichzeitig konnte Walter mit seiner Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit einen Förderimpuls für die Produktion und Rezeption der Fotografie in Österreich leisten.

Exemplarisch werden Fotografien von August Sander (1876–1964), Alois Grasmayr, Bernhard Fuchs (\* 1971) und Heimrad Bäcker (1925–2003) gezeigt.

## Künstlerinnen in Oberösterreich: Das 20. Jahrhundert

2011, im Jahr der Eröffnung der neuen Dauerausstellung zur Kunst des 20. Jahrhunderts in Oberösterreich, sind insgesamt 1.104 Studierende an der Linzer Kunstuniversität inskribiert. Diese Zahl setzt sich aus 690 Studentinnen sowie 414 Studenten zusammen. Ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis war in der Kunst des 20. Jahrhunderts allerdings keinesfalls selbstverständlich. Ausbildungs-, Ausstellungs- und Lehrangebote boten sich über Jahrzehnte für Frauen nur in sehr beschränktem Ausmaß. Ebenso gering war zumindest bis in die 1960er Jahre die Anzahl der öffentlich wahrgenommenen Künstlerinnen. Zu diesen zählten etwa Gudrun Wittke-Baudisch, Margaret Bilger, Vilma Eckl und Johanna Dorn. Ein maßgeblicher Umbruch vollzog sich in den 1970er Jahren, als es vor allem VALIE EXPORT gelingen sollte, künstlerische und feministische Anliegen in einem internationalen Rezeptionskontext zu positionieren. 1980 war EXPORT auch die erste Frau, deren Werk im österreichischen Pavillon auf der Biennale in Venedig ausge-

---

<sup>11</sup> Vgl. dazu: Entwickelt. Profile der Fotosammlungen Franz und Walter. Ausstellungskatalog der Oberösterreichischen Landesmuseen, Landesgalerie Linz (Linz 2005)

stellt wurde. Waren VALIE EXPORT in den 1970er und Waltraut Cooper in den 1980er Jahren die international bekanntesten Exponentinnen aus Oberösterreich, so finden heute weit mehr oberösterreichische Künstlerinnen über die Landesgrenzen hinaus Beachtung. Maria Moser aus Frankenburg gilt unter ihnen als eine der wichtigsten österreichischen Malerinnen. Zudem arbeitet eine ganze Reihe von Künstlerinnen, wie Eva Bosch, Margit Palme, Christine Bauer, Monika Migl-Frühling, Gabriele Berger, Ingrid Kowarik, Charlotte Wiesmann, Claudia Steiner, Susanne Purviance und andere, öffentlichkeitswirksam in Oberösterreich.



1992 unterrichtete mit Marga Persson die erste Profes-

sorin an der Linzer Kunstuniversität, an der heute auch Andrea van der Straeten, Renate Herter, Ursula Hübner, Elsa Prohaska und Christa Sommerer als Professorinnen in künstlerischen Studienrichtungen lehren. Gleichzeitig sind mit Monika Pichler, Priska Riedl, Maria Baumgartner, Sabine Jelinek und anderen weitere Künstlerinnen in der Lehre tätig. In der Ausstellung spannen Werke von Margret Bilger (1904–1971), Ursula Hübner (\* 1957), Inge Dick (\* 1941) und Esther Strauß (\* 1986) den Bogen von den 1920er Jahren bis in die Gegenwart.

**Abb. 9:** Margret Bilger: Mädchen mit rosa Kette, 1930er J., 36,7 x 32 cm, Öl auf Karton, Landesgalerie Linz; Foto: Ernst Grilnberger, Oö. Landesmuseen

## Figurative Plastik

Ein eigener Raumbereich stand für die Präsentation der Skulptur in der Kunst des 20. Jahrhunderts in Oberösterreich zur Verfügung. Hier erfolgte unter dem Titel „Das Menschenbild in der Skulptur“ eine thematische Konzentration auf figurative Plastik.



**Abb. 10:** Blick in die Ausstellung („Das Menschenbild in der Skulptur“); Foto: Alexandra Bruchböck, Oö. Landesmuseen

Seit der Antike zentrales Thema skulpturalen Schaffens, erfährt das Bild des Menschen in der Kunst der Moderne eine grundlegende Neudefinition. Das Idealbild des menschlichen Körpers wird deformiert, fragmentiert und abstrahiert.

Den Ausgangspunkt der Präsentation bildet die Beschäftigung mit dem Denkmal, zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine zentrale künstlerische Aufgabe in Oberösterreich. Denn sowohl das *Stifterdenkmal* auf der Promenade (1902 von Hans Rathausky) als auch das *Standbild Franz Stelzhamers* im Volksgarten (1908 von Franz Metzner) wurden zu dieser Zeit errichtet.

Die folgende Reihe von Skulpturen, von jener Ludwig Kaspers bis zu der Sepp Auers veranschaulicht die zunehmende Abstrahierung der menschlichen Figur: Während Ludwig Kasper mit seiner Mädchenfigur ein Bild des menschlichen Körpers in klassisch-sachlicher Formgebung schafft, ist der

Körper der Stehenden von Adolf Kloska in blockhafte Formen zerlegt. Ähnliche Abstraktionen, wenngleich in sehr unterschiedlicher Formgebung, verfolgen Hannes Haslecker, Rudolf Hoflehner, Josef Bauer, Erwin Reiter und Sepp Auer in ihren Arbeiten. Siegfried Anzinger überträgt in seiner Figur des Prometheus die subjektiv-gestische Gestaltung und den dynamischen Pinselstrich der neoexpressiven Malerei der 1980er Jahre in die Skulptur. Annerose Riedl stellt in ihren archaisch anmutenden, meist farbig gefassten Holzskulpturen ausschließlich weibliche Figuren dar.

Mit der Videoinstallation *Hoamatgsang* von Pia Schauenburg, die – in Bezug auf den Dichter der oberösterreichischen Landeshymne, Franz Stelzhamer – die Bedeutung des Heimatbegriffs hinterfragt, wird ein Ausblick in die Gegenwart gegeben. Gleichzeitig schließt sich aber auch der Kreis zum Denkmal, dem Ausgangspunkt der Zusammenstellung.

Insgesamt erweist sich die neue Dauerausstellung im Schlossmuseum also nicht als Überblick und Darstellung der gesamten Kunstentwicklung und ihrer VertreterInnen, sondern vielmehr – und gerade im unmittelbaren Zusammenhang mit der Neuaufstellung des Bereichs „Alltagskultur“ – als ein themen- und ereignisfokussierter Parcours durch die Geschichte der bildenden Kunst in Oberösterreich vom Anbruch der Moderne bis zur Gegenwart.





Birgit Kirchmayr

## KONTINUITÄTEN UND BRÜCHE IN DER BILDENDEN KUNST OBERÖSTERREICHS VOR DEM HINTERGRUND DES NATIONALSOZIALISMUS

### I. Einleitend

*„Wenig Extreme in einer Zeit voller Extreme“  
(Harry Slapnicka, 1991)<sup>1</sup>*

*„zwar gilt meine Kunst, den Göttern sei's gedankt, durchaus 'im Volke wurzelnd', ist nicht diffamiert, doch zunächst hatte ich beruflich nur Schaden“ (Alfred Kubin, 1933)<sup>2</sup>*

*„Es ist nicht schwer, ‚Deutsche Kunst‘ aus dem Gau herauszuholen, denn unter den Künstlern von Oberdonau befand und befindet sich kein Undeutscher und kein Entarteter.“ (Ernst August von Mandelsloh, 1939)<sup>3</sup>*

*„Der Krieg hat die Künste nicht zum Schweigen gebracht.“ (August Eigruber, 1940)<sup>4</sup>*

Ich möchte den Beitrag zur bildenden Kunst in Oberösterreich vor dem Hintergrund des Nationalsozialismus mit obigen Zitaten einleiten, die jeweils auf zentrale Facetten der Thematik verweisen. Da ist zunächst die im-

---

<sup>1</sup> Harry Slapnicka, Wenig Extreme in einer Zeit voller Extreme. Die bildende Kunst in Oberdonau. In: Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1990/91 (Linz 1991) 116-157

<sup>2</sup> Alfred Kubin an Fritz Herzmanovsky-Orlando, 9.7.1933. Zit. nach: Fritz von Herzmanovsky-Orlando. Der Briefwechsel mit Alfred Kubin 1903 bis 1952. Hg. v. Fritz Klein (Salzburg/Wien 1983) 268

<sup>3</sup> August Mandelsloh, Landesleiter der Reichskammer der bildenden Künste in Oberdonau, 1939. Zit. nach: Slapnicka, Wenig Extreme 125

<sup>4</sup> Ein Gau wächst ins Reich. Das Werden Oberdonaus im Spiegel der Reden des Gauleiters August Eigruber. Hg. v. Gaupropagandaleitung Oberdonau der NSDAP (Wels 1941) 138

mer noch gültige und prägnante Analyse Harry Slapnickas, der sich als Historiker vor Ort als Erster mit der lokalen Kunst im Nationalsozialismus auseinandersetzte und dabei zum vielzitierten Schluss der „wenig Extreme in einer Zeit voller Extreme“ kam. Slapnicka konstatierte die Durchschnittlichkeit der oberösterreichischen Künstler/innen und ihres Oeuvres in den NS-Jahren. Angepasstheit, stilistische Konformität und eben wenig Extreme charakterisieren die oberösterreichische Kunst zu jener Zeit, das Gros der Künstler/innen fiel weder als exponierte NS-Künstler/innen noch als oppositionelle oder „entartete“ Kunstschaffende auf. Die Durchschnittlichkeit lässt sich dabei generell auf die NS-Kunst beziehen, blieb sie doch bis zum Ende des Regimes jegliche wirkliche Eigenständigkeit oder Definition der so genannten wahren „deutschen“ Kunst schuldig.

„Im Volke wurzelnd“ sollte sie jedenfalls sein – wie auch immer das genauer hin definiert werden kann – und diesen Terminus nahm Alfred Kubin in einem Brief an Fritz Herzmanovsky-Orlando auf. Seine Kunst erfülle diesen Anspruch – „den Göttern sei's gedankt“ – wie Kubin schreibt. In einem etwa gleichzeitig verfassten Brief an Hermann Hesse notierte Kubin scheinbar ebenso überrascht, dass er nicht „am Index stehe“.<sup>5</sup> Die Aussagen Alfred Kubins verweisen deutlich auf die herrschende Unsicherheit in Bezug auf die Akzeptanz im NS-Kunstsektor. Entgegen retrospektiver Einschätzungen hinsichtlich einer klaren Trennung zwischen „NS-Kunst“ und „Entarteter Kunst“ waren die Grenzen faktisch oft fließend. Selbst innerhalb des Oeuvres eines einzigen Künstlers konnten beide Zuordnungen zutreffen. Auf der sicheren Seite konnten sich nur wenige wägen, und ob der Expressionismus nun „entartet“ oder gar besonders deutsch wäre, war zumindest in den ersten Jahren der NS-Herrschaft noch nicht entschieden.

Mit den Begriffen des „Entarteten“ und „Undeutschen“ hantierte auch der Künstler und Landesleiter für bildende Künste im Gau Oberdonau Ernst August Mandelsoh in der oben zitierten Aussage. Seiner Stellungnahme zu Folge wäre es nicht schwer, „deutsche“ Kunst aus den Künstlern in Oberdonau herauszuholen, da sich hier generell keine „Undeutschen“ und „Entarteten“ befänden. Bei aller ideologischen Apologetik traf Mandelsoh damit – zumindest was die bildende Kunst betrifft – tatsächlich den Kern eines Erklärungsansatzes für die Unauffälligkeit und Angepasstheit der oberösterreichischen Kunstszene im Nationalsozialismus. Denn das Gros der hier tätigen bildenden Künstler/innen verfolgte tatsächlich schon vor der NS-Zeit einen traditionellen, konservativ geprägten Stil. Vertreter/innen einer künstlerischen Avantgarde waren nur vereinzelt zu finden. Vorherrschende The-

---

<sup>5</sup> Kubin an Hesse, 25.4.1933. Zit. nach: Außerhalb des Tages und des Schwindels. Hermann Hesse – Alfred Kubin. Briefwechsel 1928-1952. Hg. v. Volker Michels (Frankfurt 2008)

men waren genau jene Motive, die auch in der so genannten NS-Kunst bevorzugt gesehen waren: bäuerliche und ländliche Motive, Landschaften, Porträts. Künstler wie Wilhelm Dachauer, Anton Lutz oder Robert Angerhofer, um hier nur einige anzuführen, hatten gute Chancen, mit ihrem Werk entweder nahtlos oder mit leichten Anpassungen (noch naturalistischer, noch mehr bevorzugte Genres) in den Kanon der NS-Kunst aufgenommen zu werden. Eine solche Anerkennung, gipfelnd in der Aufnahme in die Großen Deutschen Kunstausstellungen in München, konnte die Karriere eines Künstlers massiv positiv beeinflussen.

Denn – und damit sind wir beim letzten oben angeführten Zitat des Gauleiters von Oberdonau, August Eigruber –“der Krieg hat die Künste nicht zum Schweigen gebracht“, soll heißen, dass auch nach Einsetzen des Zweiten Weltkriegs und trotz der Priorität der Kriegswirtschaft der Kunstpolitik im NS-Staat auch während der Kriegsjahre eine zentrale Rolle zugesprochen wurde. Der Krieg hat die Künste nicht zum Schweigen gebracht, die nationalsozialistische Ideologie hat der Kunst aber in jedem Fall ihre Freiheit und Eigenständigkeit und vielen Künstler/innen damit ihre Existenz geraubt.

## II. Überlegungen und Beispiele zur These „Kontinuität vor Bruch“

Ich gehe in dieser Betrachtung – durchaus übereinstimmend mit anderen bereits vorgelegten Einschätzungen<sup>6</sup> – in der Frage nach vorhandenen Kontinuitäten und Brüchen im Bereich der bildenden Kunst in Oberösterreich rund um die Zäsurjahre 1938 und 1945 von der These aus, dass es eine klare Dominanz der Kontinuität bei einem dementsprechend geringen Ausmaß von Brüchen festzustellen gilt. In manchem Oeuvre, in dem Werke vom Künstler nur selten oder gar nicht datiert wurden, zeigt sich die vorherrschende Kontinuität schon an der Schwierigkeit einer Datierung des Werks. Ob eine „Bäuerin bei der Arbeit“ von Robert Angerhofer vor oder nach 1938 entstanden ist, lässt sich rein stilistisch und bildinhaltlich meist nicht genau feststellen. Bilder, die retrospektiv der Kategorisierung „NS-Kunst“ zugeordnet werden könnten, entstanden nicht selten schon in den späten 1920er oder frühen 1930er Jahren. Die starke Kontinuität und die weitgehende Abwesenheit von Brüchen lässt sich m.E. auf folgende Faktoren zurückführen:

---

<sup>6</sup> Slapnicka, Wenig Extreme; Michaela Nagl, Bildende Kunst in Oberdonau. In: „Kulturhauptstadt des Führers“. Kunst und Nationalsozialismus in Linz und Oberösterreich. Ausstellungskatalog OÖ Landesmuseen. Hg. v. Birgit Kirchmayr (Linz 2008) 79-114

- 1) Das Fehlen einer künstlerischen Avantgarde in Oberösterreich oder anders ausgedrückt: Trotz bestehender Ansätze einer gemäßigten Moderne – vergleiche die Gründung der Künstlervereinigung Maerz 1913 – lässt sich das Gros der oberösterreichischen Künstler/innen in einer später mit der NS-Kunstauffassung durchaus kompatiblen gemäßigten, konservativen Strömung einordnen.
- 2) Damit zusammenhängend waren die dominierenden Stilrichtungen (gemäßigter Spätimpressionismus, Neue Sachlichkeit) mit nur wenig Schwierigkeiten in den von der NS-Kultur geforderten Naturalismus überzuführen.
- 3) Abgesehen von der Stilistik waren auch die Motive der oberösterreichischen Künstler/innen mit jenen der NS-Kunst mehr als kompatibel oder um es mit den Worten Harry Slapnickas auszudrücken: „die bäuerliche Welt. Diese Thematik braucht für Oberösterreich gar nicht erst entdeckt werden, es ist ja seine (fast heile) Welt.“<sup>7</sup>
- 4) Zu berücksichtigen ist weiters, dass die oberösterreichischen Künstler schon vor 1938 vom deutschen Markt und dessen Anforderungen beeinflusst waren. In Bezug auf Ausstellungs- und Publikationstätigkeit sowie Verkaufsmöglichkeiten waren für die oberösterreichischen Kunstschaffenden schon vor dem „Anschluss“, zumindest also seit der NS-Machtergreifung in Deutschland 1933, die Regeln der NS-Kunstpoltik geltend. Es ist somit davon auszugehen, dass schon ab 1933 Anpassungsstrategien mitzudenken sind. Nur wenige Künstler/innen konnten eine Ablehnung am deutschen Kunstmarkt mit einer gleichzeitig stattfindenden verstärkten Anerkennung im österreichischen Ständestaat kompensieren.<sup>8</sup>
- 5) Als zentraler Grund für das weitgehende Fehlen von Brüchen bleibt schließlich noch anzuführen, dass das Motiv der rassischen Verfolgung von Künstler/innen in Oberösterreich fast völlig wegfällt, da im Bereich der bildenden Kunst kaum als „nicht-arisch“ definierte Künstler/innen ansässig oder tätig waren. Dies gilt generell für den Kulturbereich in Oberösterreich, im Feld der Literatur stoßen wir aber doch auf Schicksale wie jenes der prominenten Erfolgsautorin Maria von Peteani, die aufgrund eines fehlenden Ariernachweises (ihre Großmutter war Jüdin) ihre

---

<sup>7</sup> Slapnicka, *Wenig Extreme* 127

<sup>8</sup> Ein Beispiel dafür wäre Alfred Kubin, der nach der NS-Machtergreifung in Deutschland zwar nicht als „Entarteter“ galt, aber doch immer wieder in Schwierigkeiten mit einzelnen Werken oder Publikationen geriet. Gleichzeitig wurde er, insbesondere im Jahr 1937, das für den Künstler mit seinem 60. Geburtstag ein Jubiläumsjahr darstellte, vom österreichischen Ständestaat mit zahlreichen Ehrungen versehen. Vgl. Birgit Kirchmayr, „... diese stummen Geister der Auflehnung“. Alfred Kubin und der Nationalsozialismus. In: Alfred Kubin und die Phantastik. Ein aktueller Forschungsrundblick. Hg. v. Peter Assmann (Wetzlar 2011) 234-248. Vgl. zu Kubin noch ausführlicher weiter unten im Beitrag.

Karriere völlig aufgeben musste. Ein vergleichbares Schicksal ist für das Feld der bildenden Kunst nicht bekannt.

Zur Illustration des Genannten im Folgenden mehrere Bildbeispiele. An den hier abgebildeten drei Gemälden von Fritz Fröhlich – jeweils mit bäuerlichem Genre – lassen sich einige der oben genannten Aspekte anschaulich aufzeigen. Die Bildfolge verweist einerseits auf die Präsenz des bäuerlichen Motivs vor und nach 1938, bei genauerem Hinsehen zeigt sich aber auch die Anpassung, die nötig war, noch besser in das vorherrschende Paradigma zu passen. Die „Dorfkinder“ von 1936 (Abb. 1) zeigen einen Einblick in eine Realität, die auch Armut oder eine gewisse Traurigkeit widerspiegelt, sehr stilisiert in der Art der Neuen Sachlichkeit, aber keinesfalls heroisierend oder idyllisierend. Im Gegensatz dazu die „Spielenden Bauernkinder“ (Abb. 2), ein Bild von 1941, das also nur wenige Jahre später gemalt eine ähnliche Szenerie darstellt und doch in vielen kleinen Details so angepasst ist, dass es wunderbar als Ikone einer NS-Kunst durchgeht, bunt, fröhlich, blond, idyllisch – dafür gab es den Kulturpreis der Stadt Linz 1943.<sup>9</sup> Noch stärker ikonisiert ist das großformatige Bild „Bäuerinnen“ aus dem Jahr 1940 (Abb. 3), das in der Darstellung der Mutter mit dem Kleinkind an eine Madonnendarstellung erinnert.<sup>10</sup> Wir wissen, dass Fritz Fröhlich nach 1945 stilistisch einen starken Bruch vollzogen, eine Eigenständigkeit entwickelt und nicht zuletzt auch als Gestalter der Fresken in der Linzer Synagoge 1968 eine wichtige Rolle eingenommen hat. Vielleicht findet sich hier der eingangs als fehlend konstatierte Bruch.

---

<sup>9</sup> Vgl. Gabriele Spindler, „Fanatiker der Sachlichkeit“ oder „Renaissance der Romantik“. Zur Rezeption von Neuromantik und Neuer Sachlichkeit in der oberösterreichischen Kunst der Zwischenkriegszeit. In: Die Ordnung der Dinge. Neue Sachlichkeit in Oberösterreich. Hg. v. der Landesgalerie Linz (Linz 2005) 9-22, 19; vgl. auch Nagl, Bildende Kunst 99

<sup>10</sup> Das Bild wurde nach 1945 erstmals 2008/09 bei der Ausstellung „Kulturhauptstadt des Führers. Kunst und Nationalsozialismus in Linz und Oberösterreich“ im Linzer Schlossmuseum ausgestellt. Vgl. Kirchmayr, „Kulturhauptstadt des Führers“ 90; Michaela Nagl, Fritz Fröhlich. Im Wandel. In: „Kulturhauptstadt des Führers“ 123-126, 124



**Abb. 1:** Fritz Fröhlich, Dorfkinder, 1936 (Stift Wilhering)



**Abb. 2:** Fritz Fröhlich, Spielende Bauernkinder, 1941 (Nordico-Stadtmuseum Linz)



**Abb. 3:** Fritz Fröhlich, Bäuerinnen, um 1940 (Oberösterreichische Landesmuseen, Foto: E. Grilnberger)

Weitere Bildbeispiele zur Illustration der Kontinuität und der Möglichkeiten der Anpassung an die NS-Kunst, diesmal aus dem Bereich der Neuen Sachlichkeit, finden wir beim Maler Robert Angerhofer. Das Gemälde „Bäuerin bei der Arbeit“ (Abb. 4) wäre durchaus als NS-Kunst denkbar, stammt aber aus den frühen 1930ern.



**Abb. 4:** Robert Angerhofer, Bäuerin bei der Arbeit (Vorfrühling), vor 1931 (Privatbesitz)



Robert Angerhofer gilt als Vertreter der Kunst der Neuen Sachlichkeit, deren komplexes Verhältnis zum Nationalsozialismus auch für Oberösterreich bereits untersucht wurde.<sup>11</sup> Angerhofer ist ein Beispiel, wie sehr diese Stilrichtung, die durchaus auch eine entgegengesetzte Entwicklung hätte nehmen können, mit dem Naturalismus der NS-Kunst verbindbar war. Robert Angerhofer war 1940 der erste Preisträger des neuen Gaukulturpreises im Bereich Malerei, und er war neben Anton Lutz einer der wenigen oberösterreichischen Künstler, die bei der Großen Deutschen Kunstausstellung in München vertreten waren. Er gehörte aber auch zu den wenigen Künstlern, dem seine NS-Karriere offenbar nach 1945 geschadet hat: Angerhofer konnte nach dem Krieg an seine Erfolge nicht anschließen und verschwand weitgehend in der Versenkung, während es anderen Kollegen durchaus gelungen ist, trotz NS-Anerkennung ihre Karrieren in ungebrochener Kontinuität weiterzuführen.<sup>12</sup>

### III. Überlegungen und Beispiele zur These „Wenig Extreme“

Über die Kontinuität und Anpassung wurde schon gesprochen, die folgenden Überlegungen widmen sich der – von Slapnicka übernommenen – These der „fehlenden Extreme“. Tatsächlich lassen sich solche kaum feststellen, weder in der „extremen“ Erfüllung der NS-Kunstkriterien – kaum einer der oberösterreichischen bildenden Künstler/innen schaffte es an die Spitze im Deutschen Reich, und das trotz der vielleicht begünstigenden Herkunft aus dem „Heimatgau“ – noch finden wir Künstler/innen in „extremer“ Opposition.

Widmen wir uns zunächst den fehlenden „Extremen“ im Bereich der Erfüllung der NS-Kriterien: Inhaltlich und stilistisch zwar durchgehend angepasst, finden wir gleichzeitig wenig Bilder mit deklariert politischem oder ideologischem Inhalt im Werk der oberösterreichischen Künstler/innen. Einige Beispiele lassen sich aber natürlich anführen, hier ausgewählt wurden drei Werke: Eine 1941 in der Zeitschrift Oberdonau abgebildete Aquarellskizze des Innviertlers F. X. Weidinger aus dem Jahr 1938 mit dem Titel „Linz begrüßt den Führer“ (Abb. 5), weiters das ebenfalls in der Zeitschrift Oberdonau abgebildete Bild „Polenfeldzug“ von Robert Angerhofer (Abb. 6)

---

<sup>11</sup> Vgl. Spindler, „Fanatiker der Sachlichkeit“ 17-21. Zur Neuen Sachlichkeit und Nationalsozialismus generell vgl. Olaf Peters, *Neue Sachlichkeit und Nationalsozialismus. Affirmation und Kritik 1931-1947* (Berlin 1998)

<sup>12</sup> Vgl. Gabriele Spindler, *Robert Angerhofer. Anmerkungen zu Biografie, Werk und Rezeption*. In: „Kulturhauptstadt des Führers“ 151-156

sowie die Darstellung eines Freskos von Sepp Mayrhuber (Abb. 7), eine heroisierende Soldatendarstellung. Von den beiden erstgenannten Bildern ist das Vorhandensein des Originals unbekannt, sie sind lediglich durch Abbildungen überliefert, Mayrhubers Fresko hingegen wurde für den Linzer „Anschlusssturm“ hergestellt, wo es sich bis heute befindet.<sup>13</sup> Zweifellos konnten einige weniger bekannte Künstler durch ideologisch durchdrungene Arbeiten zu kurzfristigen Erfolgen und Anerkennungen kommen, von den etablierten Künstlern finden wir nur sehr wenige Werke mit offenkundig politischem Sujet.



Abb. 5: F. X. Weidinger, Linz begrüßt den Führer, 1938 (aus der Zeitschrift „Oberdonau“)

Wenn wir uns der entgegengesetzten Seite der „Extreme“ zuwenden, so ist zu konstatieren, dass sich Bildbeispiele „extremer“ Opposition noch viel weniger finden und aufzeigen lassen. Selbstverständlich konnte kein Künstler und keine Künstlerin öffentlich „widerständige“ Kunst produzieren, viele passten sich an und malten, was der „Markt“ abnahm. Der einzige Freiraum der „Inneren Emigration“ (v. a. im Bereich der Literatur gut untersucht) und des Rückzugs ist zweifellos auch für bildende Künstler/innen festzustellen,

<sup>13</sup> Herfried Thaler u. a., Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. Außenbereiche, Urfahr, Ebelsberg (Österreichische Kunsttopographie 55, Wien 1999) E113

zu nennen wäre hier etwa Margret Bilger. Nur wenige oberösterreichische bildende Künstler/innen kamen in die Nähe des Vorwurfs der „Entartung“. Die Gründe dafür wurden bereits eingangs erwähnt, sie lagen in der künstlerisch stilistischen Ausrichtung der Oberösterreicher/innen, ebenso waren keine bekannten jüdischen Künstler/innen in Oberösterreich tätig. Einen „verbotenen“ Künstler gab es demnach nicht, wohl aber viele in ihrer künstlerischen Freiheit eingeschränkte Kunstschaffende. Verbote betrafen im Übrigen oftmals nicht das Gesamtoeuvre eines Künstlers, sondern bezogen sich auch auf einzelne Werke. So gab es z. B. im Jahr 1936 ein vorübergehendes Publikationsverbot für Alfred Kubins schon 1921 entstandenen Zyklus „Blätter aus der Bibel“.<sup>14</sup> Ebenfalls verpönt war das expressionistische Frühwerk von Aloys Wach, und dies bei gleichzeitiger Anerkennung bzw. ideologischer Instrumentalisierung seiner Bauernkriegsbilder aus den 1920er Jahren.<sup>15</sup> Auch diese Situation zeigt uns wieder, wie schwierig oder fragwürdig die immer wieder vorgenommene Kategorisierung von Künstler/innen und ihrer Positionierung in der NS-Zeit sein kann.



**Abb. 6:** Robert Angerhofer, Polenfeldzug, 1940 (aus der Zeitschrift „Oberdonau“)

---

<sup>14</sup> Vgl. Kirchmayr, *Geister der Auflehnung* 243

<sup>15</sup> Vgl. dazu u. a. das Titelblatt der ersten Ausgabe der Zeitschrift „Oberdonau. Querschnitt durch Kultur und Schaffen im Heimatgau des Führers“ 1. Jg. (1941) Folge 1 mit einer Darstellung aus Aloys Wachs Bauernkriegszyklus von 1926.



**Abb. 7:** Sepp Mayrhuber, Fresko für Anschlusssturm (aus der Zeitschrift „Kunst dem Volk“ 1941)

„Wenig Extreme“ – die faktischen Möglichkeiten für Künstler/innen bestanden wohl weniger in den Extremen, sie lagen vielmehr in einem unterschiedlichen Umgang mit den vorhandenen Handlungsspielräumen zwischen mehr oder weniger starker Anpassung und mehr oder weniger intensivem Rückzug. Den extremsten Rückzug – die Emigration – haben nur wenige gewählt, wie beispielsweise der aus Oberösterreich stammende, seit den 1920er Jahren in Deutschland lebende und tätige Herbert Bayer.

## IV. Künstlerbiographien – Ernst August Mandelsloh und Alfred Kubin

Ich möchte diesen Beitrag abschließen mit einem Blick auf zwei oberösterreichische Künstlerbiographien. Wenngleich sich die beiden Biographien an manchen Punkten treffen (beispielsweise in ihrer Mitgliedschaft in der Innviertler Künstlergilde), nehmen sie doch – nicht zuletzt in Bezug zu ihrer Positionierung im Nationalsozialismus – sehr konträre Verläufe. Die breite Palette möglicher biographischer Verläufe soll damit zumindest angegriffen werden.

Ernst August von Mandelsloh wurde am 18. Juli 1886 in Wels als Sohn des k. u. k. Generalmajors Hans Wilhelm Theodor Freiherr von Mandelsloh und dessen Frau Elisabeth, geborene Negrelli, geboren. Die Familie Mandelsloh entstammte einem niedersächsischen Adelsgeschlecht. Ernst August von Mandelsloh wuchs in Österreich auf und war während des Ersten Weltkriegs k. u. k. Hauptmann im Generalstabskorps. In den 1920er Jahren siedelte er sich in Deutschland an und begann seine künstlerische Karriere als Maler. 1927 heiratete er Sophie Gräfin von Goeß, 1930 zog die Familie nach Gmunden. Ab diesem Zeitpunkt begann Mandelsloh eine zunehmende Rolle in der Innviertler Künstlergilde zu spielen, deren Leitung er auch bald übernahm. Unter seiner Führung sollte die Innviertler Künstlergilde eine stärkere Wendung hin zum Deutschnationalen nehmen. Mandelsloh verfügte 1931 in neuen Statuten, dass „die ausübenden Mitglieder der Innviertler Künstlergilde Deutsche [sind]. Sie müssen und wollen also deutsche Kunst üben.“<sup>16</sup> Nach eigenen Angaben trat Mandelsloh 1932 ebenso wie seine Frau der NSDAP bei, ebenfalls seit 1932 war er Angehöriger der SA. 1933 erfolgte der Eintritt in die SS, in der er ebenfalls nach eigenen Angaben bis 1936 in der Funktion eines Sturmbannführers und ab 1936 „zur persönlichen Verwendung bei Abschnittsführer Kaltenbrunner“ eingesetzt war.<sup>17</sup> Aufgrund seiner Aktivitäten als „Illegaler“ wurde er in den 1930er Jahren in Österreich mehrmals verhaftet und inhaftiert. 1937 nahm Mandelsloh die deutsche Staatsbürgerschaft an. Seine nationalsozialistische Agitation ist hier auch vor dem Hintergrund zu sehen, dass er noch in den frühen 1930er Jahren freund-

---

<sup>16</sup> Josef Mader, Die Innviertler Künstlergilde von 1923-1948 (Diss. Univ. Salzburg 1981) 71

<sup>17</sup> OÖLA, Materialien zu NS-Biographien, Sch. 3: Mandelsloh: Personal-Fragebogen NSDAP. Vgl. auch Birgit Kirchmayr, Ernst August (von) Mandelsloh. Landesleiter der Reichskammer der bildenden Künste Oberösterreich ([https://e-gov.ooe.gv.at/bgdfiles/p4716/Mandelsloh\\_von\\_Ernst\\_August.pdf](https://e-gov.ooe.gv.at/bgdfiles/p4716/Mandelsloh_von_Ernst_August.pdf), letzter Abruf: 20.2.2012)

schaftlich-kollegiale Kontakte zu Künstlerkollegen hatte, die teils jüdisch, teils ideologisch sehr links positioniert waren.<sup>18</sup>

Nach dem Anschluss Österreichs wurde Mandesloh im April 1938 zum Landesleiter der Reichskammer der bildenden Künste in Oberdonau bestellt. Gesinnungsmäßig zwar klar hinter der nationalsozialistischen Ideologie stehend, übte er doch bedingte Kritik an deren Kunstpolitik. Mandelsloh wollte vor allem die generelle Diffamierung des Expressionismus nicht mittragen, meinte vielmehr, dass es eine wichtige Aufgabe sei, „den Führer davon zu überzeugen, daß der Expressionismus eine deutsche Sache sei.“<sup>19</sup> 1939 postulierte er: „Es kann ... niemandem, auch mir als Landesleiter der Reichskammer, einfallen, die Malkunst in Oberdonau zu ‚leiten‘. Unsere Künstler wissen genau, was sie sollen. Man gebe ihnen volle Freiheit des Schaffens.“<sup>20</sup> Es braucht nicht extra betont zu werden, dass es diese volle Freiheit des Schaffens nicht gab, und es ist unumstritten, dass Mandelsloh in seinen Funktionen hochrangiger und überzeugter Nationalsozialist war. Für nicht eindeutig auf der „sicheren Seite“ stehende Kollegen, wie beispielsweise Alfred Kubin, dürfte es dennoch von entscheidendem Vorteil gewesen sein, mit Mandelsloh keinen feindlich gesinnten Kunstpolitiker an der Spitze des Gaus zu haben.

Nach Zusammenbruch des Dritten Reichs wurde Mandesloh aufgrund seiner Mitgliedschaft bei NSDAP und SS sowie aufgrund seiner Funktion als Leiter der Reichskammer der bildenden Künste in Oberdonau in den Lagern Lambach, Glasenbach und Kornwestheim bei Ludwigsburg interniert. Nach seiner Freilassung und dem Tod seiner Frau 1947 zog er nach Bayern, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1962 im Stift St. Veit zu Neumarkt lebte und ein eigenes Atelier führte.<sup>21</sup>

Mandelslohs Biographie verweist vor allem darauf, dass sich überzeugte nationalsozialistische Haltung (bis hin zur SS-Mitgliedschaft) und künstlerische Kritik an der NS-Politik nicht zwangsläufig ausschließen mussten. Sie verweist auch auf mögliche Handlungsspielräume im Umgang von NS-Kulturfunktionären mit weniger angepassten Künstlern – im konkreten Fall hier mit Alfred Kubin.

Damit abschließend zur facettenreichen Biographie des Graphikers aus Zwickledt, die in vielen Bereichen und nicht zuletzt in der Analyse seiner Positionierung im Nationalsozialismus sich allzu glatten Kategorisierungen

---

<sup>18</sup> Vgl. zu Mandelslohs Freunden im Künstlermilieu v. a. von Bernhard Barta, *Das Malerschiff. Österreichische Künstlerkreise der Zwischenkriegszeit* (Wien 2007)

<sup>19</sup> Ernst August von Mandelsloh an Alfred Kubin (Brief vom 20.7.1935). Zit. in: Gregor Lechner, *Ernst August Freiherr von Mandelsloh 1886-1962* (Göttweig 1978) 56

<sup>20</sup> Zit. nach Slapnicka, *Wenig Extreme* 125

<sup>21</sup> Vgl. Lechner, *Mandelsloh*

entzieht. Alfred Kubin wurde 1877 im böhmischen Leitmeritz geboren, Kindheit und Jugend verbrachte er in Zell am See und Salzburg, 1898 zog er nach München, um dort Malerei zu studieren. Dort lernte er Hedwig Schmitz kennen, die er heiratete. 1906 zog das Paar in das oberösterreichische Innviertel, wo es in Wernstein am Inn nahe der deutschen Grenze den Landsitz Zwickledt erworben hatte. Das Schlösschen Zwickledt wurde für Kubin zu seiner „Arche“, der Künstler lebte fortan zurückgezogen am Land, stand aber in intensiver Korrespondenz mit zahlreichen Künstlerkollegen. Kubin avancierte zum Meister des Fantastischen, seine Kunst, aber auch seine Kontakte zu zahlreichen Künstlern der Avantgarde, v. a. jenen der Vereinigung des „Blauen Reiter“, hätten ihn dazu prädestinieren können, von den Nationalsozialisten als „entartet“ diffamiert zu werden. Hinzu kam, dass Kubins Frau Hedwig nach NS-Rassegesetzen als „Halbjüdin“ galt. Dem allen zum Trotz konnte Alfred Kubin bis zum Ende der NS-Zeit 1945 durchaus als erfolgreicher Künstler weiter reüssieren. Die ersten Jahre nach 1933, nach der Machtergreifung in Deutschland, schienen dabei für ihn die unsichersten zu sein, zeitweilig kam es zu Verboten einzelner Werke und zu verhinderten Publikationsprojekten. Kubins Status in Deutschland erschien unsicher, pendelte sich aber spätestens 1938 in Richtung einer totalen Akzeptanz ein. Kubin stellte aus, Kubin publizierte erfolgreich und Kubin verkaufte auch erfolgreich. Der Ideologie stand er mit Distanz gegenüber – wie wohl grundsätzlich allem allzu Irdischen und Äußerlichen –, aber durchaus in einem grundsätzlichen Nicht-Gutheißen nationalsozialistischer Ideologie und vor allem deren Judenverfolgung. Die Tatsache, dass seine Frau als „Halbjüdin“ einen gefährdeten Status im NS-Regime hatte, ist sicherlich ein nicht zu unterschätzender „Druck“, unter dem der Künstler stand und der wohl auch sein Verhalten beeinflusste. Hedwig Kubin überstand die NS-Zeit unverfolgt, Alfred Kubin ebenfalls – das Faktum des zurückgezogenen Lebens am Land spielte dabei sicherlich auch eine gewisse Rolle, wie wohl vermutlich auch der gute Kontakt zu Ernst August Mandelsloh als verantwortlichen Leiter der örtlichen Reichskammer für bildende Künste.<sup>22</sup>

Ich möchte mit Kubin enden, seine Biographie verweist klarer als vieles andere darauf, dass eine differenzierte Betrachtungsweise und ein genaues Hinschauen auch bei der Thematik der bildenden Kunst im Nationalsozialismus unerlässlich ist.

---

<sup>22</sup> Ausführlich zu Kubins Positionierung im Nationalsozialismus vgl. Helga Mitterbauer, *Unruhe um einen Abseitigen. Alfred Kubin und der Nationalsozialismus*. In: *Zwischenwelt* 6. Hg. v. der Theodor Kramer Gesellschaft (Wien 1998) 337-355; Kirchmayr, *Geister der Auflehnung*





Arnold Klaffenböck

## HEIMATDICHTUNG IN OBERÖSTERREICH – EINE SICHTUNG

Im Jahr 1927 erscheint in Linz die Anthologie „Oberösterreichische Dichtung. Eine Lese“, herausgegeben vom Unterstützungsverein der aktiven und pensionierten Gendarmen Oberösterreichs. Die Erträge aus dem Verkauf des Buches dienen dem Ausbau eines Jugendheimes, das der Verein betreut. Mit pathetischen Worten stimmt der Schriftleiter Franz Pfeffer (1901–1966) die Leserschaft ein:

„Blühendes Land dehnt sich zwischen dem Alpenwall und dem Böhmerwald, zwischen Enns und Inn: die Heimat. Reiche Gabe schenkt die Scholle ihren Eignern, goldene Aehrenfelder und Blumenwiesen quellen aus ihr auf, Stätten alter Kultur und neuer Arbeit entwachsen ihr und der Städte tausendfältiges Regen wurzelt in ihrem kraftspendenden Boden. Der Rhythmus der Heimat schwingt in der jähren Hast menschlichen Getriebes und in der weiten Stille der Landschaft, wohnt in den Liedern der rauschenden Wälder und der schäumenden Bergbäche, in dem Hämmern der Werke, dem Stampfen der Maschinen und dem grellen Schrei der Fabriken, in der Musik des Sternenhimmels und der Blumengärten. Durch dieses bunte Blühen schreitet der Dichter. Auch er zutiefst verankert mit der Heimat, ihrer mächtig geworden in innerer Schau des Geistes. Er hält ihren goldenen Ton in seinem Gedicht, das tausend Strahlungen bindet zu einem Bild, hundert Stimmen eint zu einer Melodie. Sein Werk ist höchste, reichste Gabe der Heimatscholle, aus der es mit feinen Wurzeln seine leuchtende Kraft schöpft.“<sup>1</sup>

Pfeffer imaginiert Oberösterreich als ästhetisch stimmige Kulturlandschaft, als Inbegriff der schönen Heimat. Die integrierende Kraft dieser ideal anmutenden Heimat ist so groß, dass sie selbst die wenigen Spuren der Industrialisierung und Technisierung harmonisch einzufügen weiß. Pfeffers Einführung enthält aber nicht nur ein vollmundiges Bekenntnis zur oberösterreichischen Heimat, sondern auch ein Plädoyer für den heimatlichen Schriftsteller, dem er eine elitäre Funktion zuspricht. Ihn sieht er als intellektuelle Schaltstelle zwischen der Landschaft und deren Bewohnern.

---

<sup>1</sup> Oberösterreichische Dichtung. Eine Lese. Hg. v. Unterstützungsverein der aktiven und pensionierten Gendarmen Oberösterreichs (Linz 1927) 3

Im Buch vertreten sind alle „Oberösterreich zugehörigen Dichter, die Geburts- oder Wahlgemeinschaft mit dem Lande verbindet“, schließlich will es einen repräsentativen „Querschnitt“ durch die hiesige Gegenwartsdichtung liefern.<sup>2</sup> Darum ist die ganze Bandbreite an literarischen Formen und Kategorien vorhanden, die Facetten des Heimatlichen ansprechen: Natur und Landschaft, Jahres- und Tageszeiten, den bäuerlichen Lebens- und Arbeitskreis, das dörflich-bäuerliche Milieu. Es gibt – sogar als eigene Rubrik – Mundartdichtung, ferner romantische Naturlyrik und Heimatnostalgie, Anrufe an Anton Bruckner und Adalbert Stifter ebenso wie Absichten, Oberösterreich als eine religiös-heroische Geschichtslandschaft zu interpretieren oder aber mythisch-wesenhaft einen Nibelungengeist zu beschwören, der das Donauland erfülle. Manches ist freilich so allgemeingültig gehalten oder beliebig, dass es genauso gut in einer Sammlung mit heimatbezogenen Texten einer ganz anderen Gegend stehen könnte. Zu den alphabetisch gereihten Autoren gehören Karl Emmerich Baumgärtel, Richard Billinger, Erna Blaas, Arthur Fischer-Colbrrie, Hans von Hammerstein, Enrica von Handel-Mazzetti, Hermann Heinz Ortner, Maria Peteani, Edward Samhaber, Grete von Urbanitzky, Susi Wallner, Hedda Wagner und Julius Zerzer, um die wichtigsten zu nennen. Sie alle firmieren hier, ungeachtet ihrer ganz unterschiedlichen weltanschaulichen und künstlerischen Voraussetzungen, gewissermaßen als Exponenten für oberösterreichische Heimatdichtung. – Aber was ist Heimatliteratur eigentlich?

Offenkundig handelt es sich um einen oszillierenden und multiplen Begriff, aufgeladen mit unterschiedlichsten ideologischen Codierungen und Projektionen. Er ist – wie Heimat überhaupt – hochgradig emotional besetzt.<sup>3</sup> Heimatliteratur entzieht sich ungeachtet aller Spezifizierungsansätze im Grunde einer verbindlichen Definition. Bestimmungsversuche, etwa zwischen Heimatliteratur im eigentlichen Sinn – dichterische Werke, welche „vom Erlebnis der heimatlichen Welt als einer bäuerlich-ländlichen oder kleinstädtisch-provinziellen geprägt sind“ und diese sowie die ihr gemäß „Lebensform als überragenden Wert“ beschwören – und Heimatliteratur im erweiterten Sinn – dichterische Werke jeder Art, welche „die Heimat und ihre Besonderheit“ zum Inhalt machen – zu unterscheiden, haben ein differenzierteres Bild entstehen lassen, ohne das Dilemma wirklich zu lösen.<sup>4</sup>

---

<sup>2</sup> Ebd. 3 f.

<sup>3</sup> Walter Jens, Nachdenken über Heimat. Fremde und Zuhause im Spiegel deutscher Poesie. In: Heimat. Neue Erkundungen eines alten Themas. Hg. v. Horst Bienek (Dichtung und Sprache 3, München/Wien 1985) 14-26

<sup>4</sup> Josef Donnerberg, Heimatliteratur in Österreich nach 1945 – rehabilitiert oder antiquiert? In: Wesen und Wandel der Heimatliteratur. Am Beispiel der österreichischen Literatur seit 1945. Ein Bonner Symposium. Hg. v. Karl Konrad Polheim (Bern/Frankfurt am Main/New York/Paris 1989) 41 f.

Letzteres hat sich eher noch verschärft, und zwar durch Bemühungen, sich von der Heimatliteratur älterer Prägung, insbesondere jener deutschvölkischen Zuschnitts, zu distanzieren und die neu gearteten dichterischen Ambitionen in Bezug auf Heimat sowie deren Stoßrichtung in dementsprechenden Beifügungen sinnfällig werden zu lassen. Während die einen hierfür Begriffe wie „neue“, „kritische“, „negative“ oder „Anti-Heimatliteratur“ gefunden haben, verzichten andere auf das für sie zweifelhaft und anrühlich gewordene Epitheton Heimat.<sup>5</sup> Der steirische Schriftsteller Reinhard P. Gruber (\* 1947) beispielsweise, Verfasser des Romans „Aus dem Leben Hödlmosers“ (1973), benützt stattdessen lieber die neutrale Bezeichnung „geographische Literatur“.<sup>6</sup> Ungeachtet aller definitorischen Schwierigkeiten unterliegt die Bezeichnung einem steten Bedeutungs- und Vorstellungswandel. Im Rahmen dieser Sichtung scheint es daher angebracht, Heimatliteratur möglichst weit zu fassen und unter einem ausgedehnten Betrachtungshorizont zu analysieren.

Grob gesprochen betrifft Heimatdichtung sämtliche literarische Erscheinungs-, Äußerungs- und Darstellungsformen, die sich in irgendeiner Weise auf Heimat – positiv wie negativ – beziehen. Heimatdichter ist demnach jemand, der für eine Region Bedeutung erlangt, dessen Œuvre sich mit ihr verbindet, weil sich in den Werken Aspekte jener Gegend widerspiegeln, in der er lebt und wirkt. Heimatdichtung stellt ein eigenes Genre dar, das alle literarischen Gattungen durchzieht: die Lyrik (speziell die Mundart- oder Dialektdichtung, für die Heimatdichtung mitunter synonym verwendet wird), die Epik (insbesondere den Heimatroman) und das Drama (z. B. Volksstücke).

Die Heimatliteratur kristallisiert in der Heimatkunst- bzw. Heimatschutzbewegung Ende des 19. Jahrhunderts und stützt sich auf geistige Anstöße, die auf Jean-Jacques Rousseau, Justus Möser und Johann Gottfried Herder zurückweisen. „Seit der späten Romantik, besonders aber nach 1848, existiert ein volkspädagogisch engagiertes Bürgertum, das sich Pflege und Förderung des Heimatgedankens mit dem Ziel einer deutschen Einigung angelegen sein läßt. Die sogenannte Heimatkunstbewegung jedoch erhält ihre Kontur durch das Radikalwerden des Konservatismus nach 1890; ihre ausgesprochene Absicht ist es, die gesamte Kultur auf eine landschaftsbedingte und stammesorientierte Grundlage zu stellen.“<sup>7</sup> Der Volkstums- und Heimat-

---

<sup>5</sup> Eine Aufzählung von Begriffen findet sich etwa bei Jürgen Koppensteiner, *Anti-Heimatliteratur in Österreich. Zur literarischen Heimatwelle der siebziger Jahre*. In: *Modern Austrian Literature* 15 (1982) H. 2, 1

<sup>6</sup> Vgl. Martin Behr, *Schreiben im Kopf und auch mit der Hand*. Salzburger Nachrichten, 26.1.2012

<sup>7</sup> Karlheinz Roszbacher, *Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende (Literaturwissenschaft – Gesellschaftswissenschaft 13, Stuttgart 1975)* 13

gedanke wird instrumentalisiert, um die Gegensätze im gesellschaftlichen und politischen Leben zu harmonisieren.

Die weltanschaulichen Diskussionen werden in regionalen Zeitschriften geführt, in denen Programme zur Heimat- oder Provinzliteratur erscheinen. Als bedeutsamstes Sprachrohr erweist sich das Berliner Journal „Die Heimat“, in dem der Schriftsteller Adolf Bartels gemeinsam mit Friedrich Lienhard seine Anschauungen niederlegt. In Österreich, wo die deutschen Einflüsse verspätet, aber unter anderen Vorzeichen wirksam werden – hier gibt es keinen Naturalismus Berliner Prägung, gegen den sich die Heimatkunst wendet –, ergreift der Linzer Hermann Bahr (1863–1934), einer der Herausgeber der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“, die Initiative.<sup>8</sup> Im Februar 1899 wendet er sich brieflich an Peter Rosegger (1843–1918) und ermuntert ihn zu einem Beitrag für sein Blatt: „Wenn Sie sich entschließen könnten, in einem knappen und kräftigen Artikel [...] auszusprechen, daß es ein ungesunder Zustand ist, wenn eine einzige Großstadt sich einbildet, im Geistigen der ganze Staat zu sein, und uns einmal ein bischen [sic!] die Leviten zu lesen!“<sup>9</sup> Rosegger entspricht dem Wunsch Bahrs. Am 25. März 1899 erscheint in der „Zeit“ als Auftakt zu einer Reihe ähnlicher Beiträge der Essay „Die Entdeckung der Provinz. Ein flüchtiges Plaudern“. Darin stellt Rosegger die literarische Hegemonie Wiens infrage und attestiert dem dort herrschenden Literaturbetrieb Selbstbezogenheit bzw. Unkenntnis. Gleichlautend äußert er sich zu diesem Thema in seinem Wiener Vortrag „Kunst und Provinz“.<sup>10</sup>

In dieselbe Kerbe schlägt der Innsbrucker Publizist und Redakteur Hugo Greinz (1873–1946), der unmittelbar nach Roseggers Veröffentlichung in Linz die deutschvölkische Zeitschrift „Der Kyffhäuser“ aus der Taufe hebt. Bereits in der ersten Nummer dieser kurzlebigen „Deutschen Monatshefte für Kunst und Leben“ im April 1899 fordert er die Aufwertung der österreichischen Provinzliteratur und die Überwindung der Wiener Dekadenz: „Diese kränkliche Verderbtheit läßt viele den Geschmack an der Großstadtkunst verlieren. Sie läßt brennende Sehnsucht aufkommen nach freier Luft und sonnenhellem Licht, das nicht zwischen hohen Häusern in enge, lärmvolle Straßen scheint, sondern weit draußen ein stilles Land und ein stilles Leben bestrahlt. Wir sind großstadtmüde, und wir werden uns dessen bewußt, daß

---

<sup>8</sup> Vgl. Donald G. Daviau, Hermann Bahr – Bahnbrecher der Moderne. In: Die österreichische Literatur. Ihr Profil von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart (1880–1980). Teil 1. Hg. v. Herbert Zeman (Graz 1989) 699 f.

<sup>9</sup> Zit. n. Karl Wagner, Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur. Der Volksschriftsteller Peter Rosegger (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 36, Tübingen 1991) 345

<sup>10</sup> Peter Rosegger, Volksreden über Fragen und Klagen, Zagen und Wagen der Zeit (Berlin 1908) 150-157

der Boden der Provinz ein keimstarker und noch unausgenützter ist. [...] Von der Provinzliteratur verlangen wir also ganz bestimmte Darstellungen, sie soll uns Charaktere zeichnen, die in den vielen Einflüssen provinzieller Umgebung entstanden und aufgewachsen sind, sie soll uns die Stimmung geben, die an ein bestimmtes Land, an eine bestimmte Stadt gebunden ist, – ihre Werke sollen Provinzluft athmen!“<sup>11</sup>

Für Oberösterreich schwebt Greinz und seinen Mitstreitern eine Literatur vor, welche bei den Dorfgeschichten Ludwig Anzengrubers, den Erzählungen Marie von Ebner-Eschenbachs oder den Schilderungen Peter Roseggers anknüpft, vor allem aber den landeseigenen Vorbildern nacheifert. „Stelzhamer und Stifter sind unsere beiden Sonnen“,<sup>12</sup> lautet die Formel für die Festlegung einer umgangs- und hochsprachlichen Schiene. Zur Durchsetzung und Verbreitung der Heimatliteratur im Lande freilich sollen weder seine Schriften noch jene von Hermann Bahr, der die Positionen Roseggers und Greinz’ noch einmal zusammenfasst,<sup>13</sup> bahnbrechend sein. Länger und vor allem dauerhafter als die publizistische Auseinandersetzung um die Begriffe Heimatkunst oder Provinzliteratur, die um 1910 nachlässt, erweist sich die daran anschließend praktizierte Heimatliteratur, die Oberösterreich zwischen 1890 und 1918 nicht zuletzt auf dem Gebiet der mundartlichen Ausprägung eine Blütezeit beschert.<sup>14</sup>

Zu jener Zeit feiert eine Autorin literarische Erfolge über die Grenzen Oberösterreichs hinaus – Enrica von Handel-Mazzetti (1871–1955). Die gebürtige Wienerin ist seit 1905 in Steyr ansässig, ehe sie 1911 nach Linz übersiedelt, wo sie bis zu ihrem Tod lebt. In der Beurteilung und der Verortung der Autorin, die dem katholisch-konservativen Milieu angehört, zeigt sich die Literaturgeschichtsschreibung gespalten: Darf sie der Heimatliteratur zugerechnet werden oder nicht? Indizien, die dafür sprechen, liefern ihre Werke mit Bezug zu Oberösterreich, das sie ähnlich wie den Donauraum unter dem Gesichtspunkt „historische[r] Landschaften“<sup>15</sup> betrachtet. Bereits in ihrem Roman-Erstling „Meinrad Helmpersgers denkwürdiges Jahr“, seit 1897 in der Zeitschrift „Die christliche Familie“ abgedruckt und drei Jahre später in Buchform vorgelegt, der Geschichte um die wundersame

<sup>11</sup> Hugo Greinz, Provinzliteratur. In: Der Kyffhäuser 1 (1899) 17

<sup>12</sup> W., Stelzhamer und Oberösterreich. In: Der Kyffhäuser 1 (1899) 157; vgl. auch Arnold Hagenauer, Stifter als Heimatkünstler [sic!]. In: Der Kyffhäuser 2 (1900) 369-371

<sup>13</sup> Siehe Hermann Bahr, Bildung. Essays (Berlin/Leipzig 1900) 184-191

<sup>14</sup> Vgl. dazu Alfred Maderno, Die deutschösterreichische Dichtung der Gegenwart. Ein Handbuch für Literaturfreunde (Leipzig 1920) 64-71; Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn IV. Von 1890 bis 1918. Hg. v. Johann Willibald Nagl – Jakob Zeidler – Eduard Castle (Wien o. J. [1937]) 1157-1182

<sup>15</sup> Carl Hans Watzinger, Ihre Heimat ist Steyr. 31 Biographien von Erfindern, Dichtern, Künstlern, Historikern und anderen großen Persönlichkeiten der Stadt Steyr (Steyr 1980) 60

Bekehrung eines lutherischen Knaben unter dem Einfluss des Benediktinerstiftes Kremsmünster, beschäftigt sie sich mit der Landes- und Religionsgeschichte während der Gegenreformation. Stofflich wie thematisch setzt sie dies mit jenen historischen Romanen fort, die mit Steyr, ihrem ersten Lebensmittelpunkt in Oberösterreich, zusammenhängen. Neben der Trilogie „Stephana Schwertner“ (1912–1914) ist hier vor allem „Die arme Margaret“ (1910) anzuführen, Handel-Mazzettis bestverkauftes Buch. In dem 1934, also bereits im Ständestaat erschienenen Epos „Die Waxenbergerin“ um Graf Starhemberg, den Verteidiger Wiens gegen die Türken 1683, gibt es mit der titelpendenden Mühlviertler Protagonistin eine heimatliche Reminiszenz, während Episoden der darauf bezogenen Romanfolge um den Grafen Reichard – „Der Held vom Eisernen Tor“ (1939) bzw. „Graf Reichard. Zweiter Teil. Im stillen Linz“ (1940) – teilweise in der barockzeitlichen Landeshauptstadt spielen. Solch intensive Beschäftigung, die mit eingehendem Quellenstudium verbunden ist, könnte mehr gewesen sein als bloß „Freude, ihre unmittelbare Umgebung [...] verewigen“<sup>16</sup> zu wollen. Vielmehr darf hierin ein Versuch der Autorin gesehen werden, sich der Wahlheimat geistig zu bemächtigen, sie zu verinnerlichen, ihr schreibend eine Identität stiftende Funktion abzurufen.

Handel-Mazzetti wird nicht nur bereits zu Lebzeiten als Heimatschriftstellerin rezipiert – sie selbst glaubt, eine „Mission als Volksdichterin“<sup>17</sup> zu erfüllen –, sondern fühlt sich in ihrem künstlerischen Selbstverständnis als solche, und das nicht erst mit dem Nachlassen ihres literarischen Ansehens in den Dreißiger- bzw. Vierzigerjahren. Die Autorin unterhält Verbindung zu Carl Muths katholischer Zeitschrift „Hochland“, die Ideen der Heimatkunst transportiert, ebenso zur „Deutschen Rundschau“, mit deren Herausgeber Julius Rodenberg sie Freundschaft verbindet. In ihrem Briefwechsel wird ersichtlich, wie sehr Handel-Mazzetti sich bemüht, ihr Image als Heimatsdichterin zu pflegen. Beispielsweise sendet sie Rodenberg Abbildungen oder Postkarten, welche Texte, die soeben aus ihrer literarischen Feder fließen, veranschaulichen sollen. Im Fall der „Armen Margaret“ schickt sie eine Ansicht von Alt-Steyr, ein andermal pittoreske Szenen, die Rodenberg anheimeln, sodass er der Autorin schreibt: „Ach, wer in eine solche alterthümliche Gasse flüchten könnte aus dem lärmenden hypermodernen Berlin!“<sup>18</sup> An

<sup>16</sup> Helga Ebner – Jakob Ebner – Rainer Weißengruber, *Literatur in Linz. Eine Literaturgeschichte*. Hg. v. Archiv der Stadt Linz (Linzer Forschungen 4, Linz 1991) 422

<sup>17</sup> Handel-Mazzettis Dank an den Bundespräsidenten. *Steyrer Zeitung*, 20.1.1931; vgl. auch Bernhard Doppler, *Die Öffentlichkeit einer Heimatschriftstellerin. Beobachtungen zu Handel-Mazzetti-Feiern*. In: Enrica von Handel-Mazzetti, „und küsse Ihre Busipfötchen“. Ein Leben in Briefen. Hg. v. Petra-Maria Dallinger (Literatur im StifterHaus 17, Linz 2005) 131-168

<sup>18</sup> Brief von Julius Rodenberg an Enrica von Handel-Mazzetti, 13.11.1908. Zit. n. Briefe über einen deutschen Roman. Julius Rodenberg an Enrica von Handel-Mazzetti. Mit einem

seinen Reaktionen zeigt sich, „dass ein wesentlicher Teil der Anziehung, die Handel-Mazzetti auf Rodenberg ausübt, von der Ländlichkeit ihrer Lebens- und Romanwelt herrührt“<sup>19</sup> – bzw. davon, wie sie ihre heimatliche Topographie für ihn inszeniert.

1931, anlässlich der Ehrung zum 60. Geburtstag und auf dem Höhepunkt ihrer Popularität, führt sie diese Stilisierung weiter. In einem öffentlichen Dankschreiben für die Linzer Festlichkeiten am 7. Mai reiht sie sich selbstbewusst in die kulturelle Tradition des Landes ein und spricht von Vorsehung, hier gelandet zu sein. Ihr künstlerischer Lebens- und Bestimmungsweg werde mit der Heimkehr „zu Adalbert Stifter und Meister Anton Bruckner“<sup>20</sup> enden – also mit nichts Geringerem als der Aufnahme im oberösterreichischen Künstler-Parnass. Ihr literarisches Schaffen widmet sie gleichsam als Vermächtnis ihrem „traute[n] Huimat!“<sup>21</sup>

Literarisch wendet Handel-Mazzetti Topoi an, die zum fixen Repertoire zeitgenössischer Heimatromane zählen. Der bereits erwähnte „Volksroman aus dem alten Steyr“, „Die arme Margaret“, weist derartige Tendenzen auf. Allein der Schauplatz, kleinstädtisches Milieu, eingebettet in agrarisch strukturiertes Umfeld, erfüllt alle örtlichen Kriterien, die von einem solchen Werk gewöhnlich erwartet werden. Ähnlich wie in den Bauernromanen sickern bedrohliche oder zerstörerische Einflüsse von außen in die autochthone Sphäre, sichtbar gemacht in landfremden Personen oder abstrahiert zum Wesensfremden, das eindringt. Diese Funktion übernimmt hier landfremdes Militär, welches das im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts an den Wittelsbacher Maximilian I. verpfändete Oberösterreich drangsaliert – jene Epoche, die als bayerische Fremdherrschaft im historischen Gedächtnis bewahrt werden sollte.

„Ja, teuer sind unsere Kirchen und Tabernakel erkaufte, mit Blut, Blut und Tränen!“, zieht der Ratsherr Jakob Zettl eingangs nach dem Vollzug der Gegenreformation eine traurige Bilanz: „Styria, die stolze Stadt, die fürnehmste in den Erblanden, ist durch den Landlerkrieg einer Ruine gleich geworden.“<sup>22</sup> Die angespannte Lage droht zu eskalieren, als Ernst Albrecht

---

Anhang: Die Schlußkapitel der Armen Margaret nach dem Erstabdruck in der Deutschen Rundschau (Kempten/München 1911) 13

<sup>19</sup> Nicole Streitler, Verehrte Frau Baronin! – Zu den Briefen Julius Rodenbergs an Enrica von Handel-Mazzetti. In: Enrica von Handel-Mazzetti. „und küsse Ihre Busipfötchen“. Ein Leben in Briefen. Hg. v. Petra-Maria Dallinger (Literatur im StifterHaus 17, Linz 2005) 79

<sup>20</sup> Enrica [von] Handel-Mazzetti, Mein Dank an alle, die das Fest am 7. Mai veranstaltet, die es durch ihre Kunst verherrlicht, durch ihre Teilnahme ausgezeichnet haben. In: Katholische Schulblätter. Organ des Katholischen Landes-Lehrervereines für Oberösterreich 33. Nr. 5 (Mai 1931) 1

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Enrica von Handel-Mazzetti, Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr (Steyr 1982) 6 u. 15

von Herliberg, Anführer der bei Margaret einquartierten Soldaten, die junge Witwe und Mutter vergewaltigen will. Damit löst er einen doppelten Gesetzesbruch aus: Zum einen verstößt Herliberg gegen herrschendes Recht, zum andern macht er sich in sittlich-moralischer Hinsicht schuldig. Ein Präzedenzfall droht, weil Margaret ungewollt zur Märtyrerin und Allegorie der geschändeten Stadt Steyr wird, die für den erlittenen Ehrverlust nach Satisfaktion verlangt: „[...] da rast das Untier auf, der Steyrer Panther, Flammen schießend aus Augen, Ohren und Rachen: Sünd ist beschehen in Steyr, Sünd an unsren Frawen, an unsrer Stadt, an unserm Glauben [...] sein Bluet wollend wir, Herr Graf von Herberstorff [...] schicke dein Strafkommision oder gib uns Recht, ihn zu strafen, sunst gehend wir zum Kaiser [...], das ganze obderennserisch Land [...].“<sup>23</sup>

Im vorletzten Kapitel des Romans wird die Hinrichtung Herlibergs auf dem Steyrer Marktplatz als grausamer aber notwendiger Akt gedeutet, um Recht und Gesetz in Kraft zu halten. Aus den bitteren Erfahrungen mit den Religionskriegen leitet Zettl die Verpflichtung ab, die Heimat künftig vor Anarchie und Willkür zu bewahren: „Hättens den ersten Holsteinerkürriasier [...] glei ghenkt, wie er die Untat hat im Mühliland begangen, es wären hundert Untat im Mühliland nachher nit beschehen. I bin über Land gefahren, i bin am Neukircher Freithof gestanden, acht Gräber von Fraunen, die die Holsteinteufeln habend gemartert und erwürgt, und ein Mägdlein mit 14 Jahr; auf diesen Gräbern wachst kein Blumen nit, so trauert die Erden über diesen Greul. Wir Steyrer Mann m ü e s s e n d den Traungau behieten, soll unser Land ein Sodoma werden? [...].“<sup>24</sup>

Als Kontrastfigur zum bayerischen Leutnant Herliberg agiert der „Krobaten“-Führer Conti. Er will ihn überreden anzugeben, dass die dem Lutherum weiterhin treu ergebene Margaret ihn beim Versuch, sie zum katholischen Glauben zu bekehren, verführt hätte. Dem religiösen Tenor entsprechend erscheint Conti als Zwitter aus Luzifer und Mephistopheles. Sprachlich und optisch als Welscher ausgewiesen, handelt es sich um eine negativ gezeichnete, auch charakterlich verworfene Figur, was aber keineswegs rassistisch gemeint ist. Später, aus biologistisch-völkischer Perspektive der Blut-und-Boden-Dichtung und des Antisemitismus, werden solche Gestalten deutlich pejorative Züge tragen, etwa in den Bauernromanen Karl Itzingers.

Unverzichtbarer Bestandteil der Heimatromane sind packend geschilderte Unwetterszenarien, die in entscheidenden Konflikt- oder Kampfsituationen der Akteure hereinbrechen. Ein Hagelgewitter begleitet Margarets Flucht nach der vereitelten Vergewaltigung durch das nächtliche Steyr, wo sie ver-

---

<sup>23</sup> Ebd. 133 f.

<sup>24</sup> Ebd. 210



geblich Schutz sucht, ehe sie vom Rats Herrn Zettl in der Gosse gefunden wird und im Bruderhaus Asyl erlangt. Später flankieren Sturmwind und Blitze die gerichtliche Gewissensprüfung Margarets. Alle Vorgänge der Elementarnatur werden zeichenhaft, sie spiegeln die innere Natur der Menschen wider, sind Ausdruck ihrer seelisch-emotionalen Erregtheit. Handel-Mazzetti steigert diesen Effekt noch, indem sie Glanzmetaphorik einsetzt. Ein Schimmer umspielt die Protestantin Margaret wie eine katholische Heilige, um ihre Schuldlosigkeit und reine Menschlichkeit hervorzuheben: „Die Wetterwolken draußen schossen auseinander, eine Flut Licht drang durch das Fenster, der Kelch des Herrn erblitzte wie eine Flamme, vom Kelch des Herrn flog eine Aureole in der Kammer auf und wiegte sich eine Nun über dem Scheitel der Armen im Bette und verschwand.“<sup>25</sup>

Eine weitere Affinität dieses Romanes zur Heimatlidhtung zeigt sich schließlich im Bestreben Handel-Mazzettis, den Figuren sprachlich eine volkstümliche Note zu verleihen und damit auch Zeitkolorit einzufangen.

Zwischen den beiden Weltkriegen bleibt die Konjunktur der oberösterreichischen Heimatlidhtung ungebrochen, sowohl was ihre mundartliche Ausprägung in der Nachfolge von Franz Stelzhamer und Norbert Hanrieder betrifft, als auch die hochsprachliche Ausformung. Als deren erfolgreichster Vertreter darf Richard Billinger (1890–1965) aus St. Marienkirchen bei Schärding gelten, dessen Gedichte, Prosa und Stücke von seiner bäuerlichen Innviertler Heimat und Herkunft inspiriert worden sind. Auf dem Gebiet der heimatbezogenen Literatur avanciert Billinger zum Modeautor und Trendsetter. In den Zwanzigerjahren legt er Talentproben als Lyriker ab – „Lob Gottes“ (1922), „Über die Äcker“ (1923) – und erwirbt einen Ruf als Dramatiker mit Aufführungen der Stücke „Das Spiel vom Knecht“ (1924) und „Das Perchtenspiel“ (1928). Anfang der Dreißigerjahre, nach der Münchner Premiere von „Rauhnacht“ (1931), hat Billinger endgültig seine Position als Bühnenschriftsteller im deutschen Theaterbetrieb gefestigt.

Die künstlerische Bewertung des erfolgreichen und geschäftstüchtigen Autors allerdings bleibt zeitlebens zwiespältig. Bewunderer loben seine Werke als vermeintlich authentische Wiedergabe althergebrachter Bauernherrlichkeit oder als Verkörperung vitaler Urwüchsigkeit. Seine Kritiker stört die Trivialisierung bäuerlicher Ausdrucksformen bzw. Vorstellungswelten und lehnen solches als Kommerzialisierung der deutschen Volkskunde ab.<sup>26</sup> Während beispielsweise Otto von Taube Billingers Gedichte gar als

---

<sup>25</sup> Ebd. 196

<sup>26</sup> Arnold Klaffenböck, Richard Billinger. Ambivalenzen eines Erfolgsautors. In: „Kulturhauptstadt des Führers“. Kunst und Nationalsozialismus in Linz und Oberösterreich. Hg. v. Birgit Kirchmayr (Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen N. S. 78, Weitra 2008) 203-208

„Standesdichtung“ etikettiert, apostrophiert Hans von Hammerstein deren Verfasser als „Dichter aus Bauernstamm“ und schildert Eindrücke einer Dichterlesung: „Er spricht, als ob er das Gesprochene eben dichten würde. Der Felsblock dichtet. Aus unergründlichen Tiefen, aus dem Wald und Schollenschoß der Heimat holt er jedes Wort herauf. Urmächtig, ganz Heimatsprache und doch ganz neu, ganz duftend von Erde quillt es empor.“<sup>27</sup> Viel nüchterner bewertet Robert Musil diesen Dichter, wenn er spottet: „Bauernbarock nennts der Gebildete [...] Knüttelverse, zwischen denen man wie zwischen Holzprügeln einer Brücke in die Tiefe schaut.“<sup>28</sup> Die Mischung aus folkloristischen und exotischen Elementen, heidnisch-dämonischer Archaik und christlicher Ikonographie vor rustikalem Ambiente lässt Zweifel an der literarischen Bodenständigkeit des Autors laut werden oder Vorwürfe, der Autor spekuliere mit der Sensationslust seines Publikums. „Sie wollen österreichisches Bauerntum darstellen und machen aus diesen Bauern jene leichtsinnigen Trottel, jene berüchtigten ‚österreichischen Menschen‘ voll Hamur und Schlamperei? Spüren Sie nicht die Analogie, die sich bei Ihrer gottverbotenen Bauernzeichnung zu jener heurigen-überschwemmten, feschen, verluderten Österreich-Darstellung à la Hollywood ergibt?“ wettet ein Kolumnist nach einer Darbietung des 1935 vollendeten Stückes „Die Hexe von Passau“.<sup>29</sup>

Billinger wird als Heimatliterat mit stark ausgeprägter Neigung zur Agrarromantik wahrgenommen, der an die Heimatkunstbewegung anknüpft, etwa mit seinem Drama „Rosse“ von 1931. Darin setzt er sich mit der als Entfremdung und (Heimat-)Verlust empfundenen Auflösung der vorindustriellen bäuerlichen Welt mit ihrem überlieferten Hierarchie- und Sozialgefüge auseinander. Von dieser Intention her ähnelt das Stück den Romanen „Jakob der Letzte“ (1887/88) von Peter Rosegger oder „Der Büttnerbauer“ (1895) des Oberlausitzers Wilhelm von Polenz. Der Rossknecht Franz Zinnhobel wehrt sich gegen den Einzug von Fortschritt und Technik auf dem Innviertler Hof des Dorfbürgermeisters Jakob Peham, der sich progressiv gebärdet und vorbildlich-innovativ agieren möchte. Hinsichtlich der Sprache und vom modischen Habitus her wirkt Peham eher als ein Städter denn als Landwirt. Die Entscheidung, seine Pferde durch „Fordmaschinen“<sup>30</sup> zu ersetzen, trifft er jedoch nicht autonom. Peham steht nämlich unter dem Einfluss des Vertreters Thomas Mimra, den Billinger mit zigeunerhaften Zügen

<sup>27</sup> Vgl. Richard Billinger, der Bauer mit der Harfe. Niederbayrische Heimatglocken, 28.5.1930

<sup>28</sup> Robert Musil, Kritik. Hg. v. Adolf Frisé (Gesammelte Werke 9, Frankfurt am Main 1978) 1668 f.

<sup>29</sup> Austriacus, Österreichischer Protest gegen Billinger. In: Deutsches Volkstum (Februar 1936) H. 2, 147 f.

<sup>30</sup> Richard Billinger, Rosse. Schauspiel in drei Aufzügen (Dramen I, Graz/Wien 1960) 172

versieht. Die verderblichen Prozesse, so die intendierte Lesart, bedrängen von außen kommend die geschlossene heimische Agrarwelt und zerstören diese sukzessive. Mit dem Verlust der Tiere büßt der Rossknecht seine Daseinsberechtigung ein. Der drastische Selbstmord – während eines Schneesturms stranguliert Franz sich im Pferdestall – verhält als stiller Protest gegen den modernen Zeitgeist und ist ein letzter Akt selbstbestimmten Handelns. Ähnlich wie der am Kirschbaum erhängte Büttnerbauer bei Wilhelm von Polenz wird Billingers Rossknecht zur Metapher: Mit dem Entzug der Existenzgrundlage verliert er den Boden unter seinen Füßen und den notwendigen Halt, um in der sich im radikalen Wandel befindlichen Umgebung überleben zu können.<sup>31</sup>

Tendenziell schließt Billinger in den Dreißigerjahren zur Blut-und-Boden-Dichtung auf, ohne sich selbst als Anhänger dieser Richtung zu positionieren. Weltanschaulich verhält er sich indifferent und opportunistisch, was seine ideologische Eingemeindung und kulturpolitische Vereinnahmung durch die nationalsozialistische Kulturpolitik erleichtert. Seine Texte bieten zumindest Einfallsschneisen für die Instrumentalisierung, indem der Autor Leitgedanken des NS-Diskurses berücksichtigt. Sein 1937 in Berlin zur Uraufführung gelangtes Schauspiel „Der Gigant“ bringt die Voraussetzungen mit, um in der Adaption für Veit Harlans Film „Die goldene Stadt“ 1942 im Sinne von Blut und Boden gedeutet zu werden. Aspekte wie der generell negative Einfluss alles Urbanen auf das Land, der von Generationen bewirtschaftete und von den Vorvätern beschützte Hof, der die Sippe zusammen mit den Dienstboten als ideal gedachte bäuerliche Großfamilie an die heimatliche Scholle bindet, sowie die exponierte Lage an einer Sprachgrenze legen dies nahe.<sup>32</sup>

Auch die Romane „Das Schutzengelhaus“ (1934) oder „Das verschenkte Leben“ (1937) enthalten Vorstellungen, die sich ansatzweise mit Begrifflichkeiten und Wertvorstellungen der Lehre von Blut und Boden berühren.<sup>33</sup> In „Lehen aus Gottes Hand“ (1935) muss der aus den Vereinigten Staaten von Amerika zurückgekehrte Rivale Jakob Sundl überwunden werden, ehe Ulrich Hornwidder als rechtmäßiger Erbe den Hof übernehmen kann. Jenseits des Atlantiks ist Sundl vom Kapitalismus infiziert worden, skrupellos will er nun den Familienbesitz versteigern lassen. Die verschworene Hofge-

---

<sup>31</sup> Vgl. Rossbacher, Heimatkunstbewegung und Heimatkunstroman 146

<sup>32</sup> Vgl. dazu Arnold Klaffenböck, „Wie ein solcher Gesinnungswandel beurteilt werden müsste, geht aus dem Gesagten deutlich genug hervor“. Überlegungen zum Dossier Zuckmayers über Richard Billinger. In: Zur Diskussion: Zuckmayers „Geheimreport“ und andere Beiträge zur Zuckmayer-Forschung. Hg. v. Gunther Nickel – Erwin Rotermund – Hans Wagener (Zuckmayer-Jahrbuch 5, Göttingen 2002) 373-377

<sup>33</sup> Arnold Klaffenböck, Richard Billinger (1890–1965). In: Literatur und Kritik 37 (Juli 2004) H. 385-386, 106 f.

meinschaft hält ihn für „so herzverzehrt und blutesmüde [...], daß er, wie der Judas den lieben, tauschönen Herrn Jesus, den Eltern- und Ahnenhof verkaufen und verraten könnte!“<sup>34</sup> Doch er wird Opfer seiner Habgier: Beim Griff nach den „Wipfelbirnen“, die dem Baum gehören sollen, stürzt er ab und bricht sich das Genick. Sundl fällt dem „Hofbann“ anheim, der sein frevlerisches Verhalten sanktioniert.<sup>35</sup> Er wird gerichtet, da er seinen vorherbestimmten bäuerlichen Lebensweg ausgeschlagen und sich als Flüchtiger an der Heimat versündigt hat. Jakobs Widerpart bildet der konservative und konventionell seinen Hof bewirtschaftende Ekard Sundl. Mit ihm figuriert Billinger gleichsam einen Prototyp des autarken Bauern, den die Scholle für seine Redlichkeit und Treue belohnt: „Rings um seinen Hof liegen die Äcker und die Wiesen. Ein jeder Acker trägt den eigenen Namen, jede Wiese wurde von einem Urahn mit einem holden Rufworte beschenkt. Schreitet dort im Aunebel die Ahne Katharina, die dem Hofe Geld und neue Äcker zutrug? Ihr Fleiß wetteiferte mit den Bienen; die Nacht haßte dieses Weib, weil sie die Arbeit vertrieb. Ekard weiß, daß jede Ackerkrume vom Schweiß der Ahnen fruchtbar ward, er glaubt nicht an eine künstliche Ernährung des Bodens, er sieht seinen Glauben berechtigt und gekrönt, da auf keinem Bauernhofe vollere Ähren und saftigeres Wiesengras geerntet werden.“<sup>36</sup>

Billingers bäuerliche Romane und Theaterstücke der Dreißigerjahre spannen den Bogen zur völkisch-deutschnationalen Heimatdichtung Oberösterreichs, die mit Josef Hieß, Karl Itzinger, Josef Günther Lettenmair, Richard Neudorfer oder Carl Hans Watzinger beredten Ausdruck findet.<sup>37</sup> Bei ihnen verbindet sich im Kontext mit der durch Richard Walther Darré formulierten Doktrin von „Blut und Boden“ die Agrarideologie des Dritten Reiches mit der Rassenlehre der Nationalsozialisten. In seiner Schrift „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse“ (1929) sowie in der seit 1932 publizierten Zeitschrift „Deutsche Agrarpolitik“ verfolgt Darré die gesellschaftspolitische Vision eines „Bauernadels“ als Keimzelle des zu züchtenden arischen Volkskörpers. Diese Idee drückt sich auch in der heimischen Literatur aus, wenngleich in historischer Verkleidung. Dafür münzt man Ereignisse aus der Epoche der Gegenreformation und aufständischer Bauern zu Propagandawerken um, die an Gehorsam, Gefolgschaftstreue, Pflichtgefühl und Volksgemeinschaft appellieren sowie auf Führerkult ein-

---

<sup>34</sup> Nachstehend Richard Billinger, *Lehen aus Gottes Hand. Roman* (Romane 3, Graz/Wien 1955) 219

<sup>35</sup> Ebd. 220 u. 231-236

<sup>36</sup> Ebd. 38 f.

<sup>37</sup> Arnold Klaffenböck, *Literatur im Reichsgau Oberdonau 1938–1945*. In: „Kulturhauptstadt des Führers“. Kunst und Nationalsozialismus in Linz und Oberösterreich. Hg. v. Birgit Kirchmayr (Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen N. S. 78, Weitra 2008) 178-180

schwören. Die Forderung nach Glaubensfreiheit und die energischen Abwehrversuche gegenüber der ausnahmslosen Rekatholisierung der Bevölkerung durch die Papstkirche Roms werden dabei als heldenmütiger Widerstand des Volkes deklariert, das seine Eigenart – sein Deutschtum – verteidigt. Die bäuerlichen Akteure tragen Züge, die dem nationalsozialistischen Menschenbild entsprechen.

Bevorzugt werden Geschichtsromane und Historienstücke, bei denen die Schriftsteller auf Begebenheiten und Gestalten aus dem oberösterreichischen Bauernkrieg zurückgreifen. Dabei machen sie sich eine Stofftradition zunutze, die bis zur josephinischen Aufklärung zurückreicht und deren Mittelpunkt der legendäre Bauernanführer Stefan Fadinger bildet. Seit der Jahrhundertwende erscheinen vermehrt und in recht kurzen Abständen Publikationen, die sich mit dem Thema beschäftigen. Literarisch gehören dazu Arbeiten von Alfred Grohmann, Edward Samhaber, Josef Stohl, Gustav Streicher, aber auch der Roman „Heldenbauern“ (1906) des Vöcklabruckers Franz Scheichl sowie das vom Stelzhamer-Bund herausgebrachte „volksmundartliche Epos“ Norbert Hanrieders „Der oberösterreichische Bauernkrieg“ (1907). In der Spätphase gesellen sich Hermann Heinz Ortner's Drama „Stefan Fadinger“ (1933) oder Carl Hans Watzingers Erzählung „Die Pfandherrschaft“ (1938) hinzu.<sup>38</sup> Die Häufung derartiger Werke dürfte nicht zuletzt mit dem Gedenkjahr 1925 zur Erinnerung an das von Adam Graf Herberstorff veranlasste sog. „Blutgericht auf dem Haushamerfeld“ am 15. Mai 1625 zusammenhängen.<sup>39</sup> Als wichtigster Vertreter dieses Sujets während der NS-Herrschaft im Reichsgau Oberdonau sei Karl Itzinger (1888–1948) aus Ried im Innkreis angeführt, der ab Mitte der Zwanzigerjahre kontinuierlich Werke zu diesem Thema vorlegt. 1925 erscheint der Roman „Bauerntod“ und wird sein „Frankenburger Würfelspiel“ zur Einweihung des Bauernkriegsdenkmales inszeniert. Zwischen 1933 und 1937 veröffentlicht er den Romanzyklus „Ein Volk steht auf!“, den Alfred Rosenberg im Jahr 1939 Adolf Hitler zu seinem 50. Geburtstag als Geschenk überreicht. Darin deutet Itzinger das historische Geschehen auf völkisch-rassischer Grundlage und modelliert bäuerliche Figurenschablonen, die dem nationalsozialistischen Ideal eines deutschen „Edelmenschentums“ gehorchen.<sup>40</sup>

---

<sup>38</sup> Johann Krebs, Die literarische Rezeption des oberösterreichischen Bauernkrieges. Eine Darstellung am Beispiel des Dramas. In: Oberösterreichische Heimatblätter 43 (1989) 179-211

<sup>39</sup> Elisabeth Udl, Literatur und kollektives Gedächtnis am Beispiel oberösterreichischer Bauernkriegsdichtungen um 1925 (Dipl.arbeit Univ. Graz 2002)

<sup>40</sup> Beatrix Müller-Kampel, „Ein hohes Lied deutschen Heldentums“. Elemente nationalsozialistischer Ideologie in Karl Itzingers Bauernkriegstrilogie „Ein Volk steht auf!“. In: Österreich in Geschichte und Literatur 32 (1988) 134-146

Heimatdichtung in ihrer völkischen Ausrichtung mit der Bevorzugung zeitlich entrückter „heroischer“ Epochen wie jene des Bauernkrieges und ihrer Vorliebe für alles Rustikale wirkt manipulierend, weil sie durch Rückprojektion und Umlenkungen die kritische Wahrnehmung und objektive Bewertung der Realitätswelt mit ihren massiven Veränderungen verhindert. Auf diese Weise verschleiert sie letztlich jene „durch den Nationalsozialismus angetriebene Rasanz der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen bis hin eben zur rücksichtslosen Praktizierung eiskalter ‚instrumenteller Rationalität‘ (Holocaust)“.<sup>41</sup>

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Zerschlagung des Dritten Reiches scheint Heimatideologie – und mit ihr die Heimatliteratur – aufgrund ihrer Konjunktur im Nationalsozialismus sowie der „historischen Belastetheit“ durch Missbrauch diskreditiert zu sein.<sup>42</sup> Dessen ungeachtet gibt es Bestrebungen, Heimatdichtung zumindest in ihren unverdächtigen und weniger korrumpierten Bereichen auf traditionalistische und apolitische Weise fortzuführen, weltanschauliche Konfliktpotenziale zu entschärfen oder zu trivialisieren. Diese Gesinnung wird durch das restaurative Klima der österreichischen Kulturpolitik sowie das lange Fortwirken der Antimoderne unterstützt.<sup>43</sup> Sie schlägt sich in Elaboraten nieder, die unter das Diktum „erdgebundener Zeitlosigkeit“<sup>44</sup> fallen.

Ein paar Beispiele mögen solche Absichten illustrieren. „Die Buchmooser“ heißt ein Bauernroman des Gmundners Maximilian Narbeshuber (1894–1963). Während des Austrofaschismus – 1936 – niedergeschrieben, kann er erst 1945 erscheinen, ohne seine Entstehungszeit zu verleugnen. Narbeshuber behält das konservative Wertegebäude der Heimatkunst bei und erschöpft sich in unausrottbaren Klischees und Stereotypen dieses Genres, die offenbar Unterhaltungswert sowie Sympathien bei der Leserschaft sichern sollen.<sup>45</sup>

Dem Bad Ischler August Karl Stöger (1905–1989) verhelfen Werke, die nach dem „Anschluss“ Österreichs an Hitlerdeutschland erschienen sind, in den Fünfzigerjahren zum Comeback. Nun werden einige seiner im Salz-

---

<sup>41</sup> Karl Müller, „Unsere heimischen Primitiven sind uns fremder als die der Südsee“. Beobachtungen zur ‚Heimatliteratur‘ während der NS-Zeit. In: Die „österreichische“ nationalsozialistische Ästhetik. Hg. v. Ilija Dürhammer und Pia Janke (Wien/Köln/Weimar 2003) 117

<sup>42</sup> Vgl. Karlheinz Rossbacher, Dorf und Landschaft in der Literatur nach 1945. Thesen zum Stellenwert des Regionalen und drei Beispiele aus der österreichischen Literatur. In: *Modern Austrian Literature* 15 (1982) H. 2, 13

<sup>43</sup> Joseph McVeigh, Das Fortleben der „Ostmark“-Literatur in der zweiten Republik: Zur Identität der österreichischen Literatur zwischen 1945 und 1965. In: *Modern Austrian Literature* 17 (1984) H. 3-4, 93 f.

<sup>44</sup> Kurt Adel, *Aufbruch und Tradition. Einführung in die österreichische Literatur seit 1945* (Untersuchungen zur österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts 8, Wien 1982) 56

<sup>45</sup> Ebner – Ebner – Weißengruber, *Literatur in Linz* 460-467

kammergut angesiedelten Erzählungen und Romane, darunter „Die Krane-wittbrüder“ (1938) oder „Der Knecht Tobias“ (1942), neu aufgelegt. Dass Stöger, der als Autor unter der NS-Herrschaft begünstigt und für seine literarische Arbeit mehrfach ausgezeichnet worden ist, u. a. 1944 mit dem Gaukulturpreis von Oberdonau, rasch in den Kreis arrivierter Schriftsteller zurückkehrt, zeigt sich 1951, als ihn das Land Oberösterreich für seine Novelle „Die Reise nach Hallstatt“ mit dem Anerkennungspreis des Adalbert-Stifter-Preises ehrt.<sup>46</sup>

An der Seite des Eferdinger Lehrers und Dichters Carl Martin Eckmair (1907–1984) entfaltet die gebürtige Steyreggerin Mimi Eckmair-Freudenthaler (1910–1985) ihre schriftstellerische Tätigkeit. Zwischen 1936 und 1947 lebt sie, bedingt durch den Beruf ihres Mannes, zunächst in Gutau, später in Gallneukirchen, ehe sie sich in Linz niederlässt. In diesem Umfeld entstehen ihre beiden ersten in der Mühlviertler Landschaft beheimateten Romane, welche der 1941 in Wien gegründete Verlag Karl Kühnes herausbringt. Feinsinnig schildert die Autorin Episoden aus dem bäuerlichen Alltag und häusliche Verrichtungen im Jahreskreis, in denen sie Mitgefühl und Menschlichkeit mit den Protagonisten bezeugt. In „Welt hinterm Wald“ (1942) offeriert sie dramatisch zugespitzte, letztlich konventionelle Konfliktlösungen, um der kargen Handlung eine entscheidende Wende zu geben: Steine aus der zusammenstürzenden Mauer töten den Altbauern, der die überfällige Erbfolge des Sohnes verhindert und nicht vom Hof, den der rutschende Hang verschlingt, weichen will; der Wirt erschießt sich aus Angst vor der Lynchjustiz der Dörfler, als ruchbar wird, dass er seine Gemahlin ermordet hat. Wenngleich keine Blut-und-Boden-Lastigkeit festzustellen ist, erweist sich der Roman dennoch als tendenziös. Bisweilen stechen Gedankenpartikel ins Auge, die mit nationalsozialistischem Ideengut korrelieren, z. B. dort, wo Eckmair-Freudenthaler die geheuchelte Trauer, die Mitleidlosigkeit beim Tod eines Kleinkindes tadelt, den sie als Schaden am deutschen Volkskörper verbucht: „Ein Mensch ist gestorben, Leute, – nicht nur ein Kind! – Und mit diesem Kind sind seine Nachfahren in die Grube gelegt worden – ein Gutteil eines, eures Volkes! – D a r ü b e r mögt ihr weinen!“<sup>47</sup> Mit Anspielungen auf den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bzw. den Überfall auf Polen fließen konkrete Bezüge zur Zeitgeschichte ein. Am Ende gerät der Roman zur Agitation im Sinne einer Stärkung der Heimatfront, indem die Figuren an Durchhaltewillen und Siegesgewissheit appellieren. Gedanklich verbindet Eckmair-Freudenthaler den Bauern auf dem Feld mit dem Soldaten im Feld.

---

<sup>46</sup> Aldemar Schiffkorn, Der Adalbert Stifter-Literaturpreis 1950/1951. In: Oberösterreichische Heimatblätter 6 (1952) 124 f.; August Karl Stöger. In: Mitteilungen des Ischler Heimatvereines. Folge 20 (Herbst 1991) 30 f.; Klaffenböck, Literatur im Reichsgau Oberdonau 1938–1945 183

<sup>47</sup> Mimi Eckmair-Freudenthaler, Welt hinterm Wald. Roman (Wien/Leipzig 1942) 82

In einem Amalgam aus bukolischen (pflügender Bauer, säende Bäuerin, weidende Schafe) und kriegerischen Motiven (nach Osten ziehende Kampfflieger) stilisiert sie beiderlei Tätigkeit zum gleichwertig selbstlosen und aufopfernden Einsatz für die Heimat.

1947 erscheint ihr zweiter Roman „Die Königskerze“. Mit seinem Vorgänger teilt er den Lakonismus der Sprache, die Neigung zu geschneidertem Erzählen sowie das Milieu der Protagonisten. Zeitgeschichtlichem weicht die Autorin nunmehr aus. Zwar spricht sie allgemein von einem Krieg, dessen Spuren und Folgen sichtbar werden innerhalb der bäuerlichen Gesellschaft, die Schwierigkeiten hat, die heimgekehrten Invaliden zu integrieren, womit sie zweifellos ein damals hochakutes Problem anschneidet, aber die hierfür verantwortlichen gesellschaftspolitischen, historischen oder ideologischen (Hinter-)Gründe ausblendet. Entrückt in einen gleichsam zeit- und geschichtslosen Raum, betrachtet Eckmair-Freudenthaler das Phänomen in erster Linie als eine sozial-karitative Aufgabe. Die Geschichte von Anna, die schließlich den einarmigen Müller Stephan heiratet, wird so zu einem Gleichnis umgedeutet: (Nächsten-)Liebe, Barmherzigkeit und Humanität helfen, Vorurteile und körperliche Gebrechen zu überwinden. Ungeachtet der unübersehbaren sozialkritischen Intentionen Eckmair-Freudenthalers herrscht in ihren Lokalromanen („Das Mädchen von St. Florian“ bzw. „Die silberne Brücke“, 1952) und Erzählungen („Der gestohlene Erzengel“, 1957) der Fünfzigerjahre stofflich Unverfängliches vor.<sup>48</sup>

Die bäuerliche Heimatliteratur Oberösterreichs rettet sich also in die Nachkriegszeit, läuft aber Gefahr, anachronistisch zu werden. Mit den umwälzenden Veränderungen in der Landwirtschaft, der Akzentverschiebung vom Agrar- zum Industrieland Oberösterreich durch den Strukturwandel und der Modernisierung sämtlicher Lebensbereiche verliert sie allmählich ihr angestammtes Bezugssystem. Doch die Heimatdichtung zieht sich nicht ins Ausgedinge zurück, sondern wandelt und erweitert ihr Spektrum, indem sie neben dem ländlich-bäuerlichen Sujet verstärkt sozialkritische, gesellschaftspolitische oder ökonomisch-materialistische Aspekte berücksichtigt und zunehmend die zeitgeschichtliche Dimension einbindet. Auch bei oberösterreichischen Schriftstellern lässt sich diese Schwerpunktverlagerung und Entwicklung einer neuartigen Heimatdichtung gewissermaßen „als Zeichen der Rehabilitation der besonders durch den Ungeist der Blut-und-Boden-

---

<sup>48</sup> Arthur Fischer-Colbrie, *Zeitgenössisches Schrifttum in Oberösterreich. Ein Wegweiser für Volksbildner und Büchereileiter* (Schriftenreihe des Oberösterreichischen Volksbildungswerkes 4, Graz 1957) 67 f.; Carl Hans Watzinger, *Die Erzählerin Mimi Eckmair-Freudenthaler*. In: *Oberösterreichischer Kulturbericht* 24, F. 29 (2. Oktober 1970); Helmut Wagner, *Die Pfarre Gutau in der Ära des Nationalsozialismus. Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Pfarre Gutau, Oberösterreich, unter besonderer Berücksichtigung des Pfarrers Franz Mayr* (Dipl.arbeit Univ. Graz 1987) passim; Ebner – Ebner – Weißengruber, *Literatur in Linz* 484-487



Literatur kompromittierten Heimatliteratur“<sup>49</sup> ablesen. Deren Richtig- bzw. Wiederherstellung „durch Umdenken, Wandel der Perspektive und Neuansatz der Gestaltung“ geht mit dem Versuch einher, „Heimaterkundung als Identitätssuche“ frei „von den ‚Heimatklingen‘ trivialer Sentimentalität“ zu betreiben, gekoppelt an die Hoffnung, entlarvend, bewusstseinsbildend und verändernd zu wirken.<sup>50</sup>

Zu jenen, die mit skeptischem Blick die Heimat bzw. den fragwürdig gewordenen Heimatbegriff unter das Seziermesser der Literatur nehmen, gehört der kommunistische Journalist und Autor Franz Kain (1922–1997), der in den Fünfzigerjahren als Verfasser von Prosa hervortritt. Die Beiträge des Sammelbandes „Die Lawine“ (1959), autobiographisch geprägte Erzählungen mit teils reportageartigen Zügen – eine Mischung, die für Kains Œuvre charakteristisch werden soll –, machen augenscheinlich, wie Heimat abseits idealistisch-klischeehafter Zeichnung tatsächlich konditioniert ist. In der kurzen Schilderung „Das Beerenmädchen“ bricht Kain mit idyllischen Vorstellungen, die in Verbindung mit Stifters „Bergkristall“ oder durch Künstler wie Franz Eybl und Ferdinand Georg Waldmüller genährt worden sind.<sup>51</sup> Kains Protagonistin hat nichts gemein mit den liebevollen Trachtenfigurinen jener Biedermeier-Gemälde, welche die Gestalt als gefälliges Motiv stimmungsvoll arrangieren und verklären. Unter Verzicht auf Elendsrealismus oder Mitleidseffekte filtert Kain den Soziotyp heraus und zeigt die ärmliche Lebenswirklichkeit des Mädchens, das dem ländlichen Proletariat zugehört: ein Dasein voller Entbehrungen, unverhältnismäßiger Anstrengungen und Gefahren, um betuchten Sommerfrischlern für einen Hungerlohn kulinarische Genüsse zu verschaffen, die außerhalb jedes Vorstellungsvermögens der Beerenpflückerin liegen. Der Existenzkampf vollzieht sich vor imposanter Kulisse, die sie lediglich als berufliches Betätigungsfeld wahrnimmt, Heimat auf deren Gebrauchswert reduziert: „So tief hatte sich das Bild der Beeren schläge schon in ihr Bewußtsein eingegraben, daß sie auch beim Anblick der himmelstürmenden Gebirgswelt an nichts anderes dachte als an einen Schlag, wo das Beerenpflücken leichter wäre. Sie wußte kaum, daß hinter diesen Hügeln die alte Bischofsstadt Salzburg liegt, kaum wußte sie, daß

<sup>49</sup> Donnenberg, Heimatliteratur in Österreich nach 1945 – rehabilitiert oder antiquiert? 49

<sup>50</sup> Josef Donnenberg, Das Thema Heimat in der Gegenwartsliteratur und Anzengruber als Schlüsselfigur der Tradition der Heimatliteratur. In: Traditionen in der neueren österreichischen Literatur. Zehn Vorträge. Hg. v. Friedbert Aspetsberger (Schriften des Institutes für Österreichkunde 37, Wien 1980) 67 f.

<sup>51</sup> Vgl. Emil Kuh, Zwei Dichter Oesterreichs. Franz Grillparzer – Adalbert Stifter (Pest 1872) 458 f.; Dietmar Grieser, Nachsommertraum im Salzkammergut. Eine literarische Spurensuche (Frankfurt am Main/Leipzig 1996) 13-26; Wiener Biedermeier. Malerei zwischen Wiener Kongreß und Revolution. Hg. v. Gerbert Frodl und Klaus Albrecht Schröder (München 1992) Tafel 96 und 97; Rupert Feuchtmüller, Ferdinand Georg Waldmüller (1793–1865). Leben – Schriften – Werke. Hg. v. d. Österreichischen Galerie in Wien (Wien/München 1996) 484 (Kat.-Nr. 662) u. 508 (Kat.-Nr. 904)

dort drüben der Wolfgangsee und der Mondsee liegen mit ihren herrlichen Sommerfreuden. Sie stand und träumte von einem Beerenfeld, das bis an den Rand des Himmels reicht, von einem Schlag, in dem es weder Baumstrünke noch Brennesseln, keine Disteln und keine Brombeerranken gibt.“<sup>52</sup>

Eine ähnlich rationale Darstellung gelingt Kain in der Erzählung „Dann kam die Lawine“, wo er das triste Los der Holzknechte im Salzkammergut in den Anfangsjahren der Ersten Republik darlegt. Die widrigen (Macht-)Verhältnisse führen bei den Waldarbeitern zu Benachteiligung und demütigender Abhängigkeit. Das tragische Schicksal Franz Reisenbichlers ist exemplarisch für das seiner Kollegen: Zunächst ein Opfer des reichen Pächters, dessen Jagdinteressen schwerer wiegen als das berufliche Fortkommen der Holzknechte, wird er von der „Sonnen-“ auf die „Schattenseite“ des Tales strafversetzt, ehe er dem Weißen Tod anheimfällt. Dagegen wird „Eine Vogelgeschichte“ zur Parabel für die Freiheitsliebe jeglicher Kreatur und deren Entwürdigung durch Freiheitsberaubung, wobei das traurige Los des rot gefiederten Fichtenkreuzschnabels mit dem der politischen Gefangenen in den Händen der NS-Schergen korrespondiert.

Die übrigen Erzählungen thematisieren damals noch weitgehend tabuisiertes zeitgeschichtliches Geschehen, darunter die blutigen Februar-Ereignisse im Bürgerkriegsjahr 1934 bei der Niederschlagung des Generalstreiks im Kohlenrevier („Begegnung in Holzleithen“, „Über den Hausruck kam der Tag nicht mehr“) sowie den Vollzug der nationalsozialistischen Machtübernahme beim „Anschluss“ im März 1938 in Kains Goiserer Heimatgemeinde („Als der Föhn einbrach“). In dieser Anthologie legt er im Wesentlichen bereits jenes Spektrum fest, das sein eigenes literarisches Werk dominieren soll, nämlich die „Darstellung und Aufarbeitung der österreichischen antifaschistischen Geschichte und Traditionen.“<sup>53</sup> Dies bestimmt auch die Erzählungen der Sechziger- und Siebzigerjahre, die in den Linzer Literaturjahrbüchern „Stillere Heimat“ bzw. „Facetten“ erscheinen, darunter „Maria-Lichtmeß-Tag“ (1973), eine Auseinandersetzung mit der sog. „Mühlviertler Hasenjagd“, bis hin zu den Romanen „Der Föhn bricht ein“ (1962) oder „Am Taubenmarkt“ (1991). Damit verankert Kain in Oberösterreich einen Strang heimatbezogener Dichtung mit zeitgeschichtlichem Fokus, dem sich in thematischer Hinsicht Autoren wie Karl Wiesinger („Achtunddreißig“, 1967; „Standrecht“, 1976; „Der Wolf“, 1981), Elisabeth Reichart („Februarschatten“, 1984), Franz Rieger („Schattenschweigen oder Hartheim“, 1985), Friedrich Ch. Zauner („Das Ende der Ewigkeit“, 1992–1996), im weiteren Sinne Erich Hackl („Abschied von Sidonie“, 1989), Christoph

<sup>52</sup> Franz Kain, Die Lawine. Erzählungen. Hg. v. Richard Pils (Wien/Linz/Weitra/München o. J.) 19 f.

<sup>53</sup> Judith Gruber, Franz Kain – Eine Monographie (Diss. Univ. Wien 1985) 136

Ransmayr („Morbus Kithahara“, 1995) und Franzobel („Licht oder Der totale Februar“, 2005; „Zipf oder Die dunkle Seite des Mondes“, 2007) angliedern.

Aufgrund der Beobachtungen und Erfahrungen begegnet Kain seiner Heimat mit Misstrauen. Er sucht und entdeckt verräterische Spuren im von der Zeitgeschichte durchtränkten Heimatboden und verbindet die Erkenntnisse aus diesem Stöbern mit Wissen, das er in seinem Gedächtnis gespeichert hat. Mit seiner Befragung der Heimat nach den Auswirkungen historischer Ereignisse verfolgt er programmatische Absichten: „In der Provinz sind die Farben kräftiger, die leuchtenden und die düsteren, die Untaten zeigen oft pausbäckige Wangen, aber die Brandmale stechen scharf hervor wie glühende Narben. [...] Die Landschaft ist sichtbar, nicht aber ihr soziales Unterfutter. Man muß dieses Unterfutter nach außen kehren, um zu erfahren, was sich hinter der Lieblichkeit verbirgt, lockend und drohend.“<sup>54</sup>

Wenn Kain also die literarische Sonde anlegt, gewinnt die Zeichenhaftigkeit der heimatlichen Landschaft, die gleichsam dechiffriert werden muss, an Bedeutung. Sie ist eine Art Matrize, in die Spuren der verdrängten und unbewältigten Vergangenheit eingedrückt sind – so in der Haupterzählung seines 1973 erstmals erschienenen Bandes „Der Weg zum Ödensee“. Heimat ist für Kain trügerisch, doppeldeutig und abgründig – ein janusköpfiges Gebilde, „wo das Vergessen Gewohnheit, wo Erinnerung eine Last ist.“<sup>55</sup> Kain meint damit „die Last der Geschichte mit ihren Bergen von Toten.“<sup>56</sup> Folglich wird die Flucht des SS-Obergruppenführers Ernst Kaltenbrunner zu einem Gang in das „Tote Gebirge der Geschichte“.<sup>57</sup> Den Marsch durch die Schneewüste erhebt Kain zum Sinnbild. So wie die Spuren im Schnee durch Tauwetter und Lawinen verschwinden, hofft Kaltenbrunner, seiner Verantwortung zu entkommen und in Vergessenheit zu geraten.

Während der Siebzigerjahre durchleuchtet der aus Pichl bei Wels stammende Autor Alois Brandstetter (\* 1938) die oberösterreichische Heimat gleichfalls nach zeitgeschichtlichen Verwerfungen. Allerdings wählt er dafür andere literarische Verfahrensweisen und Zugänge als Franz Kain. Brandstetters Operationsfeld ist zunächst die Sprache, die desavouierend wirkt, und dann die Satire. Um die Funktionsweise des literarischen Mechanismus wenigstens anzudeuten, genügt der Blick auf einige frühe Prosastellen, etwa die Szene „Schicksalsstrom“. Ein Schulausflug entlang der Donau ruft unerwartete und irritierende Erinnerungen wach – an Austrofaschismus,

---

<sup>54</sup> Franz Kain, Landschaft mit Unterfutter. In: Literatur und Kritik 26 (Juli 1991) H. 255-256, 46

<sup>55</sup> Klaus Amann, Heimatkunde. In: Franz Kain, Der Weg zum Ödensee. Erzählungen. Hg. v. Richard Pils (Weitra o. J.) 10

<sup>56</sup> Ebd.

<sup>57</sup> Franz Kain, Der Weg zum Ödensee. Erzählungen. Hg. v. Richard Pils (Weitra o. J.) 200

Nationalsozialismus und Shoa. Das Spiel mit der lakonischen Sprache und Mehrdeutigkeit löst Beklemmung aus, beispielsweise wenn der Lehrer fordert: „Zählen wir zur Sicherheit noch einmal ab, bevor wir nach Mauthausen kommen. Mauthausen ist Endstation, verstanden.“<sup>58</sup> In „Lambach II“ schließt Brandstetter den religiösen Diskurs mit Begrifflichkeiten des NS-Chargons kurz. Getarnt als Anekdote eines senilen Benediktinermönches über „Adi“, der im Stift fanatisch Ungeziefer vertilgt, kreisen die Gedanken um das Böse, das der Geistliche dem Schüler gegenüber als „eine Zulassung Gottes“ gerechtfertigt hat. Im Wissen um den Holocaust verbirgt sich hinter dem treuherzigen Ton der Schnurre sowie der Hitler in den Mund gelegten Replik subkutanes Grauen: „Pater Alois, aber es ist dem lieben Gott sicher wohlgefällig, wenn wir diesen Heimsuchungen heimleuchten tun!‘ Da mußten wir uns beide aber schütteln vor Lachen.“<sup>59</sup> Ähnlich Beunruhigendes dekuviert Brandstetter im unreflektierten Erinnerungsstolz eines Lehrers in „Fischlham“, der dem Jungen Hitler „das Abrechnen“ beibringt und dieser stets als Erster bei Millionenbeträgen „die Endlösung bereits wußte.“<sup>60</sup> In „Lambach I“ schließlich reicht die harmlose Feststellung „brave und fleißige Menschen bewohnen diesen Landstrich, im Frieden mit Gott und der Welt“<sup>61</sup>, um Vorstellungen von der unschuldigen Heimat ins Wanken zu bringen. Immerhin sind es ja die heimatlichen Einflüsse, die Prägungen und Eindrücke der Kindheit bzw. Jugend, die den Charakter eines Menschen wesentlich formen. Brandstetter streicht hier eine unrühmliche, monströse Seite der heimatlichen Landschaft heraus, die durch ihre Disposition ins Zwielflicht gerät.

Brandstetters Erforschung der Heimat erfolgt einerseits „durch kritisch-realistische Erinnerungsarbeit“, andererseits mittels „ironisch-sarkastische[r] Inszenierung der Heimatverhältnisse“.<sup>62</sup> Von der Erzählhaltung her entpuppt der Autor sich als Moralist und Humorist,<sup>63</sup> abzulesen an den Prosabänden „Überwindung der Blitzangst“ (1971), „Ausfälle“ (1972) oder „Von den Halbschuhen der Flachländer und der Majestät der Alpen“ (1980). Im autobiographischen „Curriculum vitae“ zählt er auf, was Heimat gemeinhin ausmacht. Aber die Gegenstände und Sinneseindrücke aus dem alltäglichen Lebensumfeld lösen beim kindlichen Erzähler-Ich Angst und Befremden

---

<sup>58</sup> Alois Brandstetter, *Ausfälle. Natur- und Kunstgeschichten* (Salzburg 1972) 93

<sup>59</sup> Alois Brandstetter, *Von den Halbschuhen der Flachländer und der Majestät der Alpen. Frühe Prosa* (Salzburg/Wien 1980) 24 f.

<sup>60</sup> Ebd. 26 f.

<sup>61</sup> Ebd. 22

<sup>62</sup> Donnenberg, *Heimatliteratur in Österreich nach 1945 – rehabilitiert oder antiquiert?* 50

<sup>63</sup> Vgl. das Nachwort zu Alois Brandstetter, *Landessäure. Starke Stücke und schöne Geschichten*. Hg. v. Hans-Jürgen Schrader (Reclam Universal-Bibliothek 8335, Stuttgart 1988) 88

aus. Heimat hat nichts Idyllisches, sie erweist sich als bedrohlich und lebensfeindlich. Brandstetter kehrt hässliche, unappetitliche, ja geradezu absonderliche Züge der vielgepriesenen Ländlichkeit hervor, seine heimatkundlichen Streifzüge durch die Dörfer fördern Rückständigkeit und Engstirnigkeit zutage. „Der Maschinenpark unserer Landwirte ist auf das vortrefflichste bestellt. Doch weit hinkt das Badezimmer hinter dem Mährescher einher“, bescheinigt er in der Skizze „Hygiene und Frömmigkeit“. „Hier hat jeder Bauernhof einen ganz bestimmten, nur ihm eigentümlichen Geruch. Ich würde die Häuser mit geschlossenen Augen erkennen.“ Und weiter: „Die Pfarrer könnten vom Mundgeruch der Landwirte ein Kirchenlied singen. Manchem hat es schon seine lateinische Rede verschlagen.“ – „Es braucht keine Müllabfuhr. Das oberösterreichische Bauernhaus verdaut alles selbst, Metall inbegriffen.“<sup>64</sup> In seinen „Schwadronaden“ räsoniert Brandstetter über Umweltverschmutzung und Naturzerstörung, Zersiedelung der Landschaft und baulichen Gesichtsverlust der Dörfer, Absurditäten der Bürokratie oder kriminelle Machenschaften der Bevölkerung wie Versicherungsbetrug durch vorgebliche Heuselbstentzündung.<sup>65</sup> Die Auseinandersetzung mit dem Provinziellen vertieft Brandstetter in seinen Romanen „Zu Lasten der Briefträger“ (1974) oder „Die Mühle“ (1981), denen eine „Dialektik von Weltläufigkeit und Territorialität“ inhärent ist, indem Erzählerfiguren auftreten, die von ihrer regionalen Warte aus globale Phänomene deuten.<sup>66</sup>

Brandstetters Texte liefern auch Belege für das inzwischen gewandelte und distanzierte Verhältnis zur überlebten Heimatliteratur alten Schlages sowie das neu entwickelte Selbstverständnis als heimatbezogener Schriftsteller, der sich problembewusst mit der eigenen Zunft auseinandersetzt. Seine Prosaskizze „Tobias“ geißelt den altväterlichen Typus des dilettierenden Heimatdichters, der Anregungen im alpinen Ambiente sucht: „Jetzt sieht er sich um. Da treten die Berge zurück. Ein Gewitter zieht auf. Da bewährt sich eine Bauernregel. Eine Rauhnacht steht bevor. Die wilde Jagd hebt an, da kann man nur beten. Hei, wie die Rosse stampfen! Auf Seite 17 befindet sich ein Naturschauspiel. [...] Der Wald ist wie, die Kirche ist wie, die Glocken klingen wie. Oh, wie schön ist das alles, sagt Tobias zu sich. Er sagt Oh. O Gott, sagt Tobias. Jetzt beschleunigt er seinen Schritt. Von seinen Füßen springen die Steine weg (das kommt von den genagelten Schuhen). Leise kratzt die Feder gegen Mitternacht auf dem Papier. Das hast du schön geschrieben, sagt das teure Weib, aber nun ist Feierabend.“<sup>67</sup>

---

<sup>64</sup> Brandstetter, Von den Halbschuhen der Flachländer und der Majestät der Alpen 64-66

<sup>65</sup> Brandstetter, Ausfälle 5-30

<sup>66</sup> Vgl. Siegmund Geisler, Der Erzähler Alois Brandstetter (Beiträge zur Robert-Musil-Forschung und zur neueren österreichischen Literatur 3, St. Ingbert 1992) 120

<sup>67</sup> Brandstetter, Ausfälle 33

Doch Brandstetter begnügt sich nicht damit, das abgestandene Pathos solcher Elaborate der Lächerlichkeit preiszugeben, sondern bemüht sich im Gegenzug darum, vorbildliche und richtungweisende neue Heimatdichtung aus dem deutschsprachigen Raum zu vermitteln. Als Herausgeber der Anthologie „Daheim ist daheim“ (1973) löst er gleichsam ein Desiderat ein, das Herbert Zand ein paar Jahre zuvor schon formuliert und gefordert hat, „eine ernstzunehmende Literatur“ zu schaffen, dazu befähigt, „die Wirklichkeit dessen, was man in den Großstädten abschätzig ‚das flache Land‘ oder ‚die Provinz‘ nennt“, zu schildern.<sup>68</sup> Im Vorwort seines Buches erläutert Brandstetter dieses Anliegen, wie die auf Heimat bezogene Dichtung der Gegenwart formal und inhaltlich beschaffen sein müsse. „Wenn denn weder Betriebs- noch Ortsblindheit den Autor behindern“, schreibt er, „dann wird sich in seinem Text eine Evidenz und Stimmigkeit einstellen, die auch dem fremden und ortsunkundigen Leser unmittelbar einleuchtet. Sie erstaunt, aber befremdet nicht. Eine derartige regional-überregionale Plausibilität in der Darstellung von Land und Landsleuten kennzeichnet meines Erachtens die gute Heimatliteratur. Die angesprochene Präzision, die weder kalt ist noch kalt läßt, sondern im Gegenteil das Herz erwärmt, ließe sich vielleicht als Echtheit bezeichnen.“<sup>69</sup>

Brandstetters Definition erlaubt den Brückenschlag zu einigen Prosawerken des spät berufenen Schriftstellers Franz Rieger (1923–2005), den es aus Riedau im Innviertel nach Oftring bei Linz verschlagen hat. Bereits in den beiden ersten Romanen „Paß“ (1973) und „Die Landauer“ (1974) gibt Rieger sich als ein minutiöser Schilderer des Ereignislosen und Unspektakulären zu erkennen, eine Fähigkeit, die er in seinem dritten Roman „Feldwege“ (1976) zu wahrer Meisterschaft führt. Die Drehachse des Erzählens bildet ein bäuerlicher Sonderling, den das Warten auf den Gerichtsbescheid zur Entmündigung seiner aus der Anstalt entflohenen Ehefrau in Anspannung versetzt. Fuchs ist ein zwanghafter Beobachter, der durch genaue Wahrnehmung seiner Umwelt verändernde Vorgänge und schicksalhafte Prozesse erschließt, die sich auf ihn auswirken (könnten). Als Fährtenleser und Spurensucher vollzieht er Erkundungsgänge um den Hof oder über seinen Grund. Anhand von Eindrücken und Reflexionen macht er sich einen Reim auf Ereignisse, die sich unbemerkt vollziehen. Mit seinem Blick durch das Fenstergitter tastet er die Umgebung ab und vermisst die Kartographie seines Dunstkreises regelmäßig neu: „Der Platz am Fenster war gut und beunruhigend; er vermittelte ihm die Außenwelt; diese beunruhigte ihn nicht, solange er nur die Landschaft im Umkreis seines Blickfeldes hatte, sie rückte ihm

---

<sup>68</sup> Herbert Zand, *Träume im Spiegel. Essays* (Wien 1973) 93 f.

<sup>69</sup> *Daheim ist daheim. Neue Heimatgeschichten.* Hg. v. Alois Brandstetter (Salzburg 1973) [5]

nahe, sobald sich auf der Brücke oder auf dem Zufahrtsweg jemand oder etwas zeigte, vielmehr über die Brücke kam und den Zufahrtsweg herauf kommen konnte.“<sup>70</sup>

Das intensive Beobachten geschieht nicht aus Neugierde, sondern aus dem Bedürfnis nach Orientierung und Kontrolle, um Souveränität über sich zu erlangen. Dafür benötigt Fuchs Anhaltspunkte, die er topographisch in der Kontur der Landschaft, später auch intellektuell beim Studium der „Confessiones“ des Kirchenlehrers Augustinus findet. Die vertraute Landschaft bildet den Maßstab, darauf ist er geeicht. Deshalb wird das Umfallen eines morschen Mostbirnbaumes in einer stillen Winternacht zum bedeutsamen Ereignis, das ihn beschäftigt. Schließlich hat es Konsequenzen, dass plötzlich der „Richtungsweiser“<sup>71</sup> fehlt – Fuchs muss sein Bezugssystem umordnen und die Überreste des Baumes beseitigen.

Die Langatmigkeit des Erzählens fängt den verlangsamten Pulsschlag der winterlichen Landschaft ein, außerdem gibt sie eine Mentalität preis, die von Entschlusslosigkeit, Unsicherheit und abwartender Passivität geprägt ist. Weil Fuchs aufgrund seiner Beobachtungen überall Kausalzusammenhänge erkennt, die durch menschliche Tatkraft beeinflusst oder verändert werden, er jedoch verändernde Tätigkeit als Ablenkung oder Störung begreift, wird er mutlos und lethargisch. Das Dilemma der Tatenlosigkeit zeigt sich etwa im Hinauszögern der überfälligen Pflege einer Schonung, da dies einer sinn- und zwecklosen Arbeit gleichkäme: „Er würde es allein tun müssen, und wenn er es tat, war es dasselbe, als wenn er es nicht tat; er würde es für sich tun oder nicht tun.“<sup>72</sup>

Solche Unschlüssigkeit freilich erweist sich, wenn auch unabsichtlich, zugleich als eine bewahrende Kraft, die dem modernen Fortschrittswillen und der Umwandlung der Agrarlandschaft durch Flurbereinigung widerstrebt. Leidenschaftslos, aber mit Sachargumenten wehrt Fuchs sich gegen das „Sterben der Feldwege“ oder das Roden der Mostobstbäume: „[Diese] seien, dachte Fuchs, um den Weg zu markieren, gepflanzt worden. Man hatte in ihrem Schatten während der Feldarbeit ausgeruht, sie würden [...] die Hochfläche begrenzen, sie gegen den Nordwind schützen, die Wurzeln würden dem Boden Halt geben und die Bäume selbst die Landschaft unterteilen, und Fuchs dachte das Wort Unterteilung, die nötig sei, um das Gebiet übersichtlich zu machen.“<sup>73</sup>

---

<sup>70</sup> Franz Rieger, *Feldwege*. Roman (Wien 1976) 16 f.

<sup>71</sup> Ebd. 109

<sup>72</sup> Ebd. 69

<sup>73</sup> Ebd. 135 u. 140

Riegers Roman erzählt auch die Geschichte einer – ephemere – gegläckten Emanzipation. Denn ein Stück weit befreit Fuchs sich von seiner Befangenheit und gewinnt an Sicherheit. Einerseits gelingt ihm dies durch den Glauben an die Unverrückbarkeit der Koordinaten seines Bezugssystems, das alle von außen an ihn herangetragene Dinge relativiert, andererseits durch Erkenntnisse aus der Lektüre von Augustinus' Selbstbetrachtungen, welche er als Paradigma für die eigene Befindlichkeit begreift und ihm bei seiner Wegfindung helfen.<sup>74</sup>

In den Bestimmungs- und Abgrenzungsversuchen der heimatbezogenen Dichtung nach 1945 etabliert sich in den literaturwissenschaftlichen Diskursen jener Zeit neben anderen Begriffen die weitmaschige und daher als Definition nur bedingt taugliche Bezeichnung „Anti-Heimatliteratur“.<sup>75</sup> Konstituierend für sie sei die radikale Abwendung und Umkehrung von geläufigen Positionen hin zu einer verschärften Sichtweise, die „den ländlich-bäuerlichen Raum als kaputt denunziert“ und darauf abzielt, „eine totale und drastische Demontage aller Klischees der traditionellen Dorf- und Ländlichkeitsromantik“ vorzunehmen.<sup>76</sup> Unter den Oberösterreichern, deren Werke z. T. wenigstens jener Sparte zugerechnet werden können, gebührt dem kommunistischen Linzer Autor und Dramatiker Karl Wiesinger (1923–1991) besondere Aufmerksamkeit. Im September 1972 legt er unter dem Pseudonym Max Maetz, der ein schriftstellernder Bauer bzw. Ökonomierat aus dem Florianerland sein will, ein unkonventionelles Buch in normwidriger Orthographie und fehlerhafter Diktion vor, das durch knallbunte Graphiken der jungen Vöcklabrucker Künstlerin Veronika Fischer-Minnigerode (\* 1945) schrill wirkt. „Bauernroman. Weilling Land und Leute“ sorgt für Furore und verschafft dem Autor jene Resonanz, die er sich mit seiner medial geschickt eingefädelt Inszenierung insgeheim erhofft hat.<sup>77</sup> Ruft man sich die Entstehungsbedingungen für das zweibändige Werk in Erinnerung, wird sehr schnell klar, dass es mehr ist als ein literarischer PR-Gag zwecks Imagepolitik, der seinem Urheber nachhaltige Popularität sichern soll. Angeblich aus

---

<sup>74</sup> Zu diesem Roman siehe auch Norbert Mecklenburg, „Die Krankheit des Dorfes“. Über den Erzähler Franz Rieger. In: *Modern Austrian Literature* 15 (1982) H. 2, 43-56; Ders., *Die grünen Inseln. Zur Kritik des literarischen Heimatkomplexes* (München 1987) 211-229 u. 310; Johann Lachinger, *Das Schweigen der Landschaft. Anmerkungen zu Franz Riegers Roman „Feldwege“*. In: Franz Rieger. Hg. v. Alfred Pitterschscher (Die Rampe Porträt, Linz o. J. [1993]) 49-51

<sup>75</sup> Vgl. Ingeborg Rabenstein-Michel, *Bewältigungsinstrument Anti-Heimatliteratur*. In: *Germanica* 42 (2008) 157-169

<sup>76</sup> Koppensteiner, *Anti-Heimatliteratur in Österreich* 1 f.

<sup>77</sup> Zur Entstehungsgeschichte und zu den Hintergründen vgl. Konrad Schmidt, *Bruckner Bruder der Felder. Oder: Die kurzen aber nützlichen Leben des Max Maetz*. In: *Neue Deutsche Literatur* 23 (1975) H. 8, 36-59; Christiane Schnalzer-Beiglböck, *Karl Wiesinger (1923–1991). Eine Monographie unter besonderer Berücksichtigung der Theaterkritik* (Dipl.arbeit Univ. Wien 1995) 215-238



Verärgerung über die heimische Literaturszene, deren geschmäckerliche Präferenzen zwischen formal-stilistischer Verspieltheit und heillos rückständiger Heimattümelei schwanken, reift die Idee zur satirischen Enthüllung solcher Vorlieben.

Der Buchtitel und die (fingierten) Angaben zum Autor auf dem Umschlag sind irreführend, erwecken sie doch den Anschein einer autobiographischen Erzählung, welche die steile Karriere eines Knechtes zum Großbauern nachzeichnet, begünstigt durch erotische Abenteuer, sonderbare Unfälle und Todesfälle, aus denen er schließlich als Universalerbe umfangreichen Landbesitzes hervorgeht. „Angeboten wird hier augenscheinlich nicht eine fiktionale Handlung, sondern naiv direkte Enthüllung der Realität bäuerlichen Lebens unserer Zeit; als Erstlingswerk eines ungebildeten Bauernknechts deklariert, verheißt es einer bürgerlichen Leserschaft authentische Einblicke, verspricht, ohne Scheu vor Tabus die Geheimnisse einer bislang schriftstellerisch nicht hervorgetretenen Bevölkerungsschicht sinnlich vor Augen zu führen.“<sup>78</sup> Was Wiesinger freilich im Roman bzw. mit seiner als „Großbraumaktion“ bezeichneten Inszenierung des sich avantgardistisch gebärdenden Schriftstellers Maetz transparent macht, sind die Mechanismen und Begleitumstände, die ein dichterisches Talent befördern, sowie die Produktionsbedingungen des literarischen Marktes, der nach quotenträchtigen, unverbrauchten Autoren giert. Maetz' Erweckungserlebnis vollzieht sich in der nahen Landeshauptstadt, die ihm suggeriert, Weltläufigkeit erworben zu haben, aber im Grunde bleibt er in der Bannmeile seines heimatlichen Kirchturm-Horizontes gefangen: „in linz haben sie mir gezeigt daß die welt größer ist und nicht nur aus vulgo knarrer und zeilinger schreibmüller somzee besteht nicht nur aus jägern treibern arbeitern [...] und geglaubt hab daß die welt nur aus heiligen sankt florianen besteht und aus mißlungene pumeringüssen und aus hubertus und putz und weinbauern und kukurzbauern und wildbretessen im herbst auf teufel komm raus“. Sein Ehrgeiz spornt ihn zur Erfüllung des Traumes wohl jeden erfolgreichen Vertreters der schreibenden Zunft an, „einmal auf der frankfurter buchmesse [zu] sein und ein buch von mir ist ausgestellt“.<sup>79</sup>

Der Roman erweist sich als eine Kette aneinandergereihter Episoden aus dem turbulent verlaufenden Leben des schrägen Vogels Maetz, der Impressionen aus seiner Umgebung wie ein intellektueller Schwamm aufsaugt und das Gebaren rundum geistig filtert. Dabei fördert er Ungereimtes zutage,

---

<sup>78</sup> Uwe Baur, Von der Herstellung eines „Autors“. Zur Funktion des autobiographischen Ich-Erzählers im *Bauernroman* Karl Wiesingers. In: Die Andere Welt. Aspekte der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Hellmuth Himmel zum 60. Geburtstag. Hg. v. Kurt Bartsch u. a. (Bern/München 1979) 361

<sup>79</sup> Max Maetz (d. i. Karl Wiesinger), *Bauernroman*. Weilling Land und Leute (Broschur 39-40, Düsseldorf 1972) 12 f.

Verstörendes geradezu, das die so gerne und arglos als Idylle beschworene bäuerliche Sphäre in ein schiefes Licht rückt. Es sind Reflexe, entstellt wie in einem Zerrspiegel, der mittels Verfremdung und grotesker Überzeichnung verborgene Wahrheiten hervorkehrt – die Schattenseiten der Heimat sozusagen. Antiquierte Denkart, gestrige Gesinnungen und tagespolitische Lagermentalität regieren den dörflichen Mikrokosmos von Weilling, wo eine geradezu sinnliche Lust an Unterdrückung und Vernichtung herrscht, etwa wenn die vermögende Tante feucht-fröhlich und unmerklich mit einem Pflanzenschutzmittel vergiftet wird. Der vom Ich-Erzähler ausgelebte Hedonismus konterkariert die prude, verklemmte Sexualmoral und Bigotterie, stockkonservative Attitüden prallen mit progressiven Elementen und dem Reformwillen der katholischen Kirche im Schlepptau des Zweiten Vatikanischen Konzils zusammen. Die Moderne- und Fortschrittsfeindlichkeit entlädt sich in dumpfen Äußerungen, die das Fortwirken der immer noch virulenten „Schmutz-und-Schund“-Debatte der Nachkriegsjahre anzeigen: „es war eine moderne messe und der pfarrer war wegen der musik ziemlich aus dem häusel und der bauer ist es noch immer jetzt scho negermusi in unseren gottshäusern die welt steht nimmer lang und ein florianer knabenkor hat jazz gesungen und alle waren wirklich entsetzt“.<sup>80</sup> Hinzu treten Fremdenhass, Konkurrenzneid, Chauvinismus sowie die Diskriminierung von Frauen und Ausländern, die auf (Sexual-)Objekte reduziert werden, über die man finanziell und physisch Verfügungsgewalt ausübt: „überall diese fremden [...] in der roten industrie da mags ja noch angehen aber auf dem land in der landwirtschaft die schwarz ist und fromm und sitten hat da sollts nicht so weit sein daß die leut bikassos und nackerte an die wand hängen und die dirndl mit ausländern schlafen wie stehen wir denn dann da wie schau mir denn aus als ob wir keinen hätten der“.<sup>81</sup>

Die Selbstironie zwingt Maetz dazu, seine Person von harschen Tönen nicht auszunehmen, und so gerät er bei der Sonntagsjause, wo er bäuerlichen Stolz und berufliche Souveränität zur Schau stellt, ins Fadenkreuz der Kritik. Der weltanschauliche Disput straft nicht nur seine Eitelkeit Lügen, sondern überführt auch die von Maetz für sich in Anspruch genommene Reputation, ein unabhängiger Landwirt zu sein, als Chimäre. Vielmehr unterliegt er ökonomischen Zwängen und Vorschreibungen durch Kartelle, wobei die ideologischen Grenzen zwischen freier Marktwirtschaft und kommunistischer Planwirtschaft verschwimmen: „erzähl mir nix vom freien bauern daß ich net lach ihr müßts doch immer anfragen und bitten was ihr anbauen dürft und ihr seids doch genau eingepflanzt in die kapitalistische wirtschaft freie sklaven mit bezahlung und wer von eurer arbeit verdient das sind die händler

---

<sup>80</sup> Ebd. 37 f.

<sup>81</sup> Ebd. 60

zuckerbarone käskonzerne [...] und ohne stützungen ginget ihr auf dem land alle zugrund wie kann man das frei nennen wo alles subventioniert werden muß [...] und wenss noch halbwegs geht heute dann nur weil sie den sozialismus fürchten und ihn darum nachmachen mit lenkung straffung planung und wer nicht mittut fliegt oder wird übertölpelt gegen seine eigenen interessen und die gesetze von anbebot und nachfrage sind längst dahin“.<sup>82</sup>

Die agrarisch strukturierte Heimat bietet emotional keine Geborgen- und existenziell keine Sicherheit mehr, sie ist fragwürdig und brüchig geworden durch die umkrempehenden Veränderungen, die ihre Auflösung beschleunigen und das Berufsethos des bäuerlichen Standes untergraben. Dahinter steckt die Erkenntnis, „daß eine autonome Welt der bäuerlichen Kultur, ein geschlossener bäuerlicher Raum nicht mehr möglich sind.“<sup>83</sup> Wiesingers Roman spiegelt nicht zuletzt die stürmische Entwicklung der Region zum Ballungsraum wider, wodurch die vormals bedeutsamen Gegensätze von Stadt und Land obsolet werden.<sup>84</sup> Topographisch entsteht ein hybrides Gebilde, für das die Vermischung, die Parallelität beider Elemente prägend wird. Dieser Umschichtungsprozess zeigt sich sprachlich in der Verballhornung bäuerlich-mundartlicher und urban-zeitgeistiger Ausdrucksweise des Max Maetz, der chamäleonartig auf seine schillernde Umgebung reagiert und vielförmige Identitäten auszufüllen versucht.

Die Sichtung heimatbezogener Dichtung wäre unvollständig, ließe man hierbei Thomas Bernhard (1931–1989) außer Acht, der durch etliche Texte mit der oberösterreichischen Wahlheimat eng verbunden ist. Anlässlich einer Rezension des Romanes „Verstörung“ (1967) für das Hamburger Wochenblatt „Die Zeit“ bezeichnet der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki Bernhard als „österreichische[n] Heimatchichter“ wider Willen und bescheinigt dem Autor ein geradezu „aggressive[s] Verhältnis zur heimatlichen Umwelt“, das als schreibschöpferische Triebfeder fungiert.<sup>85</sup> Dass Bernhard mit solcher Etikettierung wenig Freude hat, überrascht kaum. Noch im September desselben Jahres wehrt er sich in seiner Korrespondenz mit dem Journalisten Hans Rochelt gegen die als Zumutung empfundene Titulierung „Hei-

---

<sup>82</sup> Ebd. 106 f.

<sup>83</sup> Andrea Kunne, Heimatromane postmodern. Zur Transformation einer Gattung am Beispiel von Reinhard P. Gruber, Gert Jonke und Max Maetz. In: Heimat und Heimatliteratur in Vergangenheit und Gegenwart. Hg. v. Hubert Orłowski (Poznań 1993) 109

<sup>84</sup> Vgl. dazu auch Andrea Kunne, Heimat im Roman: Last oder Lust? Transformationen eines Genres in der österreichischen Nachkriegsliteratur (Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 95, Amsterdam/Atlanta 1991) 163

<sup>85</sup> Marcel Reich-Ranicki, Konfessionen eines Besessenen. Die Zeit 28.4.1967. Zit. nach Marcel Reich-Ranicki, Thomas Bernhard. Aufsätze und Reden (Zürich 1990) 14

matschriftsteller“, die „ihm Übelkeit“ bereite.<sup>86</sup> Zu dieser Zeit liegen Bernhards erste dichterische Gehversuche, die er zunächst noch an der künstlerischen Hand seines Großvaters, dem Henndorfer Schriftsteller Johannes Freumbichler (1881–1949), unternommen hat, weit zurück – damit auch die Erinnerung an seine frühe Lyrik und Prosa, die inhaltlich und motivisch jenes Sujet berühren, das er jetzt so vehement ablehnt. Etwa bis zur Mitte der Fünfzigerjahre unterhält Bernhard ein ungetrübtes Verhältnis zu seiner Heimat, er bejaht und verherrlicht das bäuerliche Umfeld des Flachgaves, wobei sich in die positiv-idyllische Darstellung vereinzelt skeptisch-elegische Züge oder Vanitas-Gedanken mischen. Nach dem Tod Freumbichlers und der Mutter Bernhards aber verliert sich diese topographische Bezogenheit. Die unbeschwerte Sicht weicht Gefühlen von Entwurzelung und Verlorenheit sowie der Sehnsucht nach der Kindheitsheimat. Selbst wenn Bernhard in seinen Gedichten, Erzählungen oder im Schriftverkehr z. T. noch bis in die Sechzigerjahre an Gepflogenheiten der Heimatdichtung festhält, verläuft die Entwicklung entgegengesetzt. Allmählich substituiert Bernhard das Weichbild Salzburgs durch Österreich und verlegt sich von der Affirmation der Regionalheimat auf eine vielfältige, durchaus auch humorvolle Allgemeinkritik der Alpenrepublik.<sup>87</sup>

1963 veröffentlicht Bernhard seinen aufsehenerregenden Debütroman „Frost“, im selben Jahr übrigens, als Marlen Haushofers (1920–1970) Erzählbericht „Die Wand“ erscheint. Beide Werke verschwistert der Umstand, dass sie die seinerzeitige „gesellschaftlich-historische Situation reflektieren und zugleich einen Bruch mit den – am stärksten in der Heimatliteratur verankerten – traditionellen Erzählkonzepten bedeuten.“<sup>88</sup> Diese Romane berühren einander in der Wahl des Schauplatzes: Haushofer verlegt das Geschehen in eine anonyme Talschlucht des Sengsengebirges, wo sie aufgewachsen ist, während Bernhard seine autobiographisch gefärbte Schilderung in einem Pongauer Bergweiler ansiedelt. Da wie dort werden die Protagonis-

<sup>86</sup> Vgl. Maria Fialik, „Heimatschriftsteller [...], das Wort allein verursacht mir Übelkeit!“. Thomas Bernhards Ambivalenz, rekonstruiert aus unveröffentlichten Briefen. In: Der „Heimatsdichter“ Thomas Bernhard. Hg. v. Ilija Dürhammer und Pia Janke (Wien 1999) 124

<sup>87</sup> Vgl. dazu Hans Höller, Thomas Bernhard (rowohlts monographien 504, Reinbek bei Hamburg 1994) 34-67; Manfred Mittermayer, „Aufzuwachen und ein Haus zu haben.“ Thomas Bernhards „Heimatkomplex“ in frühen und frühesten Texten. In: Ferne Heimat – Nahe Fremde. Bei Dichtern und Nachdenkern. Hg. v. Eduard Beutner und Karlheinz Rossbacher (Würzburg 2008) 19-27; Ilija Dürhammer, „In das Dorf muß ich zurück, das mein Heimweh mißbrauchte“. Bernhards Heimatlyrik und zwei „vorbildliche“ Lyrikerinnen. In: Der „Heimatsdichter“ Thomas Bernhard 57-63; Fialik, „Heimatschriftsteller [...], das Wort allein verursacht mir Übelkeit!“ 119 f. u. 126. Zu Bernhards kritischer Sicht seines Heimatlandes siehe die jüngst publizierte Dissertation von Gregor Thuswaldner, *Morbus Austriacus. Thomas Bernhards Österreichkritik (Zur neueren Literatur Österreichs)* 23, Wien 2011)

<sup>88</sup> Bernhard Judex, Blick aus der Mansarde. Marlen Haushofer im Kontext der österreichischen Literatur der 1950er und 1960er Jahre. In: Marlen Haushofer 1920–1970. Ich möchte wissen, wo ich hingekommen bin! Hg. v. Christa Gürtler (Literatur im StifterHaus 23, Linz 2010) 23

ten in hermetisch abgeschlossenen Landschaftsformationen regelrecht eingesperrt und den Unbilden der (auch menschlichen) Natur überlassen. Die lebensfeindliche Bergwelt konfrontiert sie mit leidvollen Grenzerfahrungen und existenzialistischen Fragen. Dazu gehört auch das Fremdwerden von Heimat, der Verlust von Beheimatetsein infolge einer von historischen Ereignissen zerfurchten und zeitgeschichtlich kontaminierten Landschaft.

Bernhard klagt in „Frost“ die Funktionalisierung von Heimat an, die ein Wert- und Bezugssystem verkörpert, das durch mannigfache Usurpation sinnentleert und pervertiert wird. Er spricht dem Bauerntum bzw. der agrarisch geformten Landschaft die von der Heimatliteratur traditionell für sich beanspruchten rustikalen Werte ab und stuft Bodenständigkeit als weltanschaulich überstrapaziertes Auslaufmodell ein: „Das Land ist kein Quellbezirk mehr, nur noch eine Fundgrube für Brutalität und Schwachsinn, für Unzucht und Größenwahn, für Meineid und Totschlag, für systematisches Absterben!“<sup>89</sup> Indes stellt er eine durch den Nationalsozialismus verdorbene ländliche Bevölkerung fest, die sich gegenüber der Blut-und-Boden-Ideologie als nicht immun erwiesen habe und der politischen Mär von der heimatlischen Scholle aufgefressen sei. „Erbe, Erde, was war das immer?“, grübelt der Maler Strauch über deren hehre Begriffe, um sie schließlich zu verwerfen: „Nein, das war nie etwas anderes als Kolportage!“<sup>90</sup>

Bernhards Naturbegriff ist doppeldeutig und schwankend, es bleibt unentschieden, ob die Natur die Menschen zu(grunde)richtet oder umgekehrt. Die Wiedergabe der Landschaft erweist sich als ein intellektuelles Gespinnst, als ein Knäuel aus höchst subjektiven Empfindungen und extrem zugespitzten Sichtweisen. Die Reflexionen Strauchs enthüllen kein reales Abbild der Umwelt, sondern eine bizarr anmutende „Phantasmagorie seiner Vorstellung“<sup>91</sup> von der ihn umschließenden Gebirgsnatur. Die heimliche Erwartung von einer guten, heil(end)en Heimat wird Lügen gestraft und als Klischee entlarvt, denn sie trägt den Keim der Schlechtigkeit, des Verbrecherischen sowie des Grauens in sich. Die Bewohner als ihre Geschöpfe sind Produkte dieser Determinismen und agieren folgerichtig so, wie sie ihre pathologische Umgebung geformt hat. Strauch bringt das Wesen dieser morbiden Natur, deren Leitmotiv der Tod bildet, auf den Nenner: „Sie ist häßlich und droht und ist voll böser Erinnerungspartikeln, eine den Menschen zerzausende Landschaft. [...] Unablässige böartige Hohlwege, da Risse, Flecke, zerrauf-

---

<sup>89</sup> Thomas Bernhard, *Frost*. Hg. v. Martin Huber und Wendelin Schmidt-Dengler (Werke 1, Frankfurt am Main 2003) 163

<sup>90</sup> Ebd.; vgl. auch Johann Lachinger, „Provinz“ und Hochliteratur am Beispiel Thomas Bernhards (edition philosophisch-literarische reihe, Linz 2001) unpag. [15]

<sup>91</sup> Peter Rusterholz, *Portrait Thomas Bernhards*. In: *Deutsche Literatur zwischen 1945 und 1995. Eine Sozialgeschichte*. Hg. v. Horst Albert Glaser (Uni-Taschenbücher 1981, Bern/Stuttgart/Wien 1997) 457

te Gebüsch, zerborstene Baumstämme. Alles feindliche Haltung. Und rücksichtslos.“<sup>92</sup>

Das Regionale freilich bleibt stets ein austauschbarer Mosaikstein innerhalb des riesigen Gedanken-Puzzles Österreich, bei dem Bernhards Überlegungen retardierend um die heimische Provinzialität kreisen, für die er Parameter sowohl im Ländlichen als auch im Städtischen ausfindig macht. Ähnlich wie die Natur zeigt sich die Provinz ebenfalls zwiespältig: Sie erweist sich überall dort als negativ, wo sie das Ich, die menschliche Genialität an der Entfaltung hindert, gefangen hält oder stagnieren lässt – wenn sie sich als Refugium des sprichwörtlichen Hinterwäldlers präsentiert. Vermeintlich positiver wirkt sie, wenn sie als Möglichkeit für den Rückzug, als potenzielles Exil für Geistesarbeiter bzw. Künstlertypen erwogen oder aber mit distanzierender Absicht als oppositionelle Alternativexistenz zur Metropole gesehen wird, wo Begabungen verkümmern oder systematisch vernichtet würden.

Diesbezügliche Vorwürfe klingen im Roman „Holzfällen. Eine Erregung“ (1984) an, wo Bernhard mit den geographischen Punkten Wien und Kilb ein Spannungsfeld zwischen „*Großstadtmorast* und *Landidylle*“<sup>93</sup> absteckt, dessen Schnittlinien in der Frauengestalt Joana zusammenlaufen. Sie geht an Konflikten, die aus jenem unauflösbaren Widerspruch resultieren, zugrunde und befreit sich davon durch Selbstmord. Sie ist ein Opfer jener Wiener „Genievernichtungsmaschine“ oder „Talentezertrümmerungsanstalt“<sup>94</sup>, die allerdings genauso unerbittlich Mittelmäßigkeit und Spießertum zur Strecke bringt, das der vorgeblich kultivierte und einen Künstlerkreis um sich scharende Auersberger versinnbildlicht. Der Provinzmief lässt sich weder abstreifen noch verbergen, schlimmer noch: Jeder Versuch, ihm zu entfliehen, den engen Gesichtskreis zu erweitern oder sich hinter Bildung, Kunst und Gesellschaftsleben als Attitüden zu verbergen, wird sanktioniert. Im Gegenteil wird die Provinzialität durch die Camouflage noch aufdringlicher, ebenso wenn urbane und dörfliche Sphäre miteinander kollidieren wie beim Begräbnis Joanas, wo die angereisten Trauergäste als Popanz gleichsam auf der Bühne eines schäbigen Theaterstückes agieren. „Die Kilber hatten aber alle vernünftige Kleidungsstücke angehabt, nur die Leute aus Wien nicht, sie sind auch alle naß geworden und die, die in Pelzmänteln gekommen waren [...], hatten sich nicht nur durch ihre auftrumpfenden Pelzmäntel grotesk und lächerlich, sondern auch gleich durch den Regen schmierig gemacht; auf all ihren Pelzmänteln hatte sich bald eine schmutzige Sauce gebildet, die an ihnen herunterrann. Ihre aufgespannten Regenschirme waren

---

<sup>92</sup> Bernhard, Frost 202 f.

<sup>93</sup> Thomas Bernhard, *Holzfallen. Eine Erregung*. Hg. v. Martin Huber und Wendelin Schmidt-Dengler (Werke 7, Frankfurt am Main 2007) 23

<sup>94</sup> Ebd. 62

bald von einem Windstoß, der [...] aus dem Gebirge über die Gräber gestoßen war, umgestülpt, zerbrochen und unbrauchbar gemacht. Wie immer bei solchen Gelegenheiten [...] hielt ein Pfarrer eine unappetitliche Rede. [...] Er hatte ein Gesicht, wie es kleine Beamte in Marktgemeindeämtern haben, kein typisches Bauerngesicht; auch wenn wir in ländliche Lagerhäuser eintreten und nach einem Hammer oder nach einer Hacke fragen, nach Gummistiefeln oder nach Ausreibefetzen, schauen wir in ein solches Gesicht, dachte ich auf dem Ohrensessel, ein verschlagenes, ein mißtrauisches Gesicht, in welches wir nur die kürzeste Zeit zu schauen wagen.“<sup>95</sup>

Bernhards intellektuelle Eigenbrötler oder aus bürgerlicher Sicht verkrachte Existenzen treten die Flucht in die ländliche Abgeschiedenheit an, um dort – Ironie des Schicksals – in der Regel (neuerlich) zu scheitern. Ein solcher Versager ist Konrad, Hauptfigur im 1970 erschienenen Roman „Das Kalkwerk“, der nach einer Odyssee mit seiner Frau hierher kommt, weil er glaubt, den geeigneten Ort zur Durchführung seiner Gehörstudie gefunden zu haben. Trotz aller Anstrengung und Disziplin, die in Fanatismus und Obsession ausarten, erleidet er Schiffbruch, verhöhnt von seiner Gattin, dem Studienobjekt, die sich den traktierenden Übungen entzieht und den wissenschaftlichen Anspruch Konrads ad absurdum führt. Die Ursachen für Konrads Niederlage sind nicht bloß auf Vermessenheit, Überforderung oder Schwäche zurückzuführen, vielmehr ist es die Provinz selbst, die seine Ambitionen stets durchkreuzt und schließlich zu Fall bringt. Das abweisende Gebäude, sein Geistesbunker, schützt Konrad nicht davor, gestört zu werden. Er unterliegt dem Trugschluss, im Kalkwerk gäbe es keinerlei Gelegenheiten zur Ablenkung, die ihn von seiner Arbeit abhalten würden. Doch die Umgebung dringt ständig in das Bauwerk ein, sie macht sich akustisch, visuell und auch haptisch bemerkbar. Die Verwirklichung der Studie scheitert an alltäglichen Banalitäten aus dem von Konrad gemiedenen Umkreis – an Lärm erzeugenden bäuerlichen Verrichtungen, an Belästigungen durch Besucher oder an Ereignissen, die seine Aufmerksamkeit wider Willen beanspruchen.

Das Ausweichen vor anziehenden Orten, die Wahl einer unattraktiven Stätte sind letztlich zwecklos. Der Schutzpanzer des Industriegebäudes erweist sich als machtlos angesichts jener Mechanismen und Wirkkräfte, welche die Gegend auf das in sie integrierte Kalkwerk ausübt. Die „schöne Landschaft“, vor der Konrad sich zu retten hofft, holt ihn ein, sie wirkt subversiv und veranlasst den Heimatflüchtling zur Resignation. An der Vorstellung, dass ganz Österreich ein einziger Locus amoenus sei, entzündet sich sein Unmut und er schließt auf die geistige Verfassung des Landes: „hier, in Österreich, habe sich [...] noch jedes Genie verplempert, das Außergewöhn-

---

<sup>95</sup> Ebd. 69 f.

liche immer selbst vernichtet, sich das sogenannte Schöpferische von Naturschönheit morden lassen. Ein Friedhof der Ideen und eine perverse Öde der abgeblasenen Höhenflüge sei unser Land, durch seine Schönheit Heimat uns, nichts als fortwährendes Scheitern, Erniedrigen, Unterschlagen der Größe.“<sup>96</sup>

Auch die oberösterreichische Topographie benutzt Bernhard wiederholt als eine Art Reservoir für seine Werke, aus dem er Handlungsorte und Bezeichnungen für Personen schöpft. In seine Texte flicht er mitunter sprechende Namen ein, etwa Ungenach in der gleichnamigen Erzählung aus dem Jahr 1968 und Wolfsegg im Roman „Auslöschung. Ein Zerfall“ (1986), oder solche, deren Kontextualisierung bzw. merkwürdiger Klang unfreiwillige Komik verursachen, wie im Stück „Der Theatermacher“ (1984). Zweifellos erlauben sie bestimmte Assoziationen, wenngleich das Lokalkolorit von Bernhard nicht unbedingt gesucht ist und dem Autor wohl an „einer allzu eng wörtlichen Identifizierung des namentlich umschriebenen Schauplatzes“ nicht gelegen sein dürfte.<sup>97</sup> Vielmehr sind sie allgemeingültig und dienen als Chiffren eben für jenen Provinzhorizont, an dessen Borniertheit und Bedrücktheit die Erzähler-Protagonisten in Bernhards Prosa verzweifeln. Um nur ein Beispiel zu geben: Die Ortschaft Altensam in Bernhards Roman „Korrektur“ (1975) wird zum Synonym für den Geisteszustand Roithamers, der dem hier herrschenden „Absterbensprozeß“ verfallen sei, da er die Heimat, „das Geisteszerstörende und das Kopfaushöhlende“, niemals verlassen habe. Gleichzeitig aber repräsentiert er damit als ein untergeordneter Teil eines höheren Ganzen sein Vaterland, in dem ihn „alles immerfort niederdrückt“, wo er stets „dem gemeinen Mißverständnis und der gemeinen Verleumdung ausgesetzt, und also zum Niedergang und also zum Tode, und also der Vernichtung seiner Existenz ausgesetzt ist.“<sup>98</sup>

Zu einer generell positiven Sicht der Provinz kann Bernhard sich jedenfalls nicht durchringen oder ihr gar „emanzipatorisches Potenzial gegen die hegemoniale Kultur der Machtzentren“ beimessen, obwohl sich während der Siebziger- und Achtzigerjahre unter dem Eindruck von Zentralisierung und zunehmender Gleichförmigkeit in Bezug auf Heimat ein Verständniswandel und damit eine gewisse Trendwende innerhalb der deutschen Literatur abzeichnet.<sup>99</sup> Bernhard behält seine Vorbehalte bei, ebenso die Schärfe, mit der

---

<sup>96</sup> Thomas Bernhard, *Das Kalkwerk*. Roman. Hg. v. Renate Langer (Werke 3, Frankfurt am Main 2004) 185

<sup>97</sup> Alfred Barthofer, *Die Sprache der Natur*. Anmerkungen zur Natur und Naturdarstellung bei Adalbert Stifter und Thomas Bernhard. In: *VASILO* 35 (1986) 214

<sup>98</sup> Thomas Bernhard, *Korrektur*. Roman. Hg. v. Martin Huber und Wendelin Schmidt-Dengler (Werke 4, Frankfurt am Main 2005) 28 f.

<sup>99</sup> Vgl. Helge Drafz, *Heimatkunde als Weltkunde*. Provinz und Literatur in den achtziger Jahren. In: *Neue Generation – neues Erzählen*. Deutsche Prosa-Literatur der achtziger Jahre. Hg. v. Walter Delabar – Werner Jung – Ingrid Pergande (Opladen 1993) 82



er gegen die mannigfaltigen Ausgeburten des Provinziellen ätzt. Reger, die rhetorische Hauptfigur im Kunstdisput „Alte Meister“ von 1985, versteigt sich in seiner Schmährede sogar zu der Behauptung, die heimische Provinz sei grundsätzlich außerstande, wahre Talente hervorzubringen und diesbezüglich unfruchtbar. Als Beweis für sein anmaßendes Urteil nennt er die Prosa Adalbert Stifters, dieses literarischen Säulenheiligen Oberösterreichs, dem Reger jegliche künstlerische Bedeutung abspricht: „Es wäre ja auch undenkbar, daß aus dem kleinbürgerlichen Provinzloch Linz, das seit Keplers Zeiten ein tatsächlich zum Himmel schreiendes Provinzloch geblieben ist [...], auf einmal ein Genie hervorgegangen wäre, als welches doch Stifter allgemein bezeichnet wird. Stifter ist kein Genie, Stifter ist ein verkrampft lebender Philister und ein ebenso verkrampft schreibender muffiger Kleinbürger als Schulmann“ –, um seine Invektive mit Anton Bruckner abzurunden: „Armes Oberösterreich, sagte er, das tatsächlich glaubt, zwei der größten Genies hervorgebracht zu haben, während es doch nur zwei maßlos überschätzte Blindgänger erzeugt hat, einen literarischen und einen kompositorischen.“<sup>100</sup>

Abschließend bleibt noch ein kurzer Blick auf das letzte Dezennium des 20. Jahrhunderts. Als sicherlich bedeutendste und vielleicht auch ehrgeizigste Arbeit aus dem Spektrum der heimatbezogenen Dichtung Oberösterreichs der Neunzigerjahre darf ein rund tausendseitiges Epos gelten, welches den Dramatiker, Erzähler, Hörspiel- und Filmautor Friedrich Ch. Zauner (\* 1936) als gewichtigen Romanautor ausweist. Schon 1981 hat der aus Rainbach im Innkreis stammende und dort wirkende Schriftsteller mit „Dort oben im Wald bei diesen Leuten“ eine Talentprobe in dieser Gattung gegeben und darüber hinaus thematisch den Grundstock gelegt für sein nunmehr vierbändiges Werk „Das Ende der Ewigkeit“. Anhand dieser Tetralogie – „Im Schatten der Maulwurfshügel“ (1992), „Und die Fische sind stumm“ (1993), „Früchte vom Taubenbaum“ (1994), „Heiser wie Dohlen“ (1996) –, vom Grünbacher Verleger Franz Steinmaßl in der Edition Geschichte der Heimat herausgebracht, gestaltet Zauner mit den Worten des Salzburger Schriftstellers Karl-Markus Gauß die „literarische Chronik eines Innviertler Winkels“.<sup>101</sup> Wenn er hierfür auf das Sujet des bäuerlichen Heimatromanes zurückgreift, geschieht dies keineswegs aus Epigonentum oder gar, um die Textsorte zu reanimieren, sondern ist Ausdruck einer Erzählhaltung, die sich auf Tradition beruft, freilich nicht ohne auf eine Neubewertung und geänder-

---

<sup>100</sup> Thomas Bernhard, *Alte Meister*. Komödie. Hg. v. Martin Huber und Wendelin Schmid-Dengler (Werke 8, Frankfurt am Main 2008) 48 u. 50

<sup>101</sup> Karl-Markus Gauß, „Das Ende der Ewigkeit“. Friedrich Ch. Zauners literarische Chronik des Innviertels. In: *Das Innviertel. Porträt einer kulturellen Region*. Hg. v. A. Pindelski (Steyr 1998) 43. Zum Autor siehe das Themenheft Friedrich Ch. Zauner. Hg. v. Walter Kohl (Die Rampe Porträt, Linz o. J. [1996])

te Deutungsabsicht des Genres zu verzichten.<sup>102</sup> Das wissenschaftliche Interesse des Historikers Zauner verbindet sich mit der Fabulierlust und Gestaltungsfreude des Schriftstellers. Er verwendet den klassischen Heimatroman gleichsam als motivischen Steinbruch, dem er Bausteine entnimmt, sie jedoch nicht einfach als Versatzstücke montiert, sondern neu interpretiert. Ästhetisch entlockt Zauner durch Verbindung essayistischer Elemente mit sachlich-analytischen Erzählformen, durch ironisch-humoristische Einschläge und fein abgestimmtes Sprachkolorit dem Text unnachahmliche Wirkung.

Das ambitionierte Unterfangen, anhand der auf vierzig Jahre verteilten Historie eines fiktiven Dorfes am Rande des Sauwaldes ein Stück authentischer Heimat- und zugleich Weltgeschichte zu gestalten, ist in der deutschsprachigen Literatur, methodisch und vom Anliegen her, mit Horst Bieneks Zyklus „Gleitwitz. Eine oberschlesische Chronik in vier Romanen“ (1975–1982) oder Erwin Strittmatters Lausitzer Roman-Dreiteiler „Der Laden“ (1983–1992) zu vergleichen. Dieses sind Rekonstruktionsversuche exakt abgegrenzter Epochen mit sämtlichen dahintersteckenden politischen, sozialen oder ökonomischen Gegebenheiten. Zauner lässt den kaum beachteten Alltag eines längst zerbrochenen Gesellschaftsgefüges wiedererstehen, er erzählt quasi Geschichte von unten: Innerhalb des dörflichen Erzählmodells zeichnet er das Schicksal des in der Silvesternacht 1899 ausgesetzten Maurits Findel nach, dem Integration und Aufstieg als Außenseiter innerhalb der bäuerlich-patriarchalisch strukturierten Welt dauerhaft kein Glück bringen. Aufgrund einer Wette um die politischen Machtverhältnisse im Land verliert er im März 1938 den mühsam geschaffenen Besitz an den nationalsozialistischen Großbauern Hölzerreiter.

Beim Versuch, ein Resümee über fast hundert Jahre oberösterreichischer Heimatdichtung zu ziehen, fällt vor allem ins Gewicht, dass durch die Öffnung für Experimente und Innovationen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der vormals bestehende Antagonismus zwischen Heimatliteratur und Moderne endgültig überwunden werden kann. Die auf Heimat fixierte Dichtkunst hat in thematischer, stofflicher, struktureller oder sprachlicher Hinsicht grundlegende Veränderungen und inhaltlich Erweiterungen erfahren. Dieser Prozess ist natürlich keinesfalls abgeschlossen; Heimatliteratur wird auch künftig, möglicherweise sogar noch stärker als bisher, Überformungen ausgesetzt sein und dabei ihr Erscheinungsbild permanent wandeln. „Man kann diesen ‚Wandel‘ als Auflösung der (traditionellen) Grundmuster und als Endphase der Heimatliteratur interpretieren – oder als Aufbruch

---

<sup>102</sup> Selçuk Ünlü, Das Dorf bei Karin Brandauer und Friedrich Ch. Zauner. Parallelen zwischen Karin Brandauers Film „Im Sauwald“ und Friedrich Ch. Zauners Romantetralogie „Das Ende der Ewigkeit“. In: Gesammelte Arbeiten über Friedrich Ch. Zauner der Germanistischen Abteilung an der Selçuk Universität Konya. Hg. v. Selçuk Ünlü (Konya 1999) 12

erstarrter Modelle und Eröffnung neuer Möglichkeiten, die Erfahrung von Heimat (und Heimatlosigkeit) zu thematisieren und zu gestalten.“<sup>103</sup> Unter den Vorzeichen der Postmoderne und in einer Zeit, in der die Welt immer mehr zum „globalen Dorf“ schrumpft, während sie im Gegenzug immer stärker in virtuelle Räume auswächst, sichert sie sich auf diese Weise den Fortbestand. Durch die Auflösung von Zeit, Ort und Handlung mutiert Heimat zu einem Geflecht subjektiver Assoziationen und Visionen. Christoph Ransmayrs Roman „Morbus Kitahara“, 1995 entstanden, zeigt, welche Richtung die auf Heimat bezogene Dichtung im übertragenen Sinn einschlagen könnte: Heimat wird symbolisch und abstrakt.

---

<sup>103</sup> Donnenberg, Heimatliteratur in Österreich nach 1945 – rehabilitiert oder antiquiert? 51



Siegfried Kristöfl

## HEIMATFORSCHUNG<sup>1</sup>

*„Heimat ist, so schilderte es der Volksschullehrer, der Ort des Brauchtums, der Gebete, der Bewahrung. (...) Diese vermittelte Vorstellung von Heimat, die so schützend und beruhigend war, wurde mir entzogen durch das, was ich sah und erlebte. (...) Dieser Widerspruch zwischen Heimatvorstellung und Heimatwirklichkeit, oder besser gesagt, meine Unfähigkeit, ihn zu verstehen und zu deuten, machten mich heimatlos.“<sup>2</sup>*

### 1

Heimatsforschung im oberösterreichischen 20. Jahrhundert: Sie war einmal eine Selbstverständlichkeit, für einen gewichtigen Teil des Landes eine Notwendigkeit, eine Zeit lang das geeignetste Mittel zum Zweck, letztendlich für die Mehrheit nur Liebhaberei oder Spleen. Heimatsforschung war auch eine Haltung, ein bestimmtes Gütesiegel, ein Chiffre für Geschichtsbewusstsein.

„Das Erforschen des längst Vergangenen in der Natur- und Menschheitsgeschichte bezeichnen wir als *Heimatkunde*, das Wort im weitesten Sinn gefasst (...) zerfällt in Landschaftskunde (...), in *Heimatgeschichte*, *Volkskunde* und *Kunstgeschichte*.“<sup>3</sup> So lautete die Definition von *Heimatsforschung* auf einer sogenannten *Heimattagung* in Braunau im August 1920. Das Publikum dieser mehrtägigen Veranstaltung waren Bürger aus Städten dies- und jenseits des Inns, begeistert von der Idee, das Gemeinsame im Deutschen zu belegen und zu kommunizieren.

---

<sup>1</sup> Dieser Artikel ist die Langfassung des Vortrags „Liebenswürdig und volksverbunden. Einschätzungen zur Heimatsforschung inmitten des 20. Jahrhunderts“, gehalten am 30. September 2011 am Symposium „Unser 20. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Perspektiven auf Oberösterreich“ im Schlossmuseum Linz. ‚Liebenswürdig‘ und ‚volksverbunden‘ wurde der Heimatsforscher DDr. Eduard Kriechbaum in einer Würdigung bezeichnet. Vgl. Aldemar Schiffkorn, „Menschen mit brennenden Herzen ...“ – Eduard Kriechbaum, einer der ersten Weggefährten Aldemar Schiffkorns beim Aufbau des OÖ.Volksbildungswerkes. In: Oberösterreichische Heimatblätter 35. Jg. (1981) H. 1/2, 111-132, hier 125

<sup>2</sup> Peter Turrini, *Mein Österreich* (Darmstadt 1988) 66 f.

<sup>3</sup> Franz Berger, *Die Heimattagung in Braunau am Inn vom 15. bis 18. August 1920*. Separat-Abdruck aus der „Neue Warte am Inn“, 1 f.

Es begann das 20. als ein besonderes Jahrhundert der *Heimat*: ihres Schutzes, ihrer Überhöhung, ihres Zusammenbruchs, ihres Verlustes, ihrer Neugründung. Unter der Geschichte der Heimatforschung zeichnet sich die Verwendung und Benützung des Heimatbegriffs deutlich ab. Daher ließe sich die Geschichte der Heimatforschung auch entlang des Gebrauchs des Begriffs ‚Heimat‘ erzählen. Doch wählen wir in diesem Referat die Perspektive der Heimatforscher und verfolgen entlang ihrer Geschichten die Entwicklung des Gegenstands.

Vorweg: Die Heimatforschung im 20. Jahrhundert ist männlich. Zu den großen Namen der Heimatforscher zählen nur Männer.<sup>4</sup> Liest man die Nachrufe auf Heimatforscher treten sie uns als „liebenswert“ und „volksverbunden“ entgegen – *de mortuis nihil nisi bene*. Zu den oft genannten Wesenzügen gehören außerdem noch Freundlichkeit, Fleiß, Bescheidenheit.<sup>5</sup> Weitere Charakteristika dieser Spezies ergeben sich aus den Schilderungen ihrer Arbeitsfelder: Die Heimatforscher der ersten Jahrzehnte streiften – in der Tradition von Wilhelm Heinrich Riehl – gerne durch das Land. Sie erwarbten sich die Kenntnisse ihrer Heimat, und ihr Wissen erweiterten sie auf größeren Reisen.<sup>6</sup> Heimatforscher heute schweifen und schmökern auch, bloß anders – sie surfen und googeln. Sie vernetzen sich virtuell, erfreuen sich an den digitalen Möglichkeiten von Recherchen und sind frei vom professoralen Ernst. Kriminalpsychologisch würde man Heimatforscher als Einzeltäter bezeichnen. Sie arbeiten bevorzugt alleine, aber mit ihren Ergebnissen streben sie sehr wohl an die Öffentlichkeit. Sie versuchen Resonanz zu erzeugen mit Vorträgen, Texten, Ausstellungen. Heimatforscher möchten gehört werden, denn sie haben – oft sogar sendungsbewusst – etwas zu sagen. Vielleicht hören sie sich oft gerne selbst reden. Im Untergrund des Forschergeistes, in der Seele, kann es brodeln. Claudio Magris erahnt innere Kämpfe: Ringen manche Heimatforscher in ihrem Trieb, ein Thema ausführlich zu behandeln und alles finden und ordnen zu wollen, das zu ihrem Lieblingsgegenstand zählt, nicht mit Leere und Angst? Angst vor dem Überrolltwerden, vor der Unordnung, „vor dem vernichtenden Wissen um ihren Mangel an Leben und Werten“?<sup>7</sup>

---

<sup>4</sup> Als eine die Regel bestätigende Ausnahme sei Martha Khil genannt: Eine Frau der ‚ersten‘ Stunde, eine Schülerin von Adalbert Depiny. Vgl. J[ohannes] U[nfried], Prof. Martha Khil. In: Linzer Volksblatt 1964, Nr. 76

<sup>5</sup> Paradigmatisch z. B. der Nachruf auf Franz Pfeffer, dem sie „eine unbestechliche Sachlichkeit und eine schier unerschöpfliche Arbeitslust und Arbeitskraft“ konstatierte. Er war ein Mann, der „in Stille und Bescheidenheit ein großes Werk vollbrachte“. Vgl.: Martha Khil, Hofrat Dr. Franz Pfeffer. In: Mühlviertler Heimatblätter 6 (1966) H. 5/6, 92-93

<sup>6</sup> Martha Khil, Karl Karnig zum Gedenken. In: OÖ. Kulturbericht, 11.12.1953, F. 50/51

<sup>7</sup> Claudio Magris unterstellt dieses Gefühl dem Heimat-, besser gesagt Donauforscher Ing. Ernst Neweklowsky und seinem 2164 Seiten starken Werk „Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau“. Vgl. Claudio Magris, Donau. Biographie eines Flusses (München 1991) 72

## 2

Die wichtigste Rolle in der Anfangsphase der Heimatsforschung, die man mit den 1920er Jahren datieren kann, nahm ein Mann namens Adalbert Depiny ein.<sup>8</sup> Depiny wurde am 30. August 1883 in Budapest geboren (dementsprechend wird man seinen Namen mit der Betonung auf der ersten Silbe ausgesprochen haben). Sein Vater war dort Hafenskapitän bei der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Seine Mutter stammte aus Wien. Zur Schule ging er acht Jahre in Linz, studierte anschließend in Wien und im Ausland, in Tübingen, promovierte und legte auch eine Lehramtsprüfung ab. Er begann in Budweis zu unterrichten, wechselte in das südliche Görz, das im Ersten Weltkrieg zum Kriegsgebiet und nach der Niederlage nicht mehr Teil des neuen Staates Österreich wurde. 1915 kam er, mittlerweile jung vermählt, an das Staatsgymnasium Linz und später, inzwischen Mitte Dreißig, an die dortige Bundeslehrer- und -lehrerinnenbildungsanstalt. Schließlich wurde er – bis 1924 noch parallel zu dieser Anstellung – Landesreferent für das Volksbildungswesen. Diese Stelle und diese Organisation wurden durch das sogenannte „Glöckel-Regulativ“ geschaffen, war also keine speziell oberösterreichische und schon gar nicht provinzielle Erfindung, sondern etwas Fortschrittliches und Bundesweites.

Eine der ersten Entscheidungen Depinys, die eine lange Tradition im Land auslöste, war die Gründung einer Zeitschrift namens „Heimatgaue – Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.“ Im Oktober 1919 erschien im Linzer Verlag Richard Pirngruber das erste Heft. Natürlich mit einem Leitartikel von Adalbert Depiny, übertitelt mit „Wege und Ziele“: „Der Dampf der Geschütze hat sich verzogen, dennoch will der Glanz behaglicher Sonnentage nicht durch das Gewölk dringen“, so tritt er an die Öffentlichkeit.<sup>9</sup> Das Ziel muss es sein, „die Heimatfreunde zu sammeln, die Kenntnis der Heimat zu fördern, ihre Eigenart zu schützen und die Liebe zu ihr zu vertiefen. (...) Der Weg zum Volksbewusstsein führt über die Heimatscholle, es fußt in der Heimatliebe.“ Selbige sei überparteilich und das Einigende im neuen Staate Deutsch-Österreich, ein möglicher herbei beschworener kleinster gemeinsame Nenner. Jeder Heimatsforscher trage seinen Beitrag zur Heimatkunde bei und damit wesentlich zur Heimatliebe – und von da führe der Weg zum Heimatschutz, zum Erhalt des guten, bodenständigen Alten. So der Plan, der auch umgesetzt wurde.

---

<sup>8</sup> Vgl. zu seiner Biographie Dietmar Assmann, Adalbert Depiny. Neubesinnung der Heimatpflege und Volksbildung. In: Oberösterreich. Lebensbilder zur Geschichte Oberösterreichs II. Hg. v. Alois Zauner und Harry Slapnicka (Linz 1982) 171-178

<sup>9</sup> Adalbert Depiny, Wege und Ziele. In: Heimatgaue 1. Jg. (1919) H. 1, 1

Durch die Gründung der „Heimatgäue“ schuf Depiny ein gemeinsames Medium für die Heimatforscher-Szene, die disparat über das Land verstreut war. Es entstand ein gemeinsames Publikationsforum, das bald einen zentralen Stellenwert gewann, und drumherum ein Netzwerk aller Interessierten. Die Zeitschrift war Publikationsorgan und Lesestoff gleichzeitig. Die Aktiven lieferten Beiträge, die Passiven wurden zu Leserinnen und Lesern. Eben jenen versprach Depiny „einwandfreie Wissenschaftlichkeit bei verständlicher Form“<sup>10</sup>. Das war sein Erfolgsrezept, von dem er überzeugt war. In der zweiten Nummer erwähnte er, dass ihm geraten wurde, „den stolzeren Wimpel der Heimatkunde zu streichen und als heimatlich gerichtetes Unterhaltungsblatt“ aufzutreten. Das wäre leserfreundlicher, kommerziell leichter verwertbar. Dr. Depiny wollte aber Ernsthaftigkeit; nur so käme man zu einer „heimatkundlich vollwertigen Erziehung unseres Volkes“.<sup>11</sup>

Eine Schülerin von Depiny machte sich einmal die Mühe, die Beiträge aller 18 Jahrgänge der Zeitschrift „Heimatgäue“ – sie erschien von 1919 bis 1938 – zu zählen und zu ordnen: 738 waren es insgesamt; davon tangierten 575 diverse Kernthemen der Heimatforschung, also die Bereiche „Kultur der Heimat“ und „Landschaft und Natur“.<sup>12</sup>

„Er war ein eher weltfremder, aber unendlich fleißiger und vielseitig initiativer Mann“, urteilte über ihn Harry Slapnicka.<sup>13</sup> Depiny forschte akribisch, diszipliniert publizierte und redigierte er, er lehrte, hielt Vorträge und heimatkundliche Kurse, auch im Priesterseminar, auch für Gendarmeriebeamte, und es überrascht nicht, dass er nach 1934 seine Karriere und seine Arbeit problemlos fortsetzte und ein Amt in der Vaterländischen Front übernahm, nämlich deren Kulturreferat. Und er wurde auch Landtagsabgeordneter für den Bereich „Kulturelle Gemeinschaften“. Darüber heißt es: „Hier trat er wenig in Erscheinung und zählte zu den langweiligsten Rednern im Landtag.“<sup>14</sup>

Dass er sein Metier beherrschte, also Volkskunde auch als politisches PR-Instrument einzusetzen wusste, bewies Depiny in einem Artikel der 100-Jahre-Festschrift des oberösterreichischen Musealvereines 1933. Er formu-

---

<sup>10</sup> Depiny, Wege 6

<sup>11</sup> Adalbert Depiny, Nachdenkliches aus der Schriftleiterstube. In: Heimatgäue 1. Jg. (1919/20) H. 3/4, 226

<sup>12</sup> Martha Khil, Die Heimatgäue Dr. Adalbert Depinys. In: Oberösterreichische Heimatblätter 35. Jg. (1981) H. 1/2, 101 f.

<sup>13</sup> Harry Slapnicka, Oberösterreich – die politische Führungsschicht 1918 bis 1938 (Beiträge zur Zeitgeschichte Oberösterreichs 3, Linz 1976) 62

<sup>14</sup> Ebd. 62



lierte ein Plädoyer für den kulturpolitischen Auftrag seiner Wissenschaft und bezog klar und deutlich Stellung: „Österreich ist wesensdeutsch“.<sup>15</sup>

In den folgenden Jahren entwickelte er das Vaterländische Front-Werk „Neues Leben“, das sich intensiv der Volkstumspflege widmete.<sup>16</sup> Dementsprechend noch weniger überraschend ist die letzte Wendung seiner Laufbahn: Im März 1938, ein paar Tage nach dem Anschluss, wird sein Amt, das Volksbildungsreferat, in der Mozartstraße 47, aufgelöst.<sup>17</sup> Depiny wird zwangspensioniert, kann noch ein letztes Mal seine Verbindungen ausnützen, findet eine Betätigung im Amt des ihn protegierenden Gaukonservators Franz von Juraschek, stirbt aber bald und jung – am 19. Dezember 1941, 58jährig, als gebrochener Mann. Er erliegt einem Herzschlag. Einen Nachruf auf ihn zu veröffentlichen, war nicht möglich, weil politisch verpönt. Erst im Dezember 1945, zum Todestag, erschien in den Oberösterreichischen Nachrichten eine erste Würdigung seiner Leistung.<sup>18</sup> 1947 folgte ein Nachruf von Hans Commenda im ersten Jahrbuch des OÖ. Musealvereins nach Kriegsende,<sup>19</sup> um „eine Ehrenschild des ganzen Landes zu tilgen“: Mit ihm sei ein „grundgescheiter, gütiger, hilfsbereiter, volksbewusster und tiefgläubiger Mensch dahingegangen. (...) Er war der geborene Lehrer für die oberen Jahrgänge.“<sup>20</sup>

Dr. Depiny hatte seinerzeit 1919/1920 nicht bei einer Stunde Null begonnen. Seit rund 50 Jahren gab es bereits den ‚OÖ Volksbildungsverein‘, der ein lebendiges Vortragswesen entfacht hatte.<sup>21</sup> Die Heimatbewegung hatte sich schon in den Köpfen vieler im Lande festgesetzt, besser gesagt im Herzen, denn es ging nicht nur um Forschung, sondern auch um die Bewahrung von Volkstum und Kultur der Heimat und um ihren Schutz, den es nur geben konnte – so die Meinung –, wenn die Menschen zur Liebe und zur Pflege des Heimatlichen erzogen wurden.<sup>22</sup> Die Gründung von Museen war eines der geeigneten Mittel dazu. Das Engagement in einer aktiven Heimatschutz-Bewegung, wie z. B. in Steyr, ebenso.<sup>23</sup> Vereine wurden

<sup>15</sup> Adalbert Depiny, Das oberösterreichische Landesmuseum und die Volkskunde (Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines 85, 1933) 507-540

<sup>16</sup> Vgl. Inserat in „Heimatgäue“ 17. Jg. (1936) H. 3/4, Umschlaginnenseite

<sup>17</sup> Assmann, Depiny 176

<sup>18</sup> Khil, Heimatgäue 106

<sup>19</sup> Hans Commenda, Adalbert Depiny. In: Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines 92 (1947) 152-157

<sup>20</sup> Ebd. 153

<sup>21</sup> Thomas Dostal, ‚Die Menschen haben unaufhörlich zu lernen ...‘. Zur Geschichte des Verbandes OÖ Volkshochschulen. In: 50 Jahre Verband OÖ Volkshochschulen (Linz 2006) 13-122

<sup>22</sup> (Adalbert) Depiny, Heimatbewegung in Oberösterreich. In: Heimatgäue 17. Jg. (1936) H. 3/4, 189-190

<sup>23</sup> Manfred Brandl, Der Verein Heimatschutz in Steyr von 1911 bis 1939. In: Oberösterreichische Heimatblätter 34. Jg. (1980) H. 1/2, 15-24

gegründet, die regelmäßige Treffen veranstalteten, Satzungen hatten und Honoratioren als Mitglieder.<sup>24</sup> Und es gab auch bereits Publikationen: In Braunau erschien eine heimatkundliche Heftreihe, ebenso in Schärding, in Ried, in Eferding und Enns oder auch im Mühlviertel.<sup>25</sup> Daran erkennt man, Heimatforschung spielte sich im Land draußen ab, nicht in der Hauptstadt Linz, wo ab jetzt die Fäden zusammen laufen werden.

Im Innviertel war das Niveau der Heimatforschung am weitesten gediehen, konstatierte Depiny in der ersten „Heimatgäue“-Ausgabe. Das dortige Potential offenbarte sich an vier Augusttagen 1920 in Braunau bei einer „Heimattagung“. „Die Heimattagung wollte nicht nur das Interesse weiterer Kreise für die heimatkundlichen Arbeiten im Innviertel anregen, sie sollte auch ein Zusammenklingen gleichartiger Bestrebungen innerhalb eines einheitlichen Kulturkreises bringen“, hieß es zusammenfassend in einer Dokumentation des Treffens.<sup>26</sup>

Es lässt sich heute nicht genau sagen, wer von den Teilnehmern mehr an der Geschichte, also an den Resultaten der Heimatforschung, interessiert war und wer an dem erhebenden gemeinsamen Auftritt, an der Demonstration einer postulierten Zusammengehörigkeit und der herbei geredeten Gemeinschaft: „Im gewissen Sinne ist ja das Inn- und Salzachgebiet von den Hängen des Dreissesselberges und des bayrischen Waldes bis zu den Mauern des Untersberges und des Kaisergebirges bei Kuffstein an der Grenze Südbayerns ein einheitliches Gebiet gewesen, (...) zusammengehalten von Inn und Salzach.“<sup>27</sup>

Die heimatkundlich arbeitenden Vereine dieses Inn-Salzach-Gebietes schlossen sich zu einem Gau zusammen<sup>28</sup> und trafen sich ein Jahr später, Anfang August 1921, in Passau zu einer weiteren Heimattagung wieder. „Nicht weniger als 160 Orte von Innsbruck bis zum Egerlande, von München bis Graz waren vertreten und die Zahl der auswärtigen Teilnehmer reichte nahe an 600 heran“, hieß es stolz.<sup>29</sup> Adalbert Depiny war einer der Redner auf dieser Tagung. Man fasste Beschlüsse, war begeistert, schwor sich ein auf die Wichtigkeit der Heimatbildung. „Die Heimatkunde lehrt, wie deutsche Art beschaffen war, weist uns hin auf das einstige einheitliche

---

<sup>24</sup> Adalbert Depiny, Braunauer Tage. In: Heimatgäue 2. Jg. (1921) 44-47, hier 45 f.

<sup>24</sup> Berger, Heimattagung Passau 1

<sup>25</sup> Adalbert Depiny, Heimatbewegung in den Gauen. In: Heimatgäue 17. Jg. (1936) H. 3/4, 189 f.

<sup>26</sup> Franz Berger, Die Heimattagung in Braunau am Inn vom 15. bis 18. August 1920. Separat-Abdruck aus der „Neue Warte am Inn“, 2

<sup>27</sup> Ebd. 2

<sup>28</sup> Depiny, Braunauer Tage 45

<sup>29</sup> Berger, Heimattagung Passau 1

deutsche Volksempfinden“<sup>30</sup>. Gleichzeitig war Depiny bewusst, dass dieses starke Engagement der Innviertler Heimatsforschung nicht auf Kosten des Zusammenhalts und Zusammenwachsens der Szene innerhalb Oberösterreichs gehen durfte.<sup>31</sup>

Heimatsforschung war für Depiny, alleine schon kraft seiner diversen Ämter, nie reiner Selbstzweck, ihm war es immer ein Anliegen, den Heimatschutzgedanken zu entwickeln und pädagogisch zu wirken. Methodisch gesehen ist Depiny kein ‚typischer‘ Heimatsforscher wie wir ihn heute kennen, mit historischem Interesse und dem Hang zum schriftlichen Quellenstudium. Depiny ist Volkskundler, Begründer bzw. Brennpunkt dieser Disziplin in Oberösterreich des beginnenden 20. Jahrhunderts. Er plädierte für den Beginn einer intensiven volkskundlichen Sammeltätigkeit, für das Einrichten von Heimatarchiven und -museen, leitete die Erhebungen zum deutschen Volkskunde-Atlas im Land, veröffentlichte das Standardwerk „Oberösterreichisches Sagenbuch“.<sup>32</sup> Anfang der 1930er Jahre reizte es ihn auch „volkspsychologische Erfahrungen ins Rollen zu bringen“,<sup>33</sup> also die positiven und negativen Eigenschaften des Volkscharakters zu beschreiben, und er veröffentlichte – unter dem Pseudonym Franz Angerer – einen Artikel über das Wesen des „unteren Mühlviertlers“.<sup>34</sup>

Mit Depiny, also in der Ersten Republik, wurzelt aber nicht nur die Heimatsforschung in unserem Land und die Volkskunde, sondern auch das Volksbildungswesen, für dessen Aufbau er ja primär berufen und bezahlt wurde. Zu dieser Agenda gab es in den ersten 1920er Jahren eine organisatorische und personelle Doppelgleisigkeit in Oberösterreich. Neben Adalbert Depiny arbeitete der Direktor des Linzer Realgymnasiums und in Ried im Innkreis stark engagierte Heimatsforscher Wilhelm Gärtner.<sup>35</sup> Beide waren Landesreferenten für das Volksbildungswesen. Im Hintergrund dürften einige politische Rädchen gelaufen sein, die letztlich das Ergebnis produzierten, dass Depiny, der einen Zugang zu den Christlich-Sozialen hatte, alleine ab 1924 tätig war und sich Gärtner zurückzog.<sup>36</sup>

---

<sup>30</sup> Ebd. 2-5

<sup>31</sup> Depiny, Braunauer Tage 46

<sup>32</sup> Commenda, Depiny 155

<sup>33</sup> OÖLA, Nachlass Grill, Sch. 2: Korrespondenz Depiny

<sup>34</sup> Franz Angerer, Vom Volkscharakter des unteren Mühlviertels. In: Heimatgäue 12. Jg. (1931) H. 1, 89-92. Jener sei übrigens „innerlich gesund und lebensstark“. Weiters ist die Rede von „Bildungsscheu und ungesundem Konservativismus“, gleichzeitig aber auch von einem „hohen Grad an Sittlichkeit und einem freundlichen Wesen“. 1936 legte er einen Beitrag über den Innviertler nach. Vgl. Franz Angerer, Vom Volkscharakter im mittleren Innviertel. In: Heimatgäue 17. Jg. (1936) 108-116

<sup>35</sup> Ernst Wenisch, Wilhelm Gärtner und die Neuanfänge der Volksbildung in Oberösterreich nach dem Ersten Weltkrieg. In: Oö Heimatblätter 35. Jg. (1981) H. 1/2, 86-98

<sup>36</sup> Dostal, Menschen 22 f.

Depiny förderte Talente. Er war ein Mentor und ein Motivator. Er unterstützte etwa den Künstler Max Kislinger, der für die Gestaltung der „Heimatgäue“ verantwortlich und auch für volkskundliche Aufnahmen von Bauernhäusern tätig war. Auch sein privates Ex-Libris gab Depiny bei ihm in Auftrag. Das Ex-Libris beinhaltet Symbole für Geburt, Leben und Tod, darüber thront eine Kirche und darüber wiederum schwebt eine Wolke. Das ist nicht unbedingt ein klerikales Statement oder eine jenseitige Aussage, sondern das Bauwerk Kirche steht für die Geschichte des Landes, für die Kultur des Landes. Depiny wählte dafür nicht eine Burg oder ein Schloss, kein Bürger- und kein Bauernhaus.

Depiny förderte Junge. Er verstand sich immer als Lehrer.<sup>37</sup> Die erste Mädchenortsgruppe des Landesvereines für Heimatschutz war der Vierte Jahrgang der staatlichen Lehrerinnenbildungsanstalt im Sommersemester 1920. Adalbert Depiny rekrutierte die Helferinnen in seiner unmittelbaren Umgebung, von seinem Arbeitsplatz, dem Lehrerkatheder, aus; er war der Jahrgangsvorstand der Mädchen.<sup>38</sup> Im Stiftsgymnasium bzw. im Internat von Kremsmünster bildete sich auch bald ein „Jungheimatbund“ bzw. ein „Studentenbund für Heimatkunde“. Die Heimatgäue 1926 berichten über die Tätigkeit der Studenten: sie diskutieren, machen Fahrten, skizzieren die schmiedeeisernen Kunstdenkmäler des Stiftes, spenden, referieren, pflegen. Sie verehren ihren „treuen Führer Depiny“. Das daraus etwas entstand, sieht man allein schon daran, dass einer der Protagonisten der junge Herbert Kneifel war, der sich später um das Stadtmuseum von Enns und dessen Museumsverein kümmern sollte.<sup>39</sup>

Die Wichtigkeit der Jugendarbeit ist ein ständiges Thema in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist diese Zielgruppe weggebrochen. Es fühlte sich niemand mehr zuständig, StudentInnen fürs Heimatforschen zu begeistern.

Eine erste engere Verbindung mit dem Oberösterreichischen Landesarchiv gab es in den 1930er Jahren durch das Amt der Archivalienpfleger, die sich um den Schutz der Schriftdenkmäler im Land kümmern sollten. Einige davon – anzunehmen, dass alle historisch interessiert waren – publizierten auch als Heimatforscher, wie z. B. Eduard Kriechbaum oder Georg Grill.<sup>40</sup> Der Archivdirektor hieß übrigens Ignaz Zibermayr, der, wenn's notwendig war, auch in den „Heimatgauen“ veröffentlichte.<sup>41</sup> In den 1920er

---

<sup>37</sup> Heimatbewegung in den Gauen. In: Heimatgäue 1. Jg. (1920) H. 3/4, 195 f.

<sup>38</sup> Khil, Heimatgäue 104

<sup>39</sup> Herbert Kneifel, Jungheimatbund der Studenten in Kremsmünster. In: Heimatgäue 7. Jg. (1926) H. 2, 159 f.

<sup>40</sup> Ignaz Zibermayr, 35. Jahresbericht des Oberösterreichischen Landesarchivs (1931)

<sup>41</sup> Ignaz Zibermayr, Bernhard Pösinger †. In: Heimatgäue 3. Jg. (1922) 51-54

Jahren war das Landesarchiv noch nicht ein so wichtiger Motor für die Heimatsforschung wie in den 1980er und 90er Jahren, hatte es damals doch anderes zu tun: Es ist damals zum Zentralarchiv des Landes erhoben worden und hatte diese neue Aufgabe zu bewältigen.<sup>42</sup> Aber selbstverständlich wusste schon damals jeder Heimatsforscher von der Wichtigkeit dieser Einrichtung für seine Arbeit.

1928 übernahm Adalbert Depiny als Obmann den „Oberösterreichischen Heimatverein“, mit Sitz in Linz, Volksgartenstraße 22/II. 1920 hieß der noch „Landesverein für Heimatschutz“ mit den Fachgruppen Bauberatung (Denkmalschutz), Naturschutz und Heimatkunde.<sup>43</sup> Zu jener Zeit kümmerte sich der Heimatverein vor allem um die Volkstumspflege. Der Jahresbetrag für ordentliche Mitglieder betrug 1934 einen Schilling. Für Förderer mindestens 2 S. Mit dem Abo der Zeitschrift „Heimatgäue“ kostete die Mitgliedschaft 7 S 50 g.<sup>44</sup> 1930 beklagte Dr. Depiny, dass die Heimatgäue einen größeren Abnehmerkreis bräuchten, um sich auf der Höhe halten zu können. Zusätzliche Geldquellen mussten erschlossen werden. 1931 fand sich ein Inserat der Landes-Hypotheken-Anstalt in den „Heimatgäuen“.<sup>45</sup>

Der Enthusiasmus der Anfangsjahre ist einem trivialen Schriftleiteralltag gewichen: In Briefen an die Autoren blieb Depiny stets verbindlich. Er bedankte sich freundlichst für jeden Beitrag, beklagte die eingeschränkten Ressourcen, entschuldigte sich für seine späte Reaktion auf eingesandte Manuskripte und argumentierte mit Platzmangel, wenn er Absagen erteilte.<sup>46</sup>

Depiny grüßte in seinen Briefen in den 1920er Jahren mit der Wendung „Mit Heimatgruß Ihr Dr. Depiny“.<sup>47</sup> 1935 schloss Depiny anders, nämlich „Mit dem getreuen Gruß ‚Oesterreich‘ in vorzüglicher Hochachtung der Volksbildungs- und Kulturreferent für OÖ Dr. Depiny“.<sup>48</sup>

In der letzten Ausgabe der „Heimatgäue“ veröffentlichte Depiny drei Artikel, u. a. einen programmatischen zum „Laienspiel“. Lobend erwähnte er darin das „Ottensheimer Nibelungenspiel“ und beendete seine Reflexionen mit einem resignierenden Satz: Dieses Laienspiel bewahrt den „Grundzug dieser gewaltigsten Volksdichtung des deutschen Volks“, nämlich „die We-

---

<sup>42</sup> Ignaz Zibermayr, Die Vereinigung des Archives der Landesregierung mit dem Landesarchiv. In: Heimatgäue 1. Jg. (1919) H. 3/4, 223

<sup>43</sup> Assmann, Depiny 176; Depiny selbst gibt 1930 als Beginn des neuen Vereins an: Vgl. Depiny, Heimatbewegung 189

<sup>44</sup> OÖLA, Nachlass Grüll, Sch. 2: Korrespondenz mit Depiny

<sup>45</sup> Heimatgäue 12. Jg., H. 1 (1931) Umschlaginnenseite

<sup>46</sup> Siehe Fußnote 44

<sup>47</sup> Ebd.

<sup>48</sup> OÖLA, Nachlass Zibermayr, Sch. 2: Korrespondenz mit Depiny

senstragik des deutschen Menschen“.<sup>49</sup> Das war für ihn das Thema seiner Tage.<sup>50</sup>

Am 14. März 1938 wird Depiny verhaftet und abgeführt.<sup>51</sup> Es waren die üblichen Fingerübungen und Muskelspiele der neuen Mächtigen. Er war ein Exponent der Vaterländischen Front, der Österreich-Liebe, wurde aber, soviel vielleicht auch als Hinweis auf die Relevanz von Heimatforschung und Volkskultur, bald laufen gelassen, nicht weiter verfolgt und auch nicht von der Öffentlichkeit ferngehalten. Seine Verhaftung dauerte nur wenige Stunden, war aber der Anfang seines Endes. Der Zugang zu seinem Büro in der Mozartstraße wurde ihm ebenso verwehrt, wie der zu seinen Studien und Unterlagen.

Seine Arbeit wurde zerstört; es genügte das vandalenhafte Vernichten von Papier; nichts blieb mehr übrig. Allein schon dieser Kontakt mit einem aggressiven Mob dürfte Depiny zerbrochen haben.: „Ich frage mich, was ich eigentlich verbrochen habe, dass ich in dieser Form von meinem Lebenswerk, an dem mein Herzblut hängt, vertrieben werde“, beklagte er.<sup>52</sup>

### 3

Das Themenfeld Heimatforschung blieb aber nach der Verhaftung von Adalbert Depiny nicht verwaist und ignoriert, im Gegenteil, es gab schon Persönlichkeiten, die sich um die Sache annahmen, mit neuem Geist, mit der richtigen Rhetorik. Es war vor allem einer, der sich mit ‚brennendem Herzen‘ zu Wort meldete, wie es in seinem Nachruf heißt. DDr. Eduard Kriechbaum aus Braunau übernahm 51jährig als frisch gebackener Gauheimatpfleger von Oberdonau die Schriftleitung einer „Zeitschrift für Volks- und Landschaftskunde, sowie für die Geschichte des Oberdonaulandes“.<sup>53</sup> Sie bekam den Titel „Der Heimatgau“. Was übrigens weniger mit einer gesuchten Verbindung zum Vorgängerblatt „Heimatgäue“ zu tun hat, denn „mit unserem Stolz (...), dass der Führer – als Kind unseres altbajuvarischen Gaus- dem deutschen Volke geschenkt wurde“.<sup>54</sup> Gleichzeitig versprach Kriechbaum eine Veränderung: Der starke volkscundliche Akzent des Vorgängerblattes

---

<sup>49</sup> Adalbert Depiny, Vom Laienspiel. In: Heimatgäue 18. Jg. (1937) 185

<sup>50</sup> Commenda weiß, dass Depiny dieses Laienspiel selbst geschrieben hat. Vgl. Commenda, Depiny 155

<sup>51</sup> Khil, Heimatgäue 109

<sup>52</sup> Khil, Heimatgäue 110

<sup>53</sup> Schiffkorn, Menschen 111-132

<sup>54</sup> Eduard Kriechbaum, Vorwort. In: Der Heimatgau 1. Jg. (1938/39) H. 1, 3-8

sollte zu Gunsten einer umfassenderen Heimatkunde weichen.<sup>55</sup> Er sah deutlich, dass der Schwerpunkt auf rassischem Gebiet liegen sollte, auf der Erarbeitung und Erforschung des Germanisch-Nordischen. Wobei er davor warnte, dass man „nur die Schlagworte ‚Gott, Kaiser und Vaterland‘ mit ‚Blut und Boden‘ rein äußerlich vertauscht.“<sup>56</sup> Es müsse intensiv und wissenschaftlich genau gearbeitet und geprüft werden.

Diese Übernahme wirkt wohl vorbereitet. Der Verleger Richard Pirngruber in der Landstraße Nr. 34 blieb der Alte. Sofort präsentierte Kriechbaum große Pläne, um nicht zu sagen Visionen, die wahrscheinlich schon zu Depinys Zeiten entwickelt wurden. Anscheinend konnte er sich nun endlich verwirklichen: Kriechbaum wollte reisen, alle Heimatforscher des Gaus kennenlernen und über sie eine Kartothek anlegen: „(...) auf die Volksgenossen, die Forscher und Lehrer in einem sind, kommt es mir ganz besonders an.“<sup>57</sup> Und sofort gab er Tipps für Vorträge am Dorfabend und entwarf Programme für Kulturfahrten, einen Plan für die Gründung von Dorfmuseen, veranstaltete Heimatwanderungen und Heimatfahrten. Arbeitsgemeinschaften am Dorfe sollten gegründet werden, die regelmäßige Dorfabende einführen und mit der Arbeit an einem Dorfbuch beginnen. Diese drei Elemente würden eine organische Einheit bilden. Das Dorfbuch verlange eine gründliche Vorbereitung in mühsamer Kleinarbeit in verschiedenen Gemeinschaften. Es stünde im Mittelpunkt der Volkserziehung. 34 vorgegebene Kapitel sollte es enthalten.

Karl Karning, ein pensionierter Eisenbahner, schrieb so ein Dorfbuch für seine Heimatgemeinde Leonding zwischen 1939 und 1943: 82 Hefte, 700 Seiten Text, handschriftlich. Die restlichen Kriegsjahre schrieb er eines für Bad Hall. Bereits 1933 ist er vom Bundespräsidenten mit der goldenen Medaille für Verdienste um die Republik Österreich ausgezeichnet worden. Ihn wird wohl Depiny für die Auszeichnung vorgeschlagen haben. Dann wurde er auch noch Ehrenbürger von Leonding, musste aber diese Würde Ende 1938 wieder zurücklegen.<sup>58</sup>

Parallel zum „Der Heimatgau“ erschien zweimonatlich die Kultur- und Heimatzeitschrift „Oberdonau. Querschnitt durch Kultur und Schaffen im Heimatgau des Führers.“ Hitler soll diese Publikation gefallen haben. Im Vergleich wäre der „Heimatgau“ wesentlich weniger attraktiv.<sup>59</sup> Diese Prob-

---

<sup>55</sup> Eduard Kriechbaum, Alte und neue Wege unserer Zeitschrift. In: Der Heimatgau 1. Jg. (1938/39) H. 1, 9-11

<sup>56</sup> Kriechbaum, Vorwort 6

<sup>57</sup> Der Heimatgau 1. Jg. (1938/39) H. 1, 94

<sup>58</sup> Khil, Karning

<sup>59</sup> Josef Goldberger – Cornelia Sulzbacher, Oberdonau (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus II, Linz 2008) 32

lemstellung ‚Breitenwirkung versus Anspruch‘ hatte ja schon Depiny geplagt.

Es heißt, die gesamte NS-Kulturverwaltung in Oberdonau wäre „chaotisch und unübersichtlich“.<sup>60</sup> Andererseits scheint – wie gesagt – alles gut vorbereitet. Persönlichkeiten bringen sich ins Spiel und erringen neue Ämter und entwickeln neue Strukturen; Vorteile wollen genutzt werden: Eduard Kriechbaum ist der Gauheimatpfleger. Es gibt ein Gauschulungsamt der NSDAP Linz, das Leitlinien vorgibt, z. B. dass „Der Heimatgau“ und das Jahrbuch des oö Musealvereins parallel laufen und eine ‚Lebensgemeinschaft‘ bilden sollen. Dann gibt es das Deutsche Volksbildungswerk in der DAF. Wichtig sind für Kriechbaum noch die Mittelstelle deutscher Bauernhof als Teil der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Volkskunde, mit dessen Leiter Architekt Rudolf Heckl, Gmunden. Eingerichtet wird eine Gaustelle für Volkstumsarbeit in Oberdonau; eine Fachgruppe davon ist „das Heimatwerk: in dem alle bodenständigen und bodengebundenen Kunsthandwerker zusammen gefasst werden, die zeitgemäße aber auch überlieferungsechte Volkskunst schaffen“. Leiter der Gaustelle für Volkstumsarbeit in Oberdonau ist Dr. Franz Lipp vom Landesmuseum. Auch ein Gaausschuss Oberdonau des Ostmärkischen Volksliedunternehmens wird eingerichtet. Landesrat Dr. Rudolf Lenk ist der erste Schulmann des Gaus und weiterhin Vorsitzender des neugestalteten Vereines für Landeskunde und Heimatpflege in Oberdonau. Gleichzeitig ist er der Herausgeber des Buches „Oberdonau. Die Heimat des Führers“, einem Bildband mit Fotos von Albrecht Duzendorfer. Der Rezensent Eduard Kriechbaum schwärmt übrigens von einem „wirklichen Kunstwerk“.<sup>61</sup>

Jeder Jahrgang von „Der Heimatgau“ hatte einen Themenschwerpunkt: Der erste war dem Weihnachtsfestkreis gewidmet, der zweite erschloss den Böhmerwald, der dritte das Salzkammergut, und im vierten erarbeiteten die Autoren eine Wirtschaftsgeschichte des Gaus. Kriechbaum schrieb viel und machte Vortragsreisen quer durchs Land. Er war fleißig! Und er war es bis zum Schluss, bis zum letzten Heft im Jahr 1942. ‚Der Heimatgau‘ musste nach einer Weisung der Papierzuteilungsstelle in Berlin bis zum Kriegsende eingestellt werden. In der letzten Ausgabe schilderte er gleichzeitig mit seinem Eifer auch die Herausforderungen, vor denen er sich gestellt sah: „Es ist keine leichte Sache, inmitten eines totalen Krieges über Kultur zu sprechen. Ich hatte in den vergangenen Monaten die Aufgabe, vor fast sämtlichen Ortsbauernführern unseres Gaus über Dorfkultur eine Reihe von Vorträgen zu halten.“<sup>62</sup> So reiste also der oberste Heimatforscher in diesen Zeiten des

<sup>60</sup> Goldberger – Sulzbacher, Oberdonau 89

<sup>61</sup> Der Heimatgau 2. Jg. (1940/41) 43

<sup>62</sup> Eduard Kriechbaum, Dorfkultur im Gau Oberdonau. In: Heimatgau 4. Jg. (1942/43) 85-98



„totalen Kriegs“ von Ort zu Ort und referierte über den Aufbau von sogenannten „Dorfbüchern“. Darüber schrieb er auch im letzten Artikel seiner Zeitschrift.<sup>63</sup> Er sollte eine Vorgabe und eine Anregung für die Ortsbildungswarte sein, denn „vielen unserer Dörfer droht die unsagbar große Gefahr der völkischen Überfremdung“.<sup>64</sup> Bislang sollte man meinen, Heimatsforschung wäre etwas für friedliche Zeiten. Im Rückblick auf Depinys Arbeit könnte man präzisieren, Heimatsforschen wäre etwas für den Frieden nach einem großen Krieg, ein Mittel zum Aufbau von etwas Neuem, einer neuen Welt. Bei Kriechbaum scheint Heimatsforschen ein Mittel gegen den Untergang der Welt zu sein. Er weiß, „inmitten eines totalen Kriegs“ zu sein, und meint, Begeisterung für Heimatabende und Dorfbücher entfachen zu müssen. Ist das sein persönliches Mittel gegen den Untergang, seine Art des Durchhaltens, seine positive, schaffende Neugierde in einer zerstörend-zerstörten Welt?

Respektvoll könnte man sagen, dass Eduard Kriechbaum 1938, wie viele andere Interessierte, weiter arbeiten wollte, die sich eröffnenden Möglichkeiten und Ressourcen für seine Zwecke nutzen wollte. Seine politischen Anschauungen jener Zeit waren anschlussfähig, die von Depiny nicht. Im Ständestaat war es umgekehrt gewesen. In einem persönlichen Brief an den Landesarchivdirektor Ignaz Zibermayr erklärte Kriechbaum 1936 sein damaliges Schweigen als Heimatsforscher: „Man übergang (...) meine Bewerbung für die Stadtarztstelle (in Braunau) mit der Begründung, ich sei kein Mitglied der sogenannten ‚Vaterländischen‘ Front. Dass ich durch zwei Jahrzehnte fast bei jeder Kultur-Angelegenheit hier der treibende Faktor war (...), war für diese ernannten Herren bedeutungslos.“<sup>65</sup>

Die Geschichte der Heimatsforschung der 1930er/40er Jahre wird angesichts solcher Äußerungen zu einer Geschichte des politischen Rückgrats: Wie weit heiligt ein Zweck die Mittel? Heimatsforschung in diesen Jahren wird man nicht in eine Reihe mit der Geschichte von Vernichtung und Raub stellen, sondern man wird darin den Moment des Karrieristischen finden können, die Reaktionsschnelligkeit des Opportunisten.

Mit dem Landarzt Kriechbaum an der Spitze – wobei es, und das sei hier noch einmal betont, keine Einrichtung gibt, die er anführt, es gibt ja keine Heimatsforscherorganisation, keinen Verein, es gibt nur Träger dieser Idee, ein Netzwerk, eine Handvoll Individualisten – geht die Heimatsforschung durch den Nationalsozialismus.

---

<sup>63</sup> Eduard Kriechbaum, Ratschläge für den Dorfbuchschreiber. In: Heimatgau 4. Jg. (1942/43) 111-147

<sup>64</sup> Meint er damit die Fremdarbeiter!?

<sup>65</sup> OÖLA, Nachlass Zibermayr, Sch. 3: Korrespondenz Kriechbaum, 08.01.1936

Was waren die Interessen der Nazis, also des Parteiapparates an „Heimatsforschung“? Sie werden kein großes Interesse am Regionalismus gehabt haben, nach der ersten erfolgreichen propagandistischen Ausschlichtung der Heimat. Sie setzten auf Expansion, auf Zukunft nicht auf Vergangenheit, nicht auf die romantische Suche nach dem Deutschtum im Gau, sondern begeisterten sich an den Ausbauplänen von Linz und an wirtschaftlichen Großprojekten auch vor den Toren von Braunau. Kriechbaum erwähnte in einem persönlichen Brief 1947, „in der Nazi Zeit war mir Braunau innerlich fremd geworden. Mein heftiger Kampf gegen die Aluminium Kriegsfabrik Ranshofen hatte mich den nationalsozialistischen Kreisen in Braunau völlig entfremdet. Ich war Monate lang ein völlig Verfehmter – nur mit den ‚Schwarzen‘ und ‚Roten‘ blieben meine alten Verbindungen gut erhalten.“<sup>66</sup> Sehen wir diese Erklärung schlicht als eine der möglichen Varianten des Verhältnisses zwischen Heimatforschern und Politikern, als ein mögliches autobiographisches Narrativ von Heimatforschern...

Rundherum im deutschsprachigen Raum gab es in der Zwischenkriegszeit und den 1940er Jahren für Heimatforschung selbstverständlich mehr als eine regionale Zeitschrift als Publikationsforum und mehr als ehrenamtliche Idealisten, die Wanderungen veranstalteten und Vorträge ausarbeiteten. In Berlin gab es an der Universität ein Institut für Heimatforschung, im Baltikum ein Deutsches Institut für Heimatforschung, auch in Käsmark, in Schlesien, im Emsland. Diesen Einrichtungen ging es um Südostforschung, um den Raum, wohin Deutschland expandieren wollte und der erobert werden sollte. Hatten unsere Heimatforscher in Oberdonau Kontakt mit jenen Heimatforscher-Kollegen? Tauschte man sich aus? Zumindest schrieb Kriechbaum glühende Rezensionen in den Jahrgängen des „Heimatgau“ und zwar in einer Bücherschau mit dem Schwerpunkt „Neue Bücher zum Erleben der Deutschen Ostbewegung“: Allein im zweiten Jahrgang waren es 32 Stück, d. h. Kriechbaum beschäftigte sich intensiv mit diesem Abschnitt der NS-Politik und NS-Ideologie. An diesem ideologischen Kapitel schrieb er mit als Heimatforscher in Oberdonau, auch wenn es vielfach bloß Rezensionen waren. Selbstverständlich stellte er auch Literatur zur Themenreihe „Vorgeschichte und Germanenkunde“ oder über Rassen- und Erblehre vor.<sup>67</sup>

Und es ergibt sich wie schon bei den Zitaten aus den 1920er Jahren die Frage: Wie weit befördert die Sprache und das Engagement mancher Heimatforscher die politische Entwicklung der 1940er Jahre? Wie weit wurden Befürworter gewonnen, Zuhörer überzeugt, der politische Anschluss vorbe-

---

<sup>66</sup> OÖLA, Nachlass Zibermayr, Sch. 3: Korrespondenz Kriechbaum, 31.01.1947

<sup>67</sup> Der Heimatgau 2. Jg. (1940/41) 164-176

reitet, das expansive Ideengut transportiert und übersetzt, Begeisterung entfacht?

Im Grunde hat Eduard Kriechbaum einfach nicht aufgehört, an jene Worte zu glauben, die auf der Heimattagung 1921 in Passau, bei der er Redner und Teilnehmer war, zum flammenden Appell wurden: „Der Heimatgedanke müsse die Brücke bilden zu den deutschen Vorposten in den fremden Ländern und die Heimattforschung müsse uns die Waffen liefern im Kampfe für unser Volk.“<sup>68</sup> Damals schloss sich daran der Vortrag eines ‚Böhmerwäldlers‘, der sagte, wir haben kein Vaterland mehr, wir haben nur eine Heimat und die haben wir mit euch gemeinsam; im gleichen Sinne haben sich Stimmen aus Südtirol zu Wort gemeldet. 20 Jahre später ging es um südosteuropäische Gebiete.

Eduard Kriechbaum hatte sich schon in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, also von Anfang an, stark für die „Heimattbewegung“, für die Heimattforschung engagiert. 1921 erhielt der promovierte Arzt in Innsbruck das Doktorat der philosophischen Fakultät, sein Fach war die Geographie. Er veröffentlichte einige Artikel in „Die Heimatgaue“, befasste sich auch mit organisatorischen Fragen zur Heimattforschung, publizierte in einer eigenen Reihe namens „Braunauer Heimatkunde“ und anderen Zeitschriften, z. B. den „Ostbairische Grenzmarken“ 1926, dann trat er, wie wir wissen, etwas leiser, und setzte dafür 1938 mit seiner Zeitschrift voll ein. 1947 erwähnte dieser Kriechbaum zerknirscht: „Es ist ja für mich die traurigste Erkenntnis meines Lebens, dass mein geliebtes Heimatland Oberösterreich für mich außerhalb des ärztlichen Berufes nie eine bescheiden fundierte Arbeitsmöglichkeit auf landeskundlichem Gebiete bereitstellen konnte.“<sup>69</sup> Wir erinnern uns: 1936 beklagte er sich, von der Vaterländischen Front nicht akzeptiert worden zu sein, 1947 bedauerte er es, mit den Nationalsozialisten, zumindest mit denen in Braunau, nicht zusammen gekommen zu sein, erst in den 1950er Jahren scheint es für ihn mit Aldemar Schiffkorn, sprich der Kulturabteilung des Landes Oberösterreich endlich geklappt zu haben ...

#### 4

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Rad der Heimattforschung nicht neu erfunden. Es ging nicht wie in Depinys Anfangsjahren um den Aufbau und die Motivation von jungen Nachwuchs-Heimattforschern und -schützern,

---

<sup>68</sup> Berger, Heimattagung Passau 6

<sup>69</sup> OÖLA, Nachlass Zibermayr, Sch. 3: Korrespondenz Kriechbaum, 10.02.1947

sondern um die Kunst der Fortsetzung. Es ging darum, Karrieren fortzusetzen und Modelle der politischen und gesellschaftlichen Integration zu bieten.

Ein Institut für Landeskunde wurde eingerichtet, das ab 1947 die Herausgabe der „Oberösterreichischen Heimatblätter“ übernahm. Dr. Franz Pfeffer war der Schriftleiter. Sein Vorwort zum Beginn in der ersten Nummer fällt – im Vergleich zu dem Depinys 1919 und Kriechbaums 1938 – kurz und salopp aus. Die Zeitschrift sollte „der Pflege der Heimatkunde, des Volkstums und der bodenständigen Kultur Oberösterreichs dienen.“<sup>70</sup> Deziert wird auf Adalbert Depiny und seine „Heimatgaue“ hingewiesen, auf die nähere Vergangenheit hingegen nicht. Und selbstverständlich steckt man sich das hohe Ziel, „ein einigendes Band, ein zusammenfassender Mittelpunkt“ für Heimatforscher zu werden. Und ebenso selbstverständlich sieht man die Aufgabe in der Arbeit am Wertekanon, „durch die Vertiefung des Wissens um die geschichtlichen und kulturellen Zusammenhänge ein starkes, unbeirrbares Heimatgefühl (...) zu wecken“. Die LeserInnen werden diese Phrase geglaubt haben, wenn nicht, werden sie niemanden wesentlich gestört haben. Unmittelbar nach dem kurzen Vorwort von Franz Pfeffer eröffnet ein Nachruf von Martha Khil auf Adalbert Depiny das Heft, ein Zeichen des tiefen Respekts vor diesem Mann.<sup>71</sup>

Im zweiten Heft gibt es einen Artikel, der sehr ausführlich und praktisch erklärt, wie man am besten mit der Heimatforschung beginnt. „Aus der Werkstatt der Heimatforschung“ heißt der Beitrag.<sup>72</sup> Er stammt von Florian Gmainer, einem Schulrat aus dem Mühlviertel, und enthält Praxistipps und Handlungsanleitungen für eine Ortsgeschichte oder zumindest für das Anlegen einer Materialsammlung, so wie sie noch vor fünf Jahren von Eduard Kriechbaum ausgesprochen wurden. Nur fällt das Wort „Dorfbuch“ nicht mehr, und die Anleitungen sind auch kollegialer formuliert. Dieser Artikel ist ein deutliches Signal, dass das Interesse an Heimatforschung unversehrt ist und dass es auch neue Interessierte gibt. Aber die Betreuung dieses Nachwuchses scheint nicht mehr allein ‚Chefsache‘ wie in den Jahrzehnten davor, als Depiny und Kriechbaum ihn persönlich schulten und unterwiesen.

Schon im vierten Heft des ersten Jahrgangs, im Herbst 1947, schreibt auch Eduard Kriechbaum seinen ersten Artikel für die „Oberösterreichischen Heimatblätter“. Es ist zwar ‚nur‘ eine Widmung auf seinen Arztkollegen und Heimatforscher Dr. Emil Reh. Aber er nutzt die Gelegenheit, um ungebremst seine Gedanken über die „Pflege der Dorfkultur und den Kampf gegen die

---

<sup>70</sup> Franz Pfeffer, Zum Beginn. In: Oberösterreichische Heimatblätter 1. Jg. (1947) H. 1, 1

<sup>71</sup> Martha Khil, Adalbert Depiny. Ein Lebensbild. In: Oberösterreichische Heimatblätter 1. Jg. (1947) H. 1, 2-14

<sup>72</sup> Florian Gmainer, Aus der Werkstatt der Heimatforschung. In: Oberösterreichische Heimatblätter 1. Jg. (1947) H. 2, 177-181

Landflucht“ auszuführen oder auf seine Liste der Heimatforscher hinzuweisen, die er für seine Tätigkeit als „Heimatspfleger und Volkserzieher auf dem Lande“ erstellt hatte. Als wäre nichts geschehen wird Heimatsforschen mit seinen Ingredienzien des Reisens, Forschens und Arbeitens auch als erfrischendes Rezept um jung zu bleiben gelobt.<sup>73</sup>

Wie schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts blieb Heimatsforschung auch nach 1945 als Teil der Volksbildung bestehen. Das aufzubauende Volksbildungswerk knüpfte bewusst an die ‚alten‘ Netzwerke an bzw. sah es als Aufgabe, die Exponenten der Zwischenkriegszeit zusammen zu führen und zu vereinen. Aldemar Schiffkorn gelang es bald „einen Kreis von Persönlichkeiten um sich zu sammeln, die ihr bereits vor dem Zweiten Weltkrieg gesammeltes Wissen und ihr Können und ihre Erfahrungen in der ländlichen Kulturarbeit und Heimatspflege in das OÖ. Volksbildungswerk einbrachten und bereit waren, sich mit jungen Menschen, die zur Mitarbeit gewonnen wurden, zu verbinden“.<sup>74</sup>

Diese Leistung hieß Wiederaufbau, und die Voraussetzungen dafür wurden von oben, d. h. vom Landeshauptmann Heinrich Gleißner geschaffen. Wichtig waren ihm die „Wiedereinbindung des entwurzelten Menschen in die Heimat; [das] Erwecken der Ehrfurcht vor dem Nächsten, vor der Tradition [...] Die Liebe zur Heimat schloss ein enges Band um die Mitarbeiter des OÖ Volksbildungswerkes“, ergänzte Aldemar Schiffkorn rückblickend.<sup>75</sup>

In den ersten Nachkriegsjahren erschien das Volksbildungswerk janusköpfig: Es war aufgestellt für eine pädagogische Zukunft und im Rückblick diskreter, für die Integration der ‚kontaminierten‘ Heimatforscher und aller anderen ‚Kulturarbeiter‘, die sich bis lang um Oberösterreich und seine Geschichte gekümmert hatten. Es war Aldemar Schiffkorn, der – wie es Eduard Kriechbaum in seinem Nachlass dankend ausdrückte – „mir den Weg in eine andere Zeit leichtgemacht hat“.<sup>76</sup> Vielleicht war umgekehrt Kriechbaum das größte Kaliber an Integration und demokratischer Resozialisierung für Schiffkorn. Das Land schaute nach 1945 auf seine Heimatforscher, behutsamer vielleicht noch als je zuvor ...

Franz Pfeffer war nicht nur Leiter des neuen Instituts für Landeskunde, das 1946 ins Leben gerufen wurde, er war gleichzeitig auch Direktor des Landesmuseums. Diese berufliche Nähe ließ ihn in einer Jubiläumsschrift

---

<sup>73</sup> Eduard Kriechbaum, Medizinalrat Dr. Emil Reh. Zum 75. Geburtstag. In: Oberösterreichische Heimatblätter 1. Jg. (1947) H. 4, 350-355

<sup>74</sup> Hilde Hofinger, W. Hofrat i. R. Professor Dr.phil. Aldemar Schiffkorn. In: Oberösterreichische Heimatblätter 42. Jg. (1988) H. 2, 126

<sup>75</sup> Zitiert nach Schiffkorn, Menschen 126

<sup>76</sup> Ebd.

über das Wesen und die Leistung Oberösterreichs feststellen, dass die Ortsmuseen einen „kleinen Mittelpunkt der Heimatforschung“ bilden und dementsprechend gefördert werden.<sup>77</sup>

1954 wurde das Institut für Landeskunde selbstständig, an dem der legendäre Ernst Burgstaller tätig war. 1971 wurde es wieder aufgelöst.

Es gab Karrieremöglichkeiten – im weitesten Sinn, mehr als vor dem Krieg; dieses zweifellos schmale Kulturfeld „Heimatforschung“, gepaart mit Volksbildung, war etabliert, fruchtbar und wurde intensiv genutzt. Heimatforschung blieb im ehrenamtlichen Bereich, aber die Möglichkeiten für eine Subventionierung waren am Ende des 20. Jahrhunderts sicher höher als an dessen Beginn, ebenso der Moment der Ehrung und Auszeichnung: Seit 1956 gibt es die Konsulentenwürde für Volksbildung und Heimatpflege. Eduard Kriechbaum erhielt gemeinsam mit Hans Commenda als erster die Auszeichnung Ehrenkonsulent der OÖ. Landesregierung für außerordentliche Verdienste um Volksbildung und Heimatpflege.<sup>78</sup> 1958, im zwölften Jahrgang der Oberösterreichischen Heimatblätter, verfasste der Schriftleiter Franz Pfeffer einen Nachruf auf DDr. Eduard Kriechbaum.<sup>79</sup> Mit ihm verstarb „eine der markantesten Persönlichkeiten der letzten Jahrzehnte aus der Reihe der Heimatforscher“. Pfeffer erwähnt ausführlich dessen Herkunft und seine vielen Reisen, dessen Reden und seine Rhetorik, seine forscherschen Qualitäten hingegen blieben unerwähnt. Er wurde gelobt als „geschätzter, immer bereiter Mitarbeiter“ und beschrieben als „eine jener eigenwilligen Persönlichkeiten in Oberösterreich, wie sie heute allmählich immer seltener werden“; was letztlich ein zweischneidiges Urteil war. Der Nachruf endet mit der lakonischen Schlussbemerkung: Sein Wirken „eingehender zu zeichnen und der Nachwelt zu überliefern, wird Aufgabe einer späteren, ausführlicheren Würdigung sein“.

Von 1955 bis 1991 gab es ein „Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege“.<sup>80</sup> Es stand in der Tradition Depinys. Der Leiter war Aldemar Schiffkorn, ein Mitarbeiter von Dietmar Assmann. Aus diesem Landesinstitut entwickelte sich nach dessen Auflösung das „Institut für Volkskultur“. Aus der bis dahin tätigen Arbeitsgemeinschaft für Heimatpflege entwickelten sich Mitte der 1970er Jahre zwei Untergruppen: Der Arbeitskreis für Haus- und Familienforschung unter der Leitung von Willibald Mayrhofer

---

<sup>77</sup> Franz Pfeffer, Wissenschaftspflege. In: Oberösterreich. Wesen und Leistung. Hg. v. der OÖ. Landesregierung (Linz 1951/52) 74

<sup>78</sup> Schiffkorn, Menschen 132

<sup>79</sup> Franz Pfeffer, DDr. Eduard Kriechbaum. In: Oberösterreichische Heimatblätter 12. Jg. (1958) H. 3/4, 124

<sup>80</sup> Vgl. zur Entwicklung Dietmar Assmann, Ein „Nachruf“ auf die Heimatpflege. In: Oberösterreichische Heimatblätter 49. Jg. (1995) H. 4, 399-401

im Oö. Landesarchiv und der Arbeitskreis für Klein- und Flurdenkmalforschung unter der Leitung von Frau Brigitte Heilingbrunner. Diese Arbeitskreise beschäftigen sich mit Themen, die man eindeutig der Heimatsforschung zurechnen darf. Eine starke Markierung für die Heimatsforschung wurde 1982 gesetzt; mit ihr begann daher auch die kurze Selbstdarstellung der Geschichte der Heimatsforschung auf der Webseite des „forum oö Geschichte“, das im Juli 2011 zum unmittelbaren Ansprechpartner für alle Belange der OÖ Regional- und Heimatsforschung wurde: „1982 wurde vom Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege die Arbeitsgemeinschaft Oö. Heimatforscher gegründet (damit verbunden sind die Namen Aldemar Schiffkorn jun. und Alexander Jalkotzy). Seit diesem Zeitpunkt finden regelmäßig Heimatsforschertagungen statt, die der wissenschaftlichen Fortbildung und der gegenseitigen Hilfestellung bei landeskundlichen Forschungen dienen. Öffentlich zugängliche Informationen über die jeweiligen Arbeitsschwerpunkte der Mitglieder sollen die landeskundliche Arbeit und den Gedankenaustausch erleichtern.“<sup>81</sup>

Immer mehr wurde das Nachzeichnen der Interessens-Vertretungen der Heimatsforschung zu einer Geschichte der Organigramme der Kulturverwaltung: „Im Jahr 2004 wurde die Arbeitsgemeinschaft Oö. Heimatforscher in Arbeitsgemeinschaft Regional- und Heimatsforschung Oö. umbenannt, die Betreuung erfolgte über die Landeskulturdirektion / Institut für Kunst und Volkskultur. Die Arbeitsgemeinschaft Regional- und Heimatsforschung Oberösterreich arbeitet intensiv mit dem Oö. Landesarchiv, dem Oö. Museumsverbund, den verschiedenen Arbeitsgemeinschaften am Oö. Landesmuseum und den vielen landeskundlichen Vereinigungen in Oberösterreich zusammen. Die Arbeitsgemeinschaft Regional- und Heimatsforschung Oberösterreich ist Mitglied im Oö. Forum Volkskultur ([www.ooe-fv.at](http://www.ooe-fv.at)), dem 24 volkulturelle Landesverbände angehören. Zwei Tagungen im Jahr dienen dem intensiven Erfahrungsaustausch der Mitglieder.“<sup>82</sup>

Tritt man nach dieser Beschreibung atemlos einen Schritt zurück, fragt man luftholend: Bekennen sich die mehr als respektable 400 Mitglieder, die sich in der Arbeitsgemeinschaft Regional- und Heimatsforschung Oö. derzeit eingeschrieben haben, genau wegen oder trotz dieser Verästelungen als „Heimatsforscher“? Besagtes „OÖ. Forum Volkskultur“ organisiert übrigens als Erwachsenenbildungseinrichtung die „Akademie der Volkskultur“, die jährlich einen zertifizierten „Heimatsforscherlehrgang“ anbietet. Aber das ist bereits eine Entwicklung des 21. Jahrhunderts...

---

<sup>81</sup> <http://www.ooegeschichte.at/Forschung.5.0.html>, 01.09.2011

<sup>82</sup> Ebd.

Am Ende des 20. Jahrhunderts ist im Land kulturpolitisch eher eine Zersplitterung erkennbar, im Gegensatz zu den Bestrebungen des Zusammenführens wie sie Adalbert Depiny zum Prinzip erklärt hat. Institute wurden gegründet und aufgelöst, Förderstellen geschaffen und zugeschnitten, es wurde gekürzt und umstrukturiert.<sup>83</sup> Heimatforschung als Thema der Kulturpolitik wirkt wie eine zu kurze Tuchent, unter der man je nach Bedarf gerne seine Füße steckte oder an der von verschiedenen Seiten gezogen wurde, um ein Stück Bettwärme zu erreichen.

„Heimatforschung ist ein Konglomerat spezifischer Aktivitäten, die von Einzelpersonen, Arbeitsgemeinschaften sowie Institutionen privater und öffentlicher Hand ausgehen“, umschrieb diesen Zustand Alexander Jalkotzy 2004, der sie lange Zeit in der Kulturabteilung des Landes Oberösterreich begleitet hat.<sup>84</sup>

Mitte der 1980er Jahre schien dieses „Konglomerat“ undurchdring- und -schaubar, so dass ein Konzept eines Steuerungssystems der oberösterreichischen Heimatforschung ausgearbeitet wurde. Angedacht war darin sogar eine „Koordinationsstelle für Regionalforschung“.<sup>85</sup> Was hätte Depiny wohl dazu gesagt? Wahrscheinlich hätte er sich neidlos über die Kapazitäten in der Verwaltung gefreut, die dem ausgehenden 20. Jahrhundert im Land zur Verfügung standen... Gleichzeitig hätte er sich wohl nicht vorstellen können, dass sich die Heimatforschung von der Heimatpflege lösen und auch die PädagogInnen an den Hochschulen ohne Heimatkunde auskommen würden.

Das Land Oberösterreich drehte im Laufe des Jahrhunderts den Hahn der Heimatforschung von Heimatschutz auf Servicierung. Anfangs wünschte sich die öffentliche Hand eine Bewusstseinsbildung, eine ideelle Unterstützung und erreichte eine gewisse kulturelle Formung ländlicher Eliten. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts reagierte das Land mit der Unterstützung von Hilfsangeboten für die Arbeit der ehrenamtlichen Idealisten.

Unabhängig von der strukturellen Entwicklung im Land bildeten sich in den Städten, vor allem in Linz, rund um Volkshochschulen ‚Laiengeschichtsgruppen‘ oder ‚Geschichtswerkstätten‘, die es nicht notwendig hatten, sich in einer Traditionslinie mit der Heimatforschung einzureihen.

---

<sup>83</sup> Dietmar Assmann, Landeskunde – Heimatforschung – Heimatpflege. In: Mitteilungen des Oberösterreichischen Volksbildungswerkes Jg. 36, Nr. 4 (1986) 3-7; Dietmar Assmann, Landeskunde, Heimatforschung, Heimatpflege. In: Oberösterreich. Kulturzeitschrift 29. Jg. (1979) H. 3, 7-12

<sup>84</sup> Alexander Jalkotzy, OÖ. Heimatforschung. Ein aktueller Überblick. In: Oberösterreichische Heimatblätter 58. Jg. (2004) H. 3/4, 91-96

<sup>85</sup> Jalkotzy, OÖ. Heimatforschung 97



Trotzdem lässt sie ihr Tun einer offenen, modernen Strömung der Heimatsforschung zuordnen.<sup>86</sup>

Aus dem Geist der Heimatsforschung entstanden im Land die vielen Heimatmuseen, deren Szenerie am Beginn des 21. Jahrhunderts die Gründung eines „Verbundes Oberösterreichischer Museen“ rechtfertigte.<sup>87</sup> In der Ersten Republik gab es im Landesmuseum regelmäßig beliebte ‚heimatkundliche Ausstellungen‘.<sup>88</sup> Und selbstverständlich lässt sich auch das Phänomen „Oberösterreichische Landesausstellung“ als eine Blüte der Wurzel „Heimatsforschung“ klassifizieren, die es zum Zeitpunkt der ersten Landesausstellung 1965 bereits gut 45 Jahre gab.<sup>89</sup> Zuerst waren es Kunstausstellungen, spätestens 1976 mit „Der oberösterreichische Bauernkrieg 1626“ in Scharnstein und Linz wurden die Themen eindeutig auch für Heimatforscher interessant.

## 5

Durch das Heimatsforschen um 1900 wurde die Lokalgeschichte salonfähig: Man schätzte seine Früchte in kleinstädtischen Salons, in Bürgerhäusern und auch bei Vereinstreffen in Bürgerkellern. Heimatsforschungs-Aktivitäten in der Ersten Republik wurden vor allem in den Bezirksstädten Braunau, Freistadt, Wels, Schärding gesetzt; sie wuchsen aus deren Bürgerschaft, immer mit dem Heimatschutz-Gedanken in Verbindung stehend. Die forschende Neugierde und das rezipierende Interesse waren stets gepaart mit einem gewissen kommunitaristischen Wunsch nach Beteiligung an Gestaltungsprozessen.

Die erarbeiteten Beiträge zur Heimatsforschung standen in der Tradition des „Kronprinzenwerkes“, in dem von berufenen Experten die Landeskunde der einzelnen Kronländer beschrieben wurde.<sup>90</sup> Mit dem Zerfall des Reiches war aber auch diese enzyklopädische Ära zu Ende gegangen. Die Zeit der

---

<sup>86</sup> Franz Eichinger, ‚Vergangenheit, die nicht vergehen will‘ – Über den Umgang der Erwachsenenbildung mit der Zeitgeschichte am Beispiel der NS-Vergangenheit. In: 50 Jahre Verband Oberösterreichischer Volkshochschulen (Linz 2006) 130-147

<sup>87</sup> Zur Geschichte oberösterreichischer Museen der Zwischenkriegszeit siehe C(hristian) H(emmers), Zur Geschichte des Sammelns 4. In: Museumsinfoblatt Verbund Oberösterreichischer Museen Nr. 1 (2010) 20-24

<sup>88</sup> Z. B. besuchten im Jahr 1933 rund 10.000 Personen das Landesmuseum mit seinen zwei heimatkundlichen Ausstellungen „Schöne alte Tore von Linz“ und „Alt-Gmundener Majoliken 1650-1850“. Vgl. Berichte der wissenschaftlichen Landesanstalten. In: Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines 86 (1935) 21

<sup>89</sup> Thema 1965 war „Die Kunst der Donauschule“ im Stift St. Florian.

<sup>90</sup> Die österreichische Monarchie in Wort und Bild. Auf Anregung und unter Mitwirkung seiner kaiserlichen und königlichen Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf (Wien 1858–1889)

Zeitschriftenbeiträge war angebrochen – Zersplitterung statt Zusammenschau. Heimatforschung begann sich detailliert mit der Geschichte und Volkskunde des nunmehrigen Bundeslandes Oberösterreich zu beschäftigen. Die Heimatforscher forschten mit Sendungsbewusstsein und trugen Mosaiksteine zu einem Fundament der Gesellschaft zusammen.

Heimatforschung war eine Sache für lokale Eliten. In der ersten Jahrhunderthälfte wurden dezidiert Lehrer, Ärzte und Priester angesprochen, als Heimatforscher tätig zu werden. Diese Menschen hatten ein Publikum, ihre Zuhörer, hatten Reputation, wussten von ihrer Wirkung. Erst ab der zweiten Jahrhunderthälfte spielt dieser Zugang keine Rolle mehr. Es dauerte seine Zeit, bis sich Heimatforschung sozusagen vollständig demokratisiert und gesamtgesellschaftlich durchgesetzt hat.

Aus jenem frühen Selbstverständnis erklärbar ist der wissenschaftsgeschichtliche Nebenaspekt, dass die weniger volkskulturellen und heimatkundlichen Beiträge der ersten Jahrzehnte mit wissenschaftlichem Apparat gedruckt wurden. Die Heimatforscher der ersten Stunde besaßen Respekt und Darstellungsautorität. Sie waren per se Traditionsbewahrer, gesellschaftlich bestätigt durch ihre beruflichen Tätigkeiten und Ämter. Es gab keinen Zweifel an den Resultaten der Arbeiten von Experten. Jedes heimatforscherrische Expertenurteil in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schien letztgültig. Debatten wurden nicht angeregt, Kritik nicht provoziert. Die regionale Welt erwartete Ergebnisse, keine Diskussionen. Forschung beseitigte Zweifel, gebar sie nicht.

Jene ersten Heimatforscher im Land waren also lokale Honoratioren. Sie haben sich vorgenommen, den Ort wertzuschätzen, an dem sie im Laufe ihrer Biographie geraten waren. Ärzte, Lehrer, Pfarrer – alle waren sie beruflich, karriereverpflichtet an jene Orte geraten, wo sie forschten. Zugezogene bzw. zumindest Zurückgekehrte kümmerten sich um die Heimat, weil sie sie erwerben wollten. Heimatforschen war nicht ein Phänomen von Bauern, in keinster Weise ländlich-agrarisch, auch wenn sich die Volkskunde bevorzugt mit den ländlichen Regionen beschäftigte. Eduard Kriechbaum stammte z. B. aus dem Mühlviertel und war als Arzt nach Braunau gekommen. Adalbert Depinys letzte berufliche Station vor Linz war Görz. Aldemar Schiffkorn leitete ein Museum in Trier, bevor er seine Karriere in Oberösterreich begann. Die Heimatforscher haben ihre Ausbildung nicht im Land erhalten, schlicht weil es keine Universität in Oberösterreich gab. Und sie haben hierzulande einen Arbeitsplatz gefunden. Die Heimatforschung ist zu ihrem Feld und zu ihrer Möglichkeit geworden, das Land kennenzulernen, es sich vertraut zu machen oder gar es sich einzuverleiben. Heimatforscher verhalten sich gewiss demütig gegenüber Quellen, sind mitunter pathetisch gegenüber Funden und Formulierungen, aber sie sind auch kalkulierende Benützer, mit einer Schläue beim Suchen und mit harten Strategien der Aneignung.

Mit dem Faible für Heimatsforschung ging in den ersten Dezennien die Bewegung für den Heimatschutz einher, die nicht von oben herab vorgegeben wurde, sondern sich in Kleinstädten bottom-up, also aus lokalen Interessen und Bedürfnissen entwickelte. Vereine entstanden, die sich diesem Thema widmeten. In Steyr schon sehr früh, um nicht zu sagen pionierhaft, bereits 1911.<sup>91</sup> Die Vereinsmitglieder, respektable Honoratioren der Stadt, wollten die „Erhaltung der baulichen und landschaftlichen Schönheiten“ und forderten „das Schöne in Kunst und Handwerk“. Der Verein betrieb Lobbying und Öffentlichkeitsarbeit, gewann zeitweise großen Einfluss auf das Baugeschehen der Kommune, engagierte sich im Kulturleben, leitete kurz auch das Stadtmuseum. Depiny suchte den Kontakt und bat um einen redaktionellen Beitrag über die Leistung des Vereins für die Zeitschrift „Heimatgäue“. Einer der umtriebigen Funktionäre Gregor Goldbacher, als Professor am Realgymnasium und als Heimatdichter eine bekannte Persönlichkeit, verfasste daraufhin eine kurze Beschreibung und einen Tätigkeitsbericht.<sup>92</sup> Depiny wiederum beteiligte sich an einer Ausstellung des Vereins 1924 für die Österreichische Bundestagung für Heimatschutz in Steyr. Die Verdichtung der Netzwerke und das seine Öffentlichkeit findende Engagement um „Heimat“ im Sinne von Wertschätzung bestehenden Kulturguts, Bewahrung, vorsichtiger Veränderung, Engagement für qualitativvolles Bauen und Denkmalschutz usw. geschah immer mit beschränkten Mitteln und mit dem Hang zur Selbstausschöpfung: 1922 beschloss der Steyrer Verein übrigens, die Zeitschrift „Heimatgäue“ aus Geldmangel nicht mehr weiter zu beziehen; vielleicht wird man sie privat abonniert haben.

Am Beginn der Ersten Republik und am Beginn der Heimatsforschung stand die Gründung der Zeitschrift „Heimatgäue“. Nach dem Anschluss gab es „Der Heimatgau“, und die Zweite Republik begann mit der Zeitschrift „Oberösterreichische Heimatblätter“. Auch ein weiteres historisches Eckdatum Österreichs, der politische Systemwechsel 1933/34, erhielt eine Fachzeitschrift mit heimatgeschichtlichen Aufsätzen: Zu diesem Zeitpunkt wurde das „Historisches Jahrbuch der Stadt Linz“ eingeführt. Ein weiteres klassisches Medium für Interessierte war das „Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines“. Neben diesen landesweiten heimatkundlichen Zeitschriften gab es regionale Publikationen wie z. B. die „Mühlviertler Heimatblätter“ und das ganze Jahrhundert hindurch immer wieder illustrierte Wochen- und Monats-Beilagen diverser oberösterreichischer Tageszeitungen, die sich als heimatkundliche Publikation verstanden, so z. B. das Linzer Volksblatt mit „Heimatland“. 1937 z. B. hatte diese Zeitung auch eine Sonntagsbeilage

---

<sup>91</sup> Vgl. Brandl, Verein

<sup>92</sup> G(regor) Goldbacher, Tätigkeit des Vereines „Heimatschutz“ in Steyr vom 1. Juni 1920 bis 1. Juni 1921. In: Heimatgäue 2. Jg. (1921) 200-201

namens „Welt und Leben“, in der Franz Pfeffer als Kulturschriftleiter parallel zu Depiny das „Heimatkundliche Schrifttum“ des Jahres zusammengestellt hat. Als regionales Beispiel sei „Die Heimat“ genannt, die 1960 das erste Mal als Beilage der „Rieder Volkszeitung“ bzw. der „Rieder Rundschau“ erschienen ist. Nach 28 Jahren und 433 Artikeln wurde sie 1988 vom Verlag eingestellt.<sup>93</sup>

Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts publizierten Heimatforscher vor allem in den heimatkundlichen Zeitschriften, dann erst hob die Zeit der Heimatbücher an. Vor ihrer Erstellung warnten in der ersten Hälfte noch die Experten. Im ausgehenden 20. Jahrhundert hingegen ist ein Heimatbuch mitunter nicht das Meisterstück, die Königsdisziplin, sondern sogar der Einstieg ins Heimatforschen; frei nach dem Prinzip ‚learning-by-doing‘. Verlage begannen das Potential der Heimatbücher am Markt zu erkennen. Die Gestaltung und die editorische Hilfestellung bei der Erstellung wurden zur rentablen Nische. Immer stärker kamen daher in den letzten Jahren die Anweisungen und Anleitungen für so ein heimatsforscherisches Glanzstück von graphischer Seite, nicht von inhaltlicher. Nicht der Forschungsstand kompetenter WissenschaftlerInnen markierte die Qualitäts-Latte, sondern praktikable Verlags- und Druckerei-Standpunkte zur Leserfreundlichkeit. Im Hintergrund dieser jüngsten Entwicklung steckt die digitale Revolution, die sowohl das Forschen als auch das Präsentieren auf ein neues breites Niveau gehoben hat. (Belassen wir es bei einer Benennung dieses Phänomens und bei der Behauptung, diese Zäsur zum Thema künftiger Rückblicke machen zu müssen, nämlich: ‚Heimatsforschung im 21. Jahrhundert‘.) Kulturpessimistisch könnte man jammern, dass die Heimatsforschung in einer ‚Baumarkt- oder IKEA-Welt‘ angekommen wäre: Mit dem Spaß am Selbermachen, mit dem Hang zu praktischen Lösungen, mit der Aussicht rasch und billig ans Ziel zu kommen. Just do it! Schnelle Antworten und pfiffige Präsentationen sind gefragt und machen das Heimatsforschungs-Design vorhersehbar. Aber war es das nicht immer?

Wichtiger noch als das Schreiben und Publizieren war für die Heimatsforschung und Heimatsforscher immer das gesprochene Wort: Der Vortrag, der direkte Kontakt mit den Interessierten. Eduard Kriechbaum wird als großer Redner beschrieben. Seine Schriftsprache liest sich ebenso überschäumend, vollmundig. Auch Adalbert Depiny wird – trotz des weiter oben zitierten Vorurteils – seine Zuhörer gehabt haben.<sup>94</sup> Öffentlich vorzutragen und zu reden gehörte zu seinen Jobs. Im Radio moderierte Depiny auch eine

---

<sup>93</sup> Josef Mader, „Die Heimat“ – ein Nachruf. In: Oberösterreichische Heimatblätter 50. Jg. (1996) H. 2, 225-232

<sup>94</sup> Vgl. Heimatbewegung in den Gauen. Unsere Jugend. In: Heimatgaue 3. Jg. (1922) H. 4, 212

eigene Sendung „Der oberösterreichische Lebensraum“, in der er verschiedene Heimatforscher zu Wort kommen ließ.<sup>95</sup>

Zeitschriften und Zeitungen, Artikel und Vorträge, Bücher und Radio, die Klaviatur der Medien, auf denen Depiny zu spielen wusste, war breit, bloß mit dem Medium Film pflegte er keinen aktiven Umgang. Kino und Heimatgeschichte fügte er nicht zusammen. Depiny bzw. die „Heimatgaue“ verhielten sich gegenüber Kino und dem Medium Film defensiv bzw. hielten beide nicht für berücksichtigungswert für ihre Ambitionen.<sup>96</sup> Es gab in Oberösterreich aber sogenannte „Kulturfilmer“ wie z. B. Dr. Max Zehenthofer, der 160 Kultur- und Dokumentarfilme gedreht hatte (Titel wie „300 Jahre Hallstatt“ oder „Im Tal der Sensenschmiede“ in den 1930er Jahren).<sup>97</sup> Daran erkennt man übrigens, dass das Faible für Themen der Heimatforschung an vielen Stellen vorhanden war und nicht sämtliche Aktivitäten zentral gesteuert, von einer Person gelenkt wurden.

Ebenso unverbunden blieben auch Heimatforschung und Heimatdichtung. Zum Thema (zeitgenössische) Mundartdichtung schweigen die „Heimatgaue“. Auch daraus wird deutlich, dass die Heimatforschung bloß ein Aspekt von vielen war, sich den Begriff ‚Heimat‘ in seiner kulturellen Betätigung habhaft zu machen. Verschiedene Wege führten zu dem Schluss, das Wort „Heimat“ als Anker seines Tuns zu verwenden.

Was auch noch auffallend fehlt in der Heimatforschung der ersten Jahrzehnte ist das Thema Genealogie. Damit begannen erst die letzten ein, zwei Generationen der Heimatforscher. Die Beschäftigung mit Kirchenmatriken und Stammbäumen bzw. mit der eigenen Familiengeschichte wirken erst seit kurzem als eine Art Einstiegsdroge in die Heimatforschung. Depiny schrieb bloß einen spärlichen Aufsatz über „Familiengeschichte“ – im Jahr 1936, im 17. Jahrgang der „Heimatgaue“. Darin nahm er Bezug auf das Erbhofgesetz des Jahres 1931 und schloss mit der Aufforderung, Familienbilder – gemalte oder fotografierte – zu sammeln; mehr fiel ihm dazu nicht ein.<sup>98</sup> Und auch Haus- und Hofchroniken waren nicht das erstrebenswerte Forschungsziel. Gibt man in der digitalen historischen Bibliographie der Website „forum oö geschichte“<sup>99</sup> das Stichwort „Hofchronik“ ein, erzielt man 13 Treffer; davon keiner älter als 1983. Diese Arbeiten erweisen sich somit als ein junges literarisches Genre und bilden einen verhältnismäßig modernen Zweig der Heimatforschung. Die Öffnung des Oberösterreichischen Landesarchivs und die

---

<sup>95</sup> Commenda, Depiny 156

<sup>96</sup> O. Oberwalder, Kino und Heimatschutz. In: Heimatgaue 2. Jg. (1921) 66-68

<sup>97</sup> Wolfgang Sperner, Filmland zwischen Dachstein und Böhmerwald. In: 90 Jahre Linzer Volksblatt 1869-1959 (Linz 1959) 10-11

<sup>98</sup> Adalbert Depiny, Familienbilder. In: Heimatgaue 17. Jg. (1936) 187-188

<sup>99</sup> <http://www.oogeschichte.at/Datenbanksuche.40.0.html>; 20.01.2012

„kundengerechte“ Aufbereitung seiner Materialien für Laien evozierten forschungstechnisch diese privaten Dokumentationen. Der biographische Trend bringt heutzutage viel Nachwuchs für die Heimatforscher-Szene.

Kein Heimatforscher nennt sich Historiker, und schon gar kein Historiker schmückt sich mit dem Titel Heimatforscher. Das deutet nicht – mit dem Volksmund gesprochen – ein Verhältnis wie ‚Hund und Katz‘ an, sondern den Vergleich von ‚Äpfel und Birnen‘. Heimatforschung kann nicht als Amateurbetrieb der Geschichtswissenschaft bzw. anderer akademischer Wissenschaften dargestellt werden. Und Heimatforschung muss nicht einen Platz, schon gar nicht den letzten, im streng-hierarchischen Organigramm einer Disziplin haben. Sie bildet vielmehr eine Art Vorfeld. Sie ist ein Ort der Vermittlung und der Übersetzung. Ein Prüfplatz der trivialen Alltags-tauglichkeit von methodischen Diskursen. Idealerweise nimmt Heimatforschung einen festen Platz in der breiten Öffentlichkeit ein und befördert das Bewusstsein und die Aufmerksamkeit für akademische, historische Erkenntnisse. Gleichzeitig liefern Heimatforscher punktuelle Ergebnisse, die in weitere, umfassendere akademische Forschungen eingebettet werden können.

In die „Heimatkunde“ sickern universitäre Trends und methodische Entwicklungen ein: In den 1920er und 30er Jahren sind volkskundliche Themen stark; im ausgehenden 20. Jahrhundert drängt die Geschichtswissenschaft mit ihren Modellen wie Dig-where-you-stand, Alltagsgeschichte, Oral History und Biographische Forschung vor. Das Recherchieren von Familiengeschichten orientiert sich nicht mehr nur an den genealogischen Prinzipien, die zwar als formale Spielerei durchaus noch herausfordern, sondern mittlerweile geht es auch den Heimatforschern um sozialgeschichtliche Aspekte, um einen soziologischen und mentalitätsgeschichtlichen Zugang.

Gerhart Marckhgott, der im und mit dem Oö. Landesarchiv an einer markanten Schnittstelle zwischen Heimatforschung und Wissenschaft arbeitet, findet den Unterschied zwischen Heimatforscher und Historiker vor allem in der Mentalität: Heimatforschung entspringe im Gegensatz zum akademischen Umgang mit Geschichte einem spontanen, individuellen, sozusagen ‚urwüchsigen‘ Gefühl.<sup>100</sup> Ein paar Jahre früher hat er bereits einen weiteren wichtigen Unterschied festgestellt: „Die traditionelle Grundtendenz der Heimatforschung ist eher konservativ, konsensorientiert, die Zeitgeschichte als geschichtswissenschaftlicher Zweig versteht sich eher progressiv, kritisch hinterfragend“.<sup>101</sup> Die Wasserscheide zwischen den zwei Bereichen liegt also

<sup>100</sup> Gerhart Marckhgott, Heimatforschung und Landesarchiv. In: Oberösterreichische Heimatblätter 58. Jg. (2004) H. 3/4, 99-102. Und der Archivar muss – wohlwollend wie ehrlich – feststellen, dass ein Archiv „mit der oft ebenso engagierten wie unbeschwerten Arbeitsweise der HeimatforscherInnen nicht immer gut zurecht käm“.

<sup>101</sup> Gerhart Marckhgott, Zeitgeschichte und Heimatforschung. In: Oberösterreichische Heimatblätter 49. Jg. (1995) H. 4, 300

primär nicht im Grad der methodischen Virtuosität, sondern im Maß der Aufgeschlossenheit und der Intellektualität. Daraus ergibt sich eine spitzfindige Frage: Kann der Umgang mit der Heimatsforschung ein Spiegel der demokratischen Reife sein? Eine Antwort gibt Gerhart Marckghott selbst, der „eine Scheinblüte der Heimatsforschung in den autoritären Regimen ab 1934“ konstatiert, „der ein lange anhaltender Nachkriegsschock folgte“ (...) „Dieser Schock bewirkte, dass sich Heimatsforschung wenig weiterentwickelte“.<sup>102</sup> Ich möchte diesen Befund präzisieren: Besagter „Schock“ wurde hervorgerufen durch ein Schockgefrieren des Wiederaufbaus. Die eigene Vergangenheit wurde nicht thematisiert, darüber wurde geschwiegen. Spätestens ab den 1960er, 70er Jahren geraten Heimatsforschung und Heimatbewegung sowieso in die Defensive. Die Beschäftigung mit Heimat wiegt schwer konservativ in vergleichsweise modernen Zeiten. Die mangelnde Selbstreflexion in der Heimatsforschung – wer hätte sie anregen können? – führte sie an den Rand ihrer Bedeutung.

Zu einer kritischen Betrachtung der eigenen Forschungstradition würden aber nicht nur die Beobachtung von Karriereverläufen und die Bewertung von Beteiligung gehören, sondern auch die Interpretation des heimatforscherischen Vokabulars der ersten Jahre: Was bedeutet es, wenn ein Depiny im Oktober 1919 davon spricht „der Heimat die Nibelungentreue zu wahren (...) und für den deutschen Gedanken einzustehen“ oder von „deutscher Art und ihren Wegen in unseren Gauen“?<sup>103</sup> Was beschreiben solche Wörter wie „wesensdeutsch“ oder „kerndeutsch“? Diese Phrasen waren verständlich in den 1920er Jahren, ein Erbe der 30er und 40er. Spätestens im 21. Jahrhundert haben sie einen Erklärungsbedarf.

So wenig diskursive Elemente Heimatsforschung auch besitzt, so stark war immer ihr Repräsentationscharakter. Die Ergebnisse und Resultate der Heimatsforschung waren immer nutzbar – mindestens in Sonntagsreden, bei Eröffnungen und Jubiläen. Heimatsforschung suchte und fand ihre Anerkennung in der huldvollen Kenntnisnahme.

So wie Heimat immer ein Instrument der Idealisierung und Ideologisierung war, so ließ sich auch Heimatsforschung politisch instrumentalisieren. Allein schon, weil Heimatsforscher ein Faible für konservative Werte haben, deren positive Romantik politisch bejahbar und nutzbar ist. Tradition in Sachen Opposition gibt es keine in der Heimatsforschung, im Gegenteil dieses Thema ist – inmitten des 20. Jahrhunderts – ein No-Go. Hätte man – so eine Idee, die noch nicht als These verstanden werden will – schon früher und konzentriert mit der Aufarbeitung der Vergangenheit von Heimatsforschung

---

<sup>102</sup> Ebd.

<sup>103</sup> Depiny, Wege 6 f.

und der Zeitgeschichte durch Heimatforscher begonnen, wären manche politischen Debatten der 1980er und 90er Jahre aufgeklärter geführt worden...

Intellektualität wurde im Laufe des 20. Jahrhunderts von der Heimatforschung nicht gesucht und nicht für sich beansprucht. Die prinzipiell unkritische Betrachtungsweise von Entwicklungen sollte im 21. Jahrhundert aber abgelegt werden. So wie sich der Heimatbegriff über die Jahrzehnte verändert, so verändert sich auch die Heimatforschung – das ist unbestritten eine These. Weiterhin wird sie eine Chiffre für Geschichtsbewusstsein bleiben. Und auch die Wesenszüge der Heimatforscher werden dieselben bleiben: Das Interesse am tieferen Kennenlernen von Dingen, die einem nahe stehen oder am Herzen liegen.<sup>104</sup> Die Neugierde auf Entwicklungen. Das Vertrauen, noch im Geringsten einen Wert zu finden und im Rückständigsten einen Glanz. Der Drang, das Positive zu suchen. Bohumil Hrabal beschreibt es, ohne dabei über die Heimatforscher zu reflektieren, als lustvoll, etwas zu erfahren, das man noch nicht gewusst hat über die Welt und das Leben und sich selbst, und kennt als menschlichen Antrieb die „Hoffnung, einmal etwas zu finden, das uns qualitativ verändert hätte“.<sup>105</sup> Noch deutlicher wird der Nobelpreisträger José Saramago, der bei der Formulierung unseres Schlusssatzes ebenfalls nicht die Heimatforscher im Visier hatte, obwohl er ihnen damit selten gut ins Herz schaut: „*Die Vergangenheit ist eine riesige Steinwüste, die viele am liebsten wie auf einer Autobahn durchqueren, während andere geduldig von Stein zu Stein wandern und jeden einzelnen hochheben, weil sie wissen müssen, was sich darunter befindet.*“<sup>106</sup>

---

<sup>104</sup> Zumindest in der vorvorletzten Fußnote sei der Gedanke verbalisiert, dass das Genre Heimatforschung, transformiert in die musikalische Popularkultur am Ende des 20. Jahrhunderts, so klingt wie der Heartland-Rock eines Bruce Springsteen: einfach und schnörkellos – am Massentauglichen muss zweifellos noch gearbeitet werden, aber Oberösterreich ist ja auch nicht New Jersey...

<sup>105</sup> Bohumil Hrabal, Allzu laute Einsamkeit, zitiert nach Walter Kohl, Zukunft findet statt. In: Der Standard, Album, 6./7.2.2012, 12

<sup>106</sup> José Saramago, Die Reise des Elefanten (Hamburg 2010) 31



Gerhart Marckhgott

## „DOKUMENTATION“ IM DIGITALEN ZEITALTER

Die folgenden Überlegungen sind als Diskussionsbeitrag gedacht zur Positionierung des Landesarchivs im „BAM“-Dreieck (Bibliotheken – Archive – Museen) des Landes Oberösterreich, aber auch zur Reflexion des eigenen Aufgabenprofils. Sie sind ein Versuch, vielfältige, oft nicht zu Ende geführte Überlegungen der letzten Jahre zusammenzuführen und praktische Schlüsse daraus zu ziehen. In dem guten Klima der Zusammenarbeit, das derzeit zwischen den angesprochenen Institutionen herrscht, können auch solche Fragen angesprochen werden. Vielleicht können spätere Diskussionen an manche dieser Überlegungen anknüpfen oder auf Erkenntnissen aufbauen, die sonst rasch wieder im Tagesgeschäft vergessen werden.

Ein Schwerpunkt des Beitrages ist es, Überschneidungen und Parallelitäten am Beispiel bestimmter Sammlungen, die früher im Landesarchiv unter „Dokumentation“ geführt wurden, zu reflektieren. Warum? Überschneidungen bewirken entweder Konkurrenz oder Duplizität, und beides ist schlecht für Beschaffungsaufwand und Außenwirkung. Parallele Sammlungen verursachen Aufwand auf beiden Seiten für ein und denselben Zweck, was in Zeiten von Spezialisierung und Sparzwängen schmerzt. Vor allem aber bedeuten beide Erscheinungen eine Verschlechterung der Zugänglichkeit des gespeicherten Wissens, weil Außenstehenden (und manchmal auch den eigenen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern) nicht bekannt und einsichtig ist, welche Inhalte und welche Sammlungen in bzw. von welcher Einrichtung zu erwarten sind.

### Dokumentation

Von der „Doku“ im Fernsehen über prozessbegleitende Aufzeichnungen bis zu Spezialsammlungen reicht der weite Bogen dessen, was man unter Dokumentation verstehen kann. Die Begriffsverwirrung ist enorm. Als Ausgangspunkt für diesen Beitrag mag folgende Definition aus Wikipedia dienen: „Unter Dokumentation versteht man die Nutzbarmachung von Informationen zur weiteren Verwendung. Ziel der Dokumentation ist es, schriftlich oder auf andere Weise dauerhaft niedergelegte Informationen (Dokumente) gezielt auffindbar zu machen. Dokumente in diesem Sinne können Fachbücher, Zeitschriftenartikel oder sonstige Druckschriften sein, aber auch Bilder,

Filme, Tonaufzeichnungen und ähnliches.“ Diese allgemeine Definition erinnert doch sehr stark an Archivierung. Wo ist der Unterschied? Archive übernehmen (in der Regel) von bestimmten Produzenten systematisch ‚abgeschlossene‘ Unterlagen, die aktuell nicht mehr gebraucht werden, jedoch von langfristigem Interesse sind. Dokumentationen dagegen stützen sich – wie auch die obige Aufzählung zeigt – auf zeitnahe, oft für die Öffentlichkeit produzierte und auch öffentlich zugängliche Unterlagen (für technische Dokumentationen gilt allerdings oft Geheimhaltung). Die Verwandtschaft mit Dossiers (Sammlungen von Dokumenten zu einem bestimmten Thema) ist ebenso offensichtlich wie fließend. Wegen der naheliegenden Gefahr von Missverständnissen sei darauf hingewiesen, dass das „Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes“ geradezu das Gegenteil dessen ist und betreibt, was in diesem Beitrag unter „Dokumentation“ verstanden wird. Ich hoffe, dies in den nächsten Absätzen deutlich machen zu können.

Unter historisch-kulturgeschichtlichem Gesichtspunkt gibt es ‚privilegierte‘ und ‚gewöhnliche‘ Zivilisations- und Kulturprodukte. ‚Privilegiert‘ sind jene, die aufgrund ihrer besonderen Beschaffenheit oder der besonderen Stellung ihrer Besitzer dem täglichen, zweckorientierten Gebrauch entzogen sind und dadurch – beabsichtigt oder nur faktisch – langfristig erhalten bleiben. Dazu gehören Kunstwerke und andere Spitzenprodukte aller Kulturtechniken. Für ihre Erhaltung und Nutzung (im kulturgeschichtlichen Sinn) sind schon seit Jahrhunderten private und öffentliche Sammlungen (als Institutionen), Museen, Archive und Bibliotheken da.

Als Folge gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Entwicklungen wandte sich seit dem 19. Jh. die Aufmerksamkeit aber auch ‚gewöhnlichen‘ Kulturprodukten zu. Immer breiteres Interesse zuerst am ‚Einfachen‘ (Volks-tümlichen), dann auch am ‚Gewöhnlichen‘ konnte aus der traditionellen Quellenbasis, die nur sporadisch und zufällig ‚Gewöhnliches‘ enthielt, kaum befriedigt werden. Aus dieser Erfahrung und dem Wunsch, künftigen Forschungen eine breitere Quellenbasis zu hinterlassen, entstanden nun dokumentierende Sammlungen, in denen versucht wird, materielle und geistige Gebrauchs- und Massenprodukte zeitnah und in repräsentativer Auswahl zu erhalten. Nicht Einzigartiges, sondern Typisches, Beispielhaftes wird gesammelt, gewissermaßen von der Produktion weg, zum ganz normalen, aktuellen Verkaufs- oder Zeitwert. Das ist im Grunde die gleiche Motivation, die auch viele private Sammler von Zeitungsartikeln, Fotos, Prospekten und Ähnlichem antreibt; der Großteil solcher Privatsammlungen geht allerdings schon nach wenigen Jahrzehnten verloren, weil sie nicht mehr den Interessen der Erben entsprechen.

Um den Unterschied zwischen klassischer Sammlung und dokumentierender Sammlung zu verdeutlichen, entstand in unseren Diskussionen ein anschaulicher Vergleich: während erstere aus dem trüben ‚Strom der Zeit‘

die Goldkörner zu filtern versucht und den Abraum bei Seite lässt, schöpft die Dokumentation einfach einen Eimer voll heraus, um – parte pro toto – alles, was in diesem Moment vorbeidriftet, zu erhalten. Die Sammlung hat ein bestimmtes Ziel vor Augen (die Goldkörner), die Dokumentation will ein Sample unbekanntem Inhalts sichern (den Inhalt eines Eimers).

## Dokumentation im Landesarchiv

Im Landesarchiv wurden zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erstmals solche dokumentierenden Sammlungen angelegt. Kaum strukturiert wurde nach dem Zufallsprinzip gesammelt: von Tonbändern mit Interviews und Rundfunkmitschnitten über Partei-, Kunst- und Filmplakate, (politische) Postwürfe bis zu Flugschriften, lokalen Informationsblättern und Prospekten. Schon nach einem Jahrzehnt überstieg die Fülle des Materials alle Möglichkeiten zur Aufbewahrung, Ordnung und Erschließung. Ein Vorstoß, die in bescheidenem Rahmen vorhandenen Rundfunk-Mitschnitte durch Videodokumentationen zu erweitern und zu ergänzen, wurde von Vorgesetzten mit dem Hinweis unterbunden, es sei „nicht Aufgabe des Archivs, Quellen zu produzieren, sondern lediglich sie zu sammeln“. Ungeachtet der sachlichen Fragwürdigkeit dieser Aussage war damit dem Totalitätsanspruch dieses Dokumentationsansatzes eine erste Grenze gesetzt.

Der Versuch, der bereits unübersehbaren Masse einerseits durch erste theoretische Hinterfragungen, andererseits durch Strukturierung und Konzentration auf einige Schwerpunkte Herr zu werden, führte zu einer Kanalisierung, die für einige Jahre zu funktionieren schien. Es tauchten allerdings bald Bedenken auf, ob denn nicht gerade durch diese Kanalisierung die nötige Breite und Vielfalt dieser – inzwischen unter der Bezeichnung Dokumentation zusammengefassten – Sammlungen verloren gegangen sei. Wie sich rückblickend bestätigt, war damit – um das eingangs gebrauchte Bild wieder aufzugreifen – ein entscheidender Schritt vom Eimer zum Goldsieb im Fluss der Zeit erfolgt, der den Dokumentationscharakter der Sammlungen weitgehend beendete.

Mit der zunehmenden Etablierung digitaler Massenkommunikation stellte sich bald auch die Frage, ob nicht der Printsektor einen allzu schmalen und immer weniger repräsentativen Bereich öffentlicher Kommunikation darstelle. Eine Restrukturierung des Landesarchivs beendete 2004 die Existenz der Abteilung „Zeitgeschichte und Dokumentation“ als Sonderbereich. Jetzt erst wurde offensichtlich und bewusst, dass ein vergleichsweise hoher Anteil der Personalressourcen in den Betrieb jener „bestandsergänzenden Sammlungen“ investiert worden war, deren Quellenwert immer fragwürdiger erschien. Wenig später kamen wir in einer Grundsatzdiskussion zu dem

Schluss, dass im aktuellen Umfeld mit den vorhandenen Ressourcen eine umfassende Dokumentation nicht mehr zu leisten und die aktive Weiterführung der einschlägigen Sammlungen nicht mehr sinnvoll sei. Die Plakat-, Flugschriften-, Broschüren- und Realiensammlung wurden als abgeschlossen erklärt, es wird keine aktive Akquisition mehr betrieben, nur mehr ‚von selbst‘ ins Archiv kommende Exemplare werden aufgenommen. Mit anderen Worten: Wir unternahmen bewusst den Schritt von der (umfassenden) Dokumentation zur (selektierenden) Sammlung. Der letzte Schritt dieser Entwicklung ist die jüngst vollzogene Zusammenfassung dieser Sammlungen mit der Fotosammlung in einen gemeinsamen Tätigkeitsbereich, um Ressourcen für aktuelle Aufgaben frei zu machen.

Eine ähnliche Entwicklung mit letztlich aber ganz anderem Ergebnis nahm die Zeitungsdokumentation. In den siebziger Jahren wurden Artikel aus den oberösterreichischen Tages- und Wochenzeitungen ausgeschnitten, aufgeklebt und nach dezimalklassifizierten Betreffen abgelegt; es wurden Dossiers gebildet. Ab der Mitte der achtziger Jahre wurden die Zeitungen komplett archiviert, die Beschlagwortung erfolgte nur mehr durch Vermerke in Titellisten. Mit dem Beginn der Digitalarchive der Zeitungen selbst wurden im Landesarchiv vorerst die Zeitungsdokumentation als solche, vor wenigen Jahren auch die Zeitungssammlung eingestellt. Seit dieser Zeit läuft das Projekt der vollständigen Digitalisierung aller jemals in Oberösterreich erschienenen Tages- und Wochenzeitungen; in der ersten Phase wird digitalisiert, in einer zweiten, gerade beginnenden Phase der Text maschinell gelesen (was bis Mitte des vorigen Jahrhunderts wegen Frakturschrift und schlechter Druckfarben und Papiere eine enorme Herausforderung darstellt) und in einer dritten, noch im Experimentierstadium steckenden Phase sollen die maschinenlesbaren Texte semantisch analysiert, maschinell beschlagwortet und erschlossen werden. Auf diesem Umweg wird die (digitale) Zeitungssammlung in hoffentlich nicht allzu ferner Zukunft eine nahezu perfekte Dokumentation zur oberösterreichischen Geschichte im späten 19. und 20. Jahrhundert bilden. Ich werde bei den Überlegungen zum Internet als Dokumentationsquelle darauf zurückkommen.

Die geschilderte Entwicklung wurde im Wesentlichen von Sachzwängen gesteuert. Nicht eine Reflexion des Dokumentationsbegriffes oder der Sinnhaftigkeit der bisherigen Anstrengungen, sondern der Mangel an Möglichkeiten und Ressourcen führte letztlich zur Einstellung. Es ist daher angebracht, die Diskussion „bestandsergänzender“ oder „dokumentierender“ Sammlungen nachzuholen und gegebenenfalls die Frage der ‚Zuständigkeit‘ zu stellen, weil von der Antwort abhängt, ob aktualisierte Überlegungen und Versuche in diese Richtung angestellt werden sollen oder nicht. Außerdem könnten die Ergebnisse einer solchen Diskussion eine Entscheidungshilfe bei der methodisch verwandten Bewertung potenziellen Archivgutes liefern.

## Die großen „landeskundlichen Wissensspeicher“ Oberösterreichs

Oberösterreich hat zahlreiche Archive, Bibliotheken und Museen verschiedenster Größe und Ausrichtung. Sie alle über einen Kamm zu scheren, wäre ein Unding. Ich bitte deshalb um Verständnis, dass ich mich im Folgenden nur mit den entsprechenden Landeseinrichtungen und ihren Aufgaben befasse.

Das Landesarchiv erhielt bei seiner Gründung den Zweck, landesgeschichtlich relevantes Quellenmaterial zu sammeln, zu erhalten und zugänglich zu machen. Eine – manchmal zu wenig beachtete – Tatsache ist, dass sich dieser Zweck damals unter anderem auf die Ergänzung und Vermehrung jener Urkunden und Schriftstücke bezog, die aus den Sammlungen des Musealvereins abgetreten worden waren. Es war also bei der Gründung des Archivs unter dem gemeinsamen Dach der Landeskunde eine relativ klare Aufgabentrennung vorgesehen, die später oft auf die Linien „Flachware“ vs. „3D“ reduziert wurde. Tatsächlich entwickelten sich im Lauf der Jahrzehnte bei der Sammlungstätigkeit Überschneidungen und Parallelen, die im Eifer der Konkurrenz selten wahrgenommen und noch seltener bereinigt wurden. Den meines Wissens umfangreichsten Versuch in diese Richtung stellte die Abgabe der großen Zeitungssammlung des Museums an das Archiv in den achtziger Jahren dar. Was damals mangels eigener Landesbibliothek wahrscheinlich richtig war, führte ein Jahrzehnt später zur Überschneidung der Sammeltätigkeit von Archiv und Landesbibliothek.

Damit kommt auch der dritte Player des „BAM“-Dreiecks ins Spiel, dessen Existenz in Oberösterreich nicht auf landeseigene Initiativen zurückgeht (die ehemalige Musealvereins- und jetzige Museumsbibliothek besteht heute noch als solche), sondern auf die erst 1999 erfolgte Übernahme der „Bundesstaatlichen Studienbibliothek“ durch das Land Oberösterreich. Im Grundsatzartikel der Broschüre zur Wiedereröffnung nach dem Umbau 2009 wird auch hier die Funktion des historischen Wissensspeichers betont: „Die Verständigung über die Vergangenheit fördert im Hinblick auf das Verständnis der Gegenwart und der Zukunft Orientierung und Gemeinschaft. Die Basis dafür schaffen Forschungen ... Gerade die Landesbibliothek mit ihrem Sammelschwerpunkt auf Publikationen aus dem Land und über das Land stellt so etwas wie ein Kompetenzzentrum und ‚Rohstofflager‘ historischen und gegenwärtigen Wissens dar.“ Auch hier hatten sich im Lauf der Zeit Parallelen zwischen Landesbibliothek und Archivbibliothek entwickelt, die erst vor einigen Jahren durch Abgleichung der Einkaufsstrategien weitgehend bereinigt wurden – sehr zum Vorteil unseres Ankaufbudgets. Immer noch besteht eine ‚Grauzone‘ im Bereich der Handschriften, die in beiden Einrichtungen

mit materiellem und wissenschaftlichem Know-how betreut werden. Diese Parallelität wird durch beiderseits hohe Identifikation mit diesen besonders alten und wertvollen Beständen verstärkt, sodass an einen Abtausch wohl nicht zu denken ist.

Die nahe Verwandtschaft zwischen Archiv und Museum wurde mir wieder bewusst, als ich im Jahresbericht 2011 der Landesmuseen die Selbstdefinition fand „als strukturierter Wissensspeicher für die Gesellschaft“... „Die oberösterreichischen Landesmuseen verstehen sich ... als eine spezifische Informationsschatztruhe des Landes Oberösterreich.“ Auch die weiteren Kernattribute als Bildungsort, als Brückenbauer, als Fragesteller könnten genauso gut Kernaufgaben des Archivs beschreiben.

Außer Frage steht, dass sich Museum und Archiv im Outputbereich deutlich unterscheiden, was verkürzt mit den Begriffen „Ausstellung“ versus „Lesesaal“ beschrieben werden kann. Weniger offensichtlich ist der Unterschied beim Input, im Sammlungsbereich. Die plakative Trennung nach flachen oder räumlichen Sammelobjekten greift zu kurz. Sie ist das Ergebnis grundsätzlich unterschiedlicher Sammlungsinhalte, die wiederum durch die Sammelzwecke bzw. -bereiche bedingt sind. Der wesentliche Unterschied im Sammlungsbereich liegt in den Wissensgebieten, die ebenfalls im oben zitierten Jahresbericht genannt werden: „Kultur-, Natur- und Kunstgeschichte“, während das Landesarchiv traditionell die „Landesgeschichte“ (im engeren, klassischen Sinn) als sein Tätigkeitsgebiet betrachtet. Naturgeschichte war für das Landesarchiv nie ein Thema, Kunstgeschichte ist es schon seit einiger Zeit nicht mehr. Es bleibt also eine Überschneidung im Bereich der Kulturgeschichte, weshalb dieser genauer zu betrachten ist.

## Kultur- und Alltagsgeschichte und ihre Quellen

Kulturgeschichte<sup>1</sup>, ein Begriff der Aufklärung, „befasst sich mit der Erforschung und Darstellung des geistig-kulturellen Lebens in Zeiträumen und Landschaften“, aber „nicht direkt mit der politischen Geschichte oder Staatsgeschichte.“ Vom ‚Volkgeist‘ der Romantik über Kulturphilosophie und Kultursoziologie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis zur ‚Neuen Kulturgeschichte‘ gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelten sich Schulen mit sehr unterschiedlichen Schwerpunkten, Methoden und Schnittstellen, denen im Zusammenhang dieses Beitrages nicht weiter nachzugehen ist. Wichtig ist, dass „die Kulturgeschichte auf einem weiten Quellenbegriff [be-

---

<sup>1</sup> Alle Zitate dieses Absatzes stammen aus den Artikeln „Kulturgeschichte“ und „Alltagsgeschichte“ der Wikipedia (de.wikipedia.org, 5. Februar 2012)

ruht], der z. B. auch ‚Alltagsquellen‘ beinhaltet.“ Diese Feststellung führt zu einem weiteren Schlüsselbegriff, der Alltagsgeschichte. Aus unterschiedlichen Wurzeln bei uns gegen Ende der siebziger Jahre entstanden, grenzt sie sich bewusst gegen die ältere Kulturgeschichte ab, stützt sich aber auf ähnliche Quellen, „zum Beispiel Fotos oder Gemälde, Tagebücher und Briefe. Wichtig ist auch die Oralhistorie[!]... Berührungspunkte und Überschneidungen bestehen zu Disziplinen wie ... Regionalgeschichte [und] Heimatgeschichte.“

Gemeinsam ist den oben angeführten kulturgeschichtlichen Quellen, dass sie in der Regel nicht für die Nachwelt, sondern für Zeitgenossen hergestellt wurden, und dass sie zum Zeitpunkt der Entstehung weder einen besonderen materiellen noch einen (objektiven) ideellen Wert darstellten. Ein Brief mag zwar für den Empfänger ein einzigartiges Dokument sein, für Außenstehende ist er aber nur beschriebenes Papier; erst durch eine bestimmte Fragestellung, die im Nachhinein erfolgt, erhält dieses beschriebene Papier seinen speziellen Quellenwert. Zwischen der Entstehung und der ‚Entdeckung‘ als Quelle können Tage, Jahre oder Jahrtausende liegen; immer aber liegt die Entstehung vor der Entdeckung. Diese triviale Tatsache ist deshalb in unserem Zusammenhang zu betonen, weil sie den entscheidenden Unterschied ausmacht zwischen ‚normalen‘ Sammlungen (dem Goldsieb) und jenen, die eingangs unter dem Begriff Dokumentation angesprochen wurden (dem Eimer). Eine Dokumentation ist nämlich bis zu einem gewissen Grad darauf angewiesen, dass ihre Betreiber spätere Fragestellungen antizipieren, damit – bildlich gesprochen – der Eimer an der richtigen Stelle in den Fluss der Zeit versenkt wird. Gelingt dies nicht, bleibt Dokumentation nur eine geordnete Sammlung von Belanglosigkeiten.

Eine schwierige und sehr differenziert zu betrachtende Kategorie bilden in diesem Zusammenhang die verbreiteten Fotosammlungen. Bilder gehörten bis etwa zum Ende des 19. Jahrhunderts überwiegend zu den ‚privilegierten‘ Quellen. Sie wurden zwar seit der Reformation auch schon als Propagandamedium eingesetzt, hatten aber in dieser Funktion nicht die Absicht, Alltag und Realität wiederzugeben. Das ändert sich allmählich mit der Differenzierung zwischen Kunst- und Gebrauchsfotografie ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Bedienungsfreundliche, billigere Kameras und Entwicklungsverfahren machen Fotografien zur Massenquelle. Während die Werke prominenter Fotografien wie andere Kunstwerke professionell gesammelt werden, gehören das ‚Knipsen‘ und später auch Filmen nun zu den Alltagstechniken. „Ein Bild sagt mehr als tausend Worte“: es kann kein Zweifel bestehen, dass Fotos ein gewaltiges kulturgeschichtliches Quellenpotenzial darstellen. Dementsprechend hat praktisch jede Einrichtung, die sich mit der jüngeren Vergangenheit befasst, eine oder mehrere Fotosammlungen. Haben diese Sammlungen Dokumentationscharakter im Sinn dieses Beitrages? Im

Landesarchiv kommt die „Tagblatt-Fotosammlung“ diesem Charakter am nächsten, in der die Reste des Fotoarchivs der 1991 eingestellten, gleichnamigen Tageszeitung erhalten waren bzw. sind.

Dass gerade das Fotoarchiv einer Zeitung dem Dokumentationscharakter am nächsten kommt, führt zu einer weiteren Überlegung. So gut wie jedes Foto in diesem Archiv wurde irgendwann in der Zeitung gedruckt. Da wie bereits erwähnt auch die Zeitungen gesammelt wurden, sind die Fotos zweimal vorhanden, einmal in höherer (Sammlung), einmal in minderer Qualität (Druck). Rechtfertigt die höhere Qualität den doppelten Aufwand? Im Kontext der Kernaufgaben eines Landesarchivs wohl nicht, weil der Mehrwert der höheren Qualität größtenteils wirtschaftlicher, kaum aber erkenntnisfördernder Natur ist.

In praktisch allen Medien ist heute die Verknüpfung von Text und Bild so eng, dass eine getrennte Sammlung/Archivierung außerhalb der Redaktionen weder sinnvoll noch machbar ist. Außerdem wird ein immer noch wachsender Anteil der Fotos nicht mehr von eigenen Fotografen, sondern von internationalen Agenturen bezogen. Angesichts der Bildervielfalt in den Medien und der immer besseren Wiedergabequalität scheint es mir daher nicht (mehr) notwendig, zusätzlich zur Sammlung der Presseprodukte eine reine Foto- bzw. *Bilddokumentation* zu betreiben. Dass dagegen entsprechende *Sammlungen* je nach Aufgabenstellung und Spezialisierung der betreibenden Einrichtung weiter ihre Berechtigung haben, steht ebenso außer Frage wie der hohe Dokumentationswert vieler Nachlässe von Fotografen, in denen sich gewissermaßen absichtslos der zeitgenössische Alltag wiederfindet.

## Die Sammlung von Alltagsquellen

Die eingangs beschriebene Unterscheidung zwischen ‚privilegierten‘ und ‚gewöhnlichen‘ Kulturobjekten hilft nicht weiter bei der konkreten Frage, was denn als potenzielle Quellen der Alltags- und Kulturgeschichte gesammelt werden sollte. Praktische Hinweise bietet der Wikipedia-Artikel zur Alltagskultur: „Gegenstände alltagskultureller Untersuchungen sind unter anderem: Kino, Fernsehen, Autos, Esskultur, Mode, Design, Werbung, Sport, Gegenstände des Alltagsgebrauchs.“ Unter dem Sammlungsaspekt kommen nicht nur solche Objekte selbst, sondern auch Metaquellen wie Fotos oder Beschreibungen der Objekte etc. in Betracht. Es wäre also grundsätzlich denkbar, auch im Landesarchiv solche Metaquellen zu sammeln als Informationsträger über den Alltag des 20. und 21. Jahrhunderts. Damit würde aber eine kaum koordinierbare Zweigleisigkeit geschaffen, weil die Objekte selbst ja ausschließlich für die einschlägigen Sammlungen der Museen ausgewählt und erhalten werden können und dann der erforderliche Zu-



sammenhang zwischen Quellen und deren Metaquellen verloren ginge: es kann nicht sinnvoll sein, eine Nähmaschine in der Techniksammlung und deren Prospekt oder Gebrauchsanweisung in einem Archivbestand zu erhalten. Noch weniger kann es sinnvoll sein, im Archiv alle möglichen Gebrauchsanweisungen zu sammeln in der Hoffnung, dass sich in den Sammlungen des Museums auch das eine oder andere passende Objekt dazu finde. Diese Erkenntnis abstrahierend können wir sagen,

- dass entweder objektbezogene Informationsträger in jener Einrichtung ihren ‚richtigen‘ Platz haben, die auch das Objekt selbst verwahrt,
- oder dass solche Informationsträger nur in konkreter Absprache mit jener Einrichtung gesammelt werden sollten, in der die entsprechenden Objekte erhalten sind.

Nun scheint es – auch in der obigen, exemplarischen Aufzählung – Themen zu geben, die nicht an konkrete Objekte gebunden sind, wie Fernsehen, Werbung oder Sport. Bei genauerem Hinsehen entpuppen sich aber diese Begriffe als vielschichtige Themenbündel. So umfasst ‚Fernsehen‘ die technischen Aspekte von Produktion und Empfang und kulturelle Aspekte wie Filme oder Programmgestaltung; erstere haben in der Regel Objektbezug, letztere haben – evt. abgesehen von Programmrubriken, Fachzeitschriften und -literatur – überhaupt keine ‚eigenen‘ Quellen und entziehen sich dadurch einer systematischen Sammlung. Ähnliches gilt für alle anderen scheinbar ‚objektlosen‘ Themen.

Gewissermaßen als Gegenprobe zu diesen Überlegungen soll untersucht werden, ob es alltags- oder kulturgeschichtliche Fragestellungen gibt, die ohne unsere ehemaligen Dokumentationssammlungen nicht zu beantworten wären. In der Plakatsammlung wurde ca. 20 Jahre lang versucht, von allen oberösterreichischen Parteien möglichst alle Plakate (in handlichem Format) zu sammeln – was heute vermutlich schon daran scheitern würde, dass oft nur mehr 16-Bogen-Exemplare produziert werden, deren Aufbewahrung und Erschließung uns vor unlösbare Probleme stellen würde. Die Inhalte bzw. Aussagen der Plakate sind banal und ohne eigenen Erkenntniswert, sie wurden außerdem gleichlautend in Inseraten und anderen Werbekanälen transportiert. Dafür brauchen wir also keine Plakatsammlung. Für Aussagen über parteipolitische Werbe- oder Wahlkampfstrategien insgesamt bieten die Plakate eine viel zu schmale Basis, zumal ihre Bedeutung als Medium ständig zurückging. Solide Erkenntnisse über die allgemeine graphische Gestaltung etc. sind auf so schmaler Quellenbasis ebenfalls kaum zu gewinnen, dazu würden zumindest auch kommerzielle Plakate benötigt. Dasselbe gilt für produktionstechnische Aspekte. Tatsächlich wurde die Plakatsammlung bisher ausschließlich zu dekorativen Zwecken genutzt: für Ausstellungen, Illustrationen etc., wobei einschränkend hinzuzufügen ist, dass hier vor allem je-

ne Plakate herangezogen werden, die vor 1970 erschienen, also nachträglich gesammelt wurden („Goldstücke“), während die dokumentierend, also zeitnah erworbenen kaum eine Rolle spielen.

Der Wert dekorativer Ausstellungsstücke und Illustrationen soll keineswegs geleugnet werden. Es drängt sich aber die Frage auf, ob es Aufgabe eines Landesarchivs sein kann, Tausende Plakate zu sammeln und dauernd aufzubewahren, damit eines Tages vielleicht das eine oder andere zu solchen Zwecken herangezogen werden kann. In Abwägung gegen die anderen Aufgaben eines Landesarchivs kann die Antwort nur negativ ausfallen. Nicht viel anders sieht die Bewertung des dokumentarischen Teiles der Flugschriften- und Broschürensammlungen aus, die zudem hauptsächlich Druckwerke enthalten, die ohnehin der Landesbibliothek als Pflichtstelle zu übergeben waren [(selbst)kritische Anmerkung: Leider erfolgt auf diesem Gebiet bisher keinerlei Abstimmung der Sammlungspolitik].

Es scheint also, dass einige unserer Dokumentationsbestände vor allem den Nutzen haben, dass wir nach gut 20 Jahren aktiver Sammlungstätigkeit einen Fundus haben, in dem unter zahlreichen Trivialitäten auch einige Stücke zu Illustrationszwecken erhalten blieben. Und das mit einem Aufwand von Mannjahren für die Erschließung und zahlreichen teuren Planschränken für die Aufbewahrung? Das Missverhältnis ist evident.

## Digitalisierte Alltagsquellen?

Nach diesen Überlegungen zu Vorgeschichte und Istzustand stellt sich eine Reihe von Fragen zu heutigen und künftigen alltags- und kulturgeschichtlichen Quellen und der Zukunft von Dokumentationen: Wie schauen Alltagsquellen für das 20. Jahrhundert aus? Bleiben diese Alltagsquellen auch die Alltagsquellen für das 21. Jahrhundert? Ist deren ‚proaktive‘ Sammlung im Sinn von Dokumentation möglich und – wenn ja – wessen Aufgabe ist das? (Anzumerken ist, dass ab hier diese Fragen nur mehr für das Landesarchiv diskutiert werden können. Das hat unter anderem praktische Gründe, denn für Museen wird das Thema erst relevant werden, wenn holografische Reproduktionstechniken zur Verfügung stehen, die dreidimensionale Ersatzdigitalisierung ermöglichen könnten.)

Man könnte als Konsequenz aus dem zuletzt Gesagten meinen, dass sich das Verhältnis zwischen Aufwand und Nutzen durch digitale Aufbewahrung verbessern ließe; immerhin wären alle oben genannten Zwecke auch durch qualitativ entsprechende Reproduktionen zu erreichen, der Erhaltungsaufwand entfiere. Tatsächlich ist ja die große Menge der Objekte eines der Hauptprobleme bei der Dokumentation. Nach den bisherigen Erfahrungen

mit Massendigitalisierungen im Landesarchiv ist die Speicherung der entstehenden Daten ein durchaus lösbares Problem. Schwieriger ist die Erschließung durch Metadaten und die Bereitstellung. Da für letztere inzwischen aber Tools zur Verfügung stehen, wäre der Bearbeitungsaufwand etwa gleich groß wie für die physische Sammlung.

Das Landesarchiv verfügt derzeit über einen Gerätepark, der Digitalisierungen in größerem Umfang bis zum Format A1 (hoffentlich auch bald A0) ermöglicht. Wenn es gelingt, neue, sinnvolle Dokumentationsprojekte unter Berücksichtigung der bisherigen Erfahrungen zu definieren und die nötigen Personalkapazitäten bereitzustellen, wäre also ein Neustart in diese Richtung vorstellbar. Allerdings deutet vieles darauf hin, dass die Digitalisierung gedruckter Informationsträger im Wesentlichen ein Auslaufmodell ist. Zwar werden immer noch mit dem Aufdruck „An einen Haushalt“ ungeheure Papiermassen versandt, aber sie alle gehen bereits auf digitale Ursprungs- und Druckvorstufenformate zurück. Wir werden daher gut überlegen müssen, ob nicht durch neue Formen von Kooperation der Digitalisierungsaufwand von Alltagsquellen wesentlich reduziert werden kann. Bisher sind mir freilich konkrete Projekte in diese Richtung nicht bekannt.

## Internet als kulturgeschichtliche Quelle?

Im 21. Jahrhundert ist Massenkommunikation ohne Internet kaum mehr denkbar. Allerdings stellt die Flüchtigkeit dieses Mediums die Archivierung vor grundlegende Schwierigkeiten: Bevor Inhalte zur Archivierung anstehen, sind sie bereits wieder verschwunden. Dieses Problem könnte durch Dokumentation in der hier zur Debatte stehenden Ausprägung neutralisiert werden, da sie ja zeitnah erfolgt. Allerdings: Ist ‚das Internet‘ überhaupt eine Quelle im Sinn dieses Beitrages?

Im landläufigen Verständnis wird ‚das Internet‘ mit dem Internetdienst WWW (world wide web) gleichgesetzt, einem „System von ... Hypertext-Dokumenten, die durch Hyperlinks mit einander verknüpft sind...“ (de.wikipedia.org, 7. Februar 2012). Diese Dokumente werden als Web- oder Internetseiten dargestellt. (Vorerst) ungeachtet des Problems, dass diese Dokumente statische und dynamische Elemente enthalten, ist festzuhalten, dass unter diesem Blickwinkel ‚das Web‘ sich nicht grundsätzlich unterscheidet von ‚der Presse‘ oder anderen klassischen Dokumentationsobjekten bzw. -objektkategorien. Wenn sich also eine Zeitungsdokumentation als sinnvoll herausgestellt hat, so ist es wohl auch eine Internetdokumentation.

Um ein häufiges KO-Argument zu entkräften, lässt sich die Analogie weiter führen: Wir dokumentierten nicht alle Zeitungen der Welt, sondern

nur jene, von bzw. in denen landesgeschichtlich relevante Informationen zu erwarten waren zur Ergänzung und Erweiterung unseres klassischen Archivgutes, des behördlichen Schriftgutes. Dementsprechend wäre auch künftig nicht das ganze Web zu dokumentieren, sondern nur (unter Anführungszeichen?) jene Seiten, auf denen landesgeschichtlich relevante Inhalte zu erwarten sind; also weder [www.faz.net](http://www.faz.net) noch [www.frankenmarkt.net](http://www.frankenmarkt.net).

Die Herausforderung ist zweifach: einmal jene Seiten zu definieren, die erfasst werden sollen, dann ein geeignetes Tool und die richtigen Parameter zu finden, um die „Ernte“ weitestgehend automatisch durchzuführen.

## Datenbanken als Dokumentationsproblem

Datenbanken sind das ideale Werkzeug der Archive, wenn es um die Verwaltung und Bereitstellung von Metadaten, also die Bestanderschließung geht. Sie sind aber auch unser Albtraum, wenn sie zu (potenziell) Archivgut werden, denn so lange sie ‚leben‘, also ihr Inhalt sich verändert, entziehen sie sich weitgehend der Archivierung. Man kann zwar Momentaufnahmen (dumps) herstellen, man kann auch Abfrageergebnisse archivieren; aber schon mit der ersten Veränderung nachher werden die Ergebnisse wieder anders aussehen. Der Unterschied entspricht etwa dem zwischen einem Foto und einem Tonfilm. In Einzelfällen ermöglichen zwar spezielle Methoden die Dokumentation (schon wieder eine andere Bedeutung des Begriffes!) von Veränderungen, doch ist der erforderliche Aufwand für ‚normale‘ Archivierung viel zu groß. Wenn ich mir vorzustellen versuche, wie viele Datenbanken inzwischen alleine in der Landes- und Bezirksverwaltung geführt werden, wird die Unmöglichkeit einer umfassenden Archivierung oder Dokumentation offensichtlich.

In der Projektgruppe zur Planung des „elektronischen Aktes“ konnten wir uns darauf verständigen, dass für die Verwaltung und Archivierung nur jene Daten relevant seien, die im offiziellen Schriftverkehr festgehalten werden; in Verwaltungsdokumenten gibt es ja glücklicherweise keine dynamischen Daten. Nun stellt aber Dokumentation einen anderen Anspruch, indem sie ja gerade solche Informationen zu erfassen versucht, die im amtlichen Schriftgut nicht oder unzureichend zu finden sind.

Der Inhalt von Datenbanken ist in seiner Mehrdimensionalität menschlicher Wahrnehmung grundsätzlich nicht zugänglich. Wir brauchen immer Auswertungen, das sind momentane Sichten (am Bildschirm oder ausgedruckt) auf Basis bestimmter Fragestellungen (queries). Oft wollen wir in einer Auswertung auch gar nicht Listen mit unzähligen Details sehen, sondern nur Übersichten (Verdichtungen, Aggregationen), die ‚das Wesentliche‘

darstellen (z. B. Diagramme). Hier können Dokumentationsüberlegungen ansetzen, denn viele Datenbankbetreiber machen ihre Daten der Öffentlichkeit im Internet nicht durch Abfrageapplikationen, sondern durch zusammenfassende Darstellungen sichtbar. Diese haben – aus Sicht dieses Beitrages – den entscheidenden Vorteil, statisch und damit dokumentierbar zu sein.

In Fortsetzung der obigen Überlegungen würde (beim derzeitigen Stand unserer technischen und personellen Möglichkeiten) die Aufgabenstellung für eine Internetdokumentation also lauten, unter anderem jene Seiten zu finden, auf denen regional oder landesweit relevante Inhalte aus Datenbanken statisch dargestellt werden. Die theoretische Alternative dazu, nämlich zuerst überhaupt die relevanten Datenbanken zu identifizieren und dann dokumentierbare Auszüge zu suchen, scheint mir – abgesehen von methodischen Zweifeln – mit vertretbarem Aufwand kaum machbar.

## Fazit

Unter kulturgeschichtlichem Gesichtspunkt besteht noch einiger Abstimmungsbedarf zwischen den BAM-Institutionen des Landes Oberösterreich.

Die Sammlung kulturgeschichtlicher Quellen im Landesarchiv unter der Bezeichnung Dokumentation ist auch im 21. Jahrhundert notwendig und machbar. Es werden sich allerdings manche Ansätze und Methoden ändern müssen, um Aussichten auf nachhaltigen Erfolg dieser Bemühungen zu haben. Vor allem aber sollte eine institutionenübergreifende Diskussion geführt werden über Ziele und Inhalte alltagsgeschichtlicher Sammlungstätigkeit. Gerade in einer Zeit so rascher und radikaler Veränderungen in fast allen Bereichen des täglichen Lebens sind Einzelbemühungen zwar loblich aber wenig aussichtsreich: Also sollten wir zusammenarbeiten.



Klaus Petermayr

## VOM WANDEL DER VOLKSMUSIKANSCHAUUNG(EN) IM 20. JAHRHUNDERT

*Es ist alles sehr kompliziert*  
(Fred Sinowatz)

Wenigstens im Vortragstitel soll hier von „Volksmusikanschauung“ die Rede sein, nicht von „Volksmusikideologie“. Vielleicht wäre zwar der Begriff „Ideologie“ passender gewesen, doch läuft dieser Gefahr, Volksmusik von vornherein politisch zu vereinnahmen. Freilich, politische Vereinnahmung war und ist gerade im volksmusikalischen Bereich immer ein Thema, denn die Volksmusik wurde und wird noch immer politisch instrumentalisiert bzw. man versucht, sie politisch zu instrumentalisieren, wovon etwa ein jüngst getätigter Parlaments-Antrag einer FPÖ-Politikerin Zeugnis ablegt.<sup>1</sup> Der Grund, warum hier, zumindest im Titel, von „Volksmusikanschauung“, gesprochen werden soll, ist jener der zwei Sichtweisen, mit denen man der Materie begegnen kann. Die eine Sichtweise ist der Blick von außen: Anschauungsweisen bzw. Ideologien werden direkt oder indirekt politisch vorgegeben. Man versucht, den ausübenden Musikern eine, freilich manipulierte, Sichtweise auf ihr Betätigungsfeld zu eröffnen und sie glauben zu machen, ihr Interessensgebiet werde durch die Politik für sie dahingehend vertreten, als man derselben Meinung sei und am selben Strang ziehe. D. h., eine einheitliche, vorgegebene Ideologie soll einer bestimmten Bevölkerungsgruppe übergestülpt werden. Die zweite Sichtweise ist der Blick von innen: jeder Musikausübende hat, seine Musik betreffend, eine eigene Meinung, eine eigene Überzeugung oder Anschauungsweise, die er, vielleicht auch öffentlich, vertritt und die naturgemäß notwendig ist, um schöpferisch tätig zu werden. Sie unterscheidet sich von der zuvor dargestellten insofern, als sie um ein vielfaches komplexer ist, da sie nicht einheitlich, sondern individuell gelebt wird, der politisch vorgegebenen also nicht unbedingt zweckdienlich sein muss. Von beiden Sichtweisen soll hier die Rede sein, obschon das Ungleichgewicht der Quellenlage in der ersten Hälfte des

---

<sup>1</sup> Entschließungsantrag 1517 A(E) XXIV. GP. Eingebracht am 29.4.2011

20. Jahrhunderts jener von innen anfänglich nur beschränkten Raum beimesen kann.

Begonnen soll mit dem Jahr 1890 werden, in dem Josef Pommer (1845–1918) in Wien den *Deutschen Volksgesangsverein* gründete. Mit ihm machte er es sich primär zur Aufgabe, deutschsprachige Volkslieder in Chorbearbeitungen zu singen.<sup>2</sup> Neben den pflegerischen Tätigkeiten widmete sich Pommer aber auch wissenschaftlichen Aufgaben. Als Verbindungsmedium für beide Bereiche stand ihm die 1899 erstmals erschienene Zeitschrift *Das Deutsche Volkslied* zur Verfügung. In der mit „*Was wir wollen*“ betitelten Einleitung der ersten Nummer legte Pommer seine Anschauung, die der damaligen Zeit entsprechend stark deutschnational gefärbt war, offen. So heißt es hier: „*Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger als darum, das echte deutsche Volkslied wieder zu beleben, das, wie man so oft hört, im Absterben begriffen ist. [...] Pflegen soll man es, singen soll man es wieder, unser treuherziges, naives deutsches Volkslied.*“<sup>3</sup> Weiter schrieb Pommer über die von ihm erwünschte Typologie: „*Daß wir unter Volkslied das echte, wirkliche, im Volke selbst entstandene, von ihm wieder gebildete Lied verstehen, und nicht etwa einfache Lieder, die mit Absicht und im vollen Bewußtsein von an Bildung höher stehenden Kunstdichtern nicht für sich sondern für ein Leser- und Hörerpublikum geschaffen worden sind, und an denen das Volk kein Teil hat, weil es dieselben nicht anerkennt, nicht aufgenommen, nicht gesungen und nicht zersungen hat, – dies ist selbstverständlich.*“<sup>4</sup> In der Folge legte Pommer seine Vorgehensweise zur Wiederbelebung des Volksliedes fest: „*Wollen wir unser Ziel erreichen, so müssen wir uns allererst den Weg, der zu demselben führt, ebnen. Abwehr und Angriff wird sich nicht vermeiden lassen, aber der Kampf gegen die Schädlinge, die sich vom Marke des Echten und Guten nähren, soll nie persönlich, feindselig, gehässig geführt werde; doch die Bahn müssen wir uns frei machen. [...] Das deutsche Volkslied wollen wir erkennen und verstehen lernen; man soll es sammeln und singen, hören und genießen und hochhalten als das, was es ist: das eigentliche Kunstwerk der Nation.*“<sup>5</sup>

Pommers Anschauungen waren aber mitnichten so idealistisch ausgerichtet, wie es vielleicht den Anschein haben mag. Als Reichsratsabgeordneter der *Deutschen Volkspartei* in der Habsburgermonarchie war es ihm allererstes Anliegen, mit der Pflege und Verbreitung des Volksliedes die nationale Gesinnung des deutschen Volkes zu stärken und sie gegebenenfalls für

---

<sup>2</sup> Zu Pommers Biographie vgl. Iris Mochar-Kircher, *Das echte deutsche Volkslied. Josef Pommer (1845-1918). Politik und nationale Kultur* (Frankfurt a. M. 2004)

<sup>3</sup> *Das deutsche Volkslied* 1 (1899) 1 f.

<sup>4</sup> Ebd. 2

<sup>5</sup> Ebd. 3



politische Zwecke zu instrumentalisieren.<sup>6</sup> Dies war wohl auch der Grund, warum seine Ideologie sowie seine Zeitschrift auf breite Resonanz stießen und das Volksmusikverständnis einer sozialen Mittel- und Oberschicht über viele Jahrzehnte hinweg beeinflussten, ja prägten. In allen Teilen der Monarchie fanden sich Mitarbeiter, die seine Sache tatkräftig unterstützten. Das von ihm geforderte „Sammeln und Singen“, wissenschaftliche Beschäftigung und daraus resultierende praxisorientierte Pflege führten schließlich zur 1904 erfolgten Gründung des Unternehmens *Das Volkslied in Österreich*. Musik- und Sprachwissenschaftler sowie Volkskundler aller Länder der Österreichisch-Ungarischen Monarchie erarbeiteten ein Konzept, das letztendlich 60 Bände vorsah, in denen die Volkslieder der einzelnen Nationalitäten hätten publiziert werden sollen. Zu diesem Zweck wurden in den folgenden Jahren auch in den Kronländern Arbeitsausschüsse ins Leben gerufen, die sich um die Aufzeichnung und Dokumentation des regionalen Volksmusikgutes annahmen. Die Gründung des *Arbeitsausschusses für Oberösterreich*, der Vorgängerinstitution des *Oberösterreichischen Volksliedwerkes*, dessen erster Obmann der Wiener Universitätsprofessor Rudolf Much (1862–1936) war, erfolgte 1906.<sup>7</sup> Noch unter seinem Nachfolger Anton Matosch (1851–1918) setzte dieser Arbeitsausschuss im ganzen Land Personen ein, die vor Ort Feldforschung betrieben, Lieder und Musikstücke der Landbevölkerung niederschrieben und zur Archivierung in Linz weiterreichten. Wie es um das Volksmusikverständnis ihrer Gewährspersonen bestellt war, lässt sich gegenwärtig nicht mehr feststellen. Es ist jedoch kaum anzunehmen, dass diese in den meisten Fällen jenes ihrer Aufzeichner teilten. Vermutlich hatten sich die Ausübenden über das von ihnen vorgetragene Lied- und Spielgut kaum Gedanken gemacht, da es, wenn nicht kirchlich verankert, primär zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung diente. Die Aufzeichnungsergebnisse wurden nur vereinzelt für die Praxis eingerichtet und publiziert, da der Erste Weltkrieg und der daraus resultierende Zusammenbruch der Monarchie weitere Arbeiten verhinderte.

In der Zwischenkriegszeit wurde seitens der Pflege eine zunehmend aggressivere deutschnationale Haltung an den Tag gelegt. Dies verwundert jedoch kaum, da sich die zuspitzende politische Lage Österreichs auch auf kultureller Ebene bemerkbar machte und in der Person des Braunauers Josef Reiter (1862–1939), des früheren Chorleiters des *Deutschen Volksgesang-*

---

<sup>6</sup> Vgl. Mochar-Kircher, *Volkslied* 15

<sup>7</sup> Vgl. Klaus Petermayr, *Zur Geschichte der Volksmusikforschung in Oberösterreich*. In: *Streifzüge 1. Beiträge zur Oberösterreichischen Musikgeschichte*. Hg. v. Klaus Petermayr und Erich W. Partsch (*Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik* 7, Linz 2007) 173–187

vereines, einen traurigen Höhepunkt erfuhr.<sup>8</sup> Kurz vor dem Anschluss publizierte der Wiener Universitätsprofessor Robert Lach im *Deutschen Volkslied* folgenden Text, der die Kultur- und Rassen-Ideologie der Nationalsozialisten widerspiegelt und diese somit auf den Bereich der Volkskultur bzw. -kunde produziert:

*„Was dem Säugling die Muttermilch, das ist für die Angehörigen eines Volkes des Volkslied seiner Heimat: das tiefste Wesen und die eigenste Art seines Stammes, Charakter, Gesinnung und Fühlen sowie Denken seiner Vorfahren, die Sprache und den Geist seiner Ahnen wie seines gesamten Volkes, den leisesten Puls- und Herzschlag seines Stammes, die geheimsten Regungen der Seele seines Volkes, die köstlichsten Tropfen heiligsten Herzblutes seiner Vorfahren wie des ganzen seelischen und geistigen Lebens seines Stammes saugt er aus dem Volksliede und nimmt er in sich auf, so wie das Kind aus der Muttermilch Rasse, Charakter, Temperament, Wesensart, Fühlen und Denken seiner Väter in sich aufnimmt und verarbeitet. Und so ist das Volkslied für das Werden eines Charakters genau dasselbe und genau so wichtig wie die Nahrung für das heranwachsende Kind: so wie ohne gesunde, kräftigende, einfache Kost ein Kind verweichlicht, verzärtelt wird, entartet und verkommt, so wird auch aus einem ohne Volkslied Aufgewachsenen ein heimatloser Internationaler, ein charakterloser Parasit und Schmarotzer am Herde fremder Kulturen.“<sup>9</sup>*

Wie zur Bestätigung dieser Zeilen antwortete die Redaktion der Zeitschrift gleich in der ersten Nummer nach dem Anschluss mit der Wiedergabe eines Hitler-Zitates:<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> Zu Reiter und seiner antisemitischen Haltung vgl. einen von Wolfram Tuschner verfassten Text, der jedoch noch vor der Drucklegung steht. Für die Einsichtnahme in diesen sei Wolfram Tuschner (Wels) herzlich gedankt.

<sup>9</sup> Das deutsche Volkslied 40 (1938) 4

<sup>10</sup> Ebd. 65

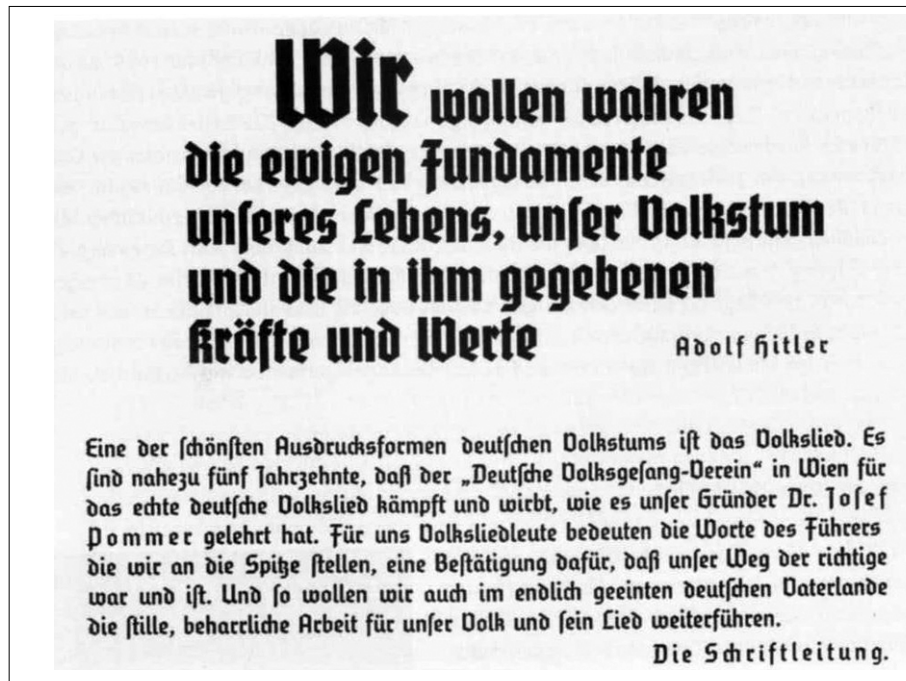


Abb. 1

Die allgemein für Österreich bzw. nun für die Ostmark zutreffenden Entwicklungen gelten selbstredend auch für Oberösterreich bzw. Oberdonau. Politische Diktionen die Volksmusik betreffend werden in letzterem während der NS-Herrschaft konkret greifbar. Anders als die wissenschaftliche Beschäftigung mit Volksmusik, die auch während des Nationalsozialismus vom nunmehr *Ostmärkischen Volksliedunternehmen* geleitet und geprägt wurde, oblagen die pflegerischen Aufgaben ausschließlich der NSDAP.<sup>11</sup> So setzte sich Rudolf Irkowsky, der Gruppenpropagandaleiter von Oberdonau, für die Vereinheitlichung des Liedgutes in seinem Zuständigkeitsbereich vehement ein. 1941 postulierte er im *Mitteilungsblatt des Gaupropagandaamtes* seine diesbezüglichen Anschauungen und Wünsche:

„Schon während unserer schwersten Kampfzeit setzte ich mich grundsätzlich für ein einheitliches, nationalsozialistisches Liedgut ein. Denn unsere Lieder waren damals schon nicht nur der sichtbarste, beziehungsweise

<sup>11</sup> Vgl. hierzu Klaus Petermayr, *Volksmusikforschung und -pflege im Nationalsozialistischen Oberösterreich*. In: *Klänge der Macht. Nationalsozialistische Musikpolitik in Oberösterreich*. Hg. v. Regina Thumser und Klaus Petermayr (Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik 9, Linz 2010) 39-55

*hörbarste Ausweis aller Nationalsozialisten, sondern sie förderten auch zugleich zweifellos den zu jeder Zeit notwendigen Kameradschafts- und Gemeinschaftssinn. [...] Heute macht man jedoch bei den verschiedensten Anlässen die Feststellung, dass von einem gemeinsamen Liedschatz im wahrsten Sinne des Wortes nicht mehr geredet werden kann. So habe ich bereits einige Male den Versuch unternommen, vor Versammlungen in kleineren Ortsgruppen, anstatt von Musik unsere Marschlieder singen zu lassen. Nicht selten musste ich dann erleben, daß wohl in den Formationen und Gliederungen der NSDAP Lieder gelernt wurden, aber zum Großteil verschiedene, so daß ein Gemeinschaftssingen nicht möglich war. Dieser Zustand ist selbstverständlich unhaltbar. Denken wir doch an unsere Aufmärsche und Kundgebungen, wie würden diese aussehen, wenn nicht alle, die in Reih' und Glied marschieren, auch dieselben Lieder kennen und singen können. Es ist begreiflich, da die einzelnen Formationen und Gliederungen eigenständige Lieder haben, aber darüber hinaus muß ein Grundstock von Liedern vorhanden sein, der von allen Nationalsozialisten beherrscht wird.*

*Ich ersuche daher alle Kreis- und Ortsgruppenpropagandaleiter, sich mit den zuständigen Einheitsführern der Formationen und Gliederungen in Verbindung zu setzen und diese Angelegenheit eingehendst zu besprechen. [...]*<sup>12</sup>

Wie aus Irkowskys Äußerungen ersichtlich, prallten in den Vorgaben der Partei die Sichtweisen von Außen und Innen aufeinander und zeugen so von einem nicht vollständig zu manipulierenden, individuellen Musikverständnis der ländlichen Bevölkerung. Um jedenfalls den Parteigenossen die Umsetzung seiner Anordnung zu erleichtern, ließ Irkowsky von nun an monatlich ein ihm geeignet erscheinendes Lied im *Mitteilungsblatt des Gaupropagandaamtes* abdrucken. Unter diesen finden sich etwa folgende Titel:

- *Nur der Freiheit gehört unser Leben.* Text und Musik von Hans Baumann.<sup>13</sup>
- *Wir fahren gegen Engelland.* Text von Hermann Löns, Musik von Herms Niel.<sup>14</sup>

---

<sup>12</sup> Rudolf Irkowsky, Wir brauchen ein einheitliches Liedgut! In: *Mitteilungsblatt des Gaupropagandaamtes Oberdonau* 2. Folge (März 1941) 21

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Ebd. 3. Folge (April 1941) 23

**Nur der Freiheit gehört unser Leben**

Hans Baumann

1. Nur der Frei-heit ge-hört un-ser Le-ben, laßt die  
Fah-nen dem Wind, Et-ner ste-het dem  
an-ern da-ne-ben, auf-ge-bo-ten wir sind!  
Frei-heit ist das Feu-er, ist der hel-le Schein,  
so-lang sie noch lo-dert, ist die Welt nicht klein.

2. Daß die Äcker zum Erntegang reifen, darum bleiben wir  
wach, bis die Sensen die Halme ergreifen, hüten wir sie  
vor Schmach. Freiheit ist das Feuer usw.

3. Daß die Heimat den Frieden soll finden, suchen wir nach  
dem Feind. Keiner soll seine Garben hier binden, der es  
falsch mit uns meint. Freiheit ist das Feuer usw.

4. Daß dem Lande die Sorgen versinken, darum stehen wir  
auf; unsre Helme das Morgenrot trinken, eure Herzen  
reißt auf! Freiheit ist das Feuer usw.

Abb. 2: Nur der Freiheit gehört unser Leben. Aus: Mitteilungsblatt des Gaupropagandaamtes 2. Folge, März 1941, S. 21

- *Uns galt die Freiheit stets mehr als das Leben.* Text von Friedrich Christian Prinz zu Schaumburg-Lippe, Musik von Herms Niel.<sup>15</sup>
- *Auf! Hebt unsre Fahnen in den frischen Morgenwind.* Text und Musik von Fritz Sotke.<sup>16</sup>
- *Lasset im Winde die Fahnen wehn.* Text und Musik von Herbert Napierksky.<sup>17</sup>

<sup>15</sup> Ebd. 4. Folge (Mai 1941) 23

<sup>16</sup> Ebd. 5. Folge (Juni 1941) 24

Ungleich schwieriger, ja nahezu unmöglich ist es, NS-ideologische Strukturen bei ausübenden Musikern zu erkennen. Von der Parteiführung geduldete Musikgruppen wurden zwar für Veranstaltungen der Organisation KdF (Kraft durch Freude) verpflichtet, wie es um deren Gesinnung tatsächlich bestellt war, kann freilich nicht mehr nachvollzogen werden. Einzig ihre parteigelenkten Auftritte sind zum Teil bis heute belegbar: So etwa für die *Volksmusikgruppe Baier*, die vermutlich mit der *Jodlergruppe Baier* identisch ist. Sie bestritt von Mitte April bis 29. Juni 1941 Auftritte in mehr als 40 Orten Oberösterreichs. Ebenso die *Volkssänger und Jodlergruppe Krahl* (auch Krall genannt) oder die *Oberinnviertler Gruppe Leitner* aus Altheim, der der Trompeter Franz Leitner vorstand. Im Juni 1941 hatte die Musikkapelle Jobst mehrere Auftritte in den Bezirken Freistadt und Perg. Nicht immer werden die Musikgruppen aber namentlich genannt. Bei einigen dieser KdF-Veranstaltungen traten auch die später so bekannt gewordenen *Geschwister Simböck* aus Braunau auf.<sup>18</sup>

Nach Kriegsende und der einsetzenden Entnazifizierung im Kulturbereich<sup>19</sup> sind zwei Entwicklungen zu bedenken, welche auf Volksmusikanschauungen Einfluss ausübten: Auf politischer bzw. Vereinsebene wirkten in der Nachkriegszeit oft dieselben Personen, die auch zuvor das Sagen hatten. Nicht immer bekleideten sie Führungspositionen, doch waren sie weiterhin im regionalen bzw. überregionalen Kulturbetrieb tätig. Zu nennen wären hier etwa Eduard Kriechbaum, Ernst Burgstaller oder Franz Lipp. Direkt mit volksmusikalischen Belangen hatten Hermann Derschmidt oder Hermann Edtbauer zu tun.<sup>20</sup> Inwieweit sie nun ihre einstmals ideologische Ausrichtung vertraten, lässt sich nicht mehr feststellen. Waren sie zuvor von der NS-Ideologie wahrhaft überzeugt, werden sie diese kaum bzw. nur pro forma abgelegt haben. Galten sie aber als sogenannte „Mitläufer“ oder wurden in die Partei gedrängt, wird ihnen ein Umdenken auch jetzt keine Schwierigkeiten bereitet haben. Diese, ihre tatsächliche Ideologie, werden sie jedenfalls in die Praxis umzusetzen versucht haben. Soweit zum Blick von außen. Der von innen lässt noch bis Ende der 50er Jahre selten Anschauungsmerkmale erkennen, auch wenn es sie sicher gegeben haben mag. Fest steht, dass schon vor oder während des Krieges tätige Gruppen, wie etwa die Simböck oder die Gesangsgruppe Hohla/Biereeder aus Obernberg am Inn, auch danach wie-

---

<sup>17</sup> Ebd. 6. Folge (Juli 1941) 23

<sup>18</sup> Vgl. Petermayr, *Volksmusikforschung* 53

<sup>19</sup> Vgl. dazu allgemein Oliver Rathkolb, „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch' Lied!“ – U.S. Kulturpolitik und Entnazifizierung von MusikerInnen in Oberösterreich. In: *Klänge der Macht* 105-130

<sup>20</sup> Hierzu auch Petermayr, *Volksmusikforschung* 45 f. und 48

der aktiv waren.<sup>21</sup> Doch für die meisten Musizierenden war ihr damaliges Tun nicht die Ausübung einer bestimmten Anschauung oder Ideologie, sondern lediglich Zuverdienst und Broterwerb. Vereinzelt kann heute noch bestätigt werden, dass gerade in der Zeit des Wiederaufbaus und des eigenen Überlebens eben dieser finanzielle Erwerb im Vordergrund stand, denn musikalisch tätigen Menschen boten sich naturgemäß eher Möglichkeiten zum außerberuflichen Broterwerb als anderen. Und in der Tat war der Broterwerb hier wörtlich zu nehmen. Noch Volker Derschmidt weiß zu berichten, dass auch damals gern Geld genommen wurde, vorausgesetzt den Musikanten konnte solches angeboten werden. Viel öfter wurde aber für Naturalien, für Speis und Trank, gespielt.<sup>22</sup> Auch der heute 80jährige Gschwandtner Wick aus Bad Ischl erinnert sich an einstmals mit Heißhunger erspielte Essigwürste im Salzkammergut.<sup>23</sup>

Für die Zeit ab den 60ern bis in die unmittelbare Gegenwart wird vielleicht greifbarer, was auch schon zuvor Geltung gehabt haben mag, jedoch schwerer nachzuvollziehen war: Vereinsarbeit ist zumeist politisch orientiert. Wer, auch als Nichtfunktionär, einem Verein beiträt, wollte und will seine Interessen und seine Anschauung nach außen hin vertreten wissen. So auch in der Volksmusik. Dass diese mit jenen des Vereines nicht immer in Einklang zu bringen sind und gelegentlich etwas seltsame Blüten tragen, kommt vor. So etwa Ende der 90er Jahre, als in einer Jahreshauptversammlung des *Oberösterreichischen Volksliedwerkes* von einem Herrn gefordert wurde, eine Art Polizei oder Aufsicht ins Leben zu rufen, die bei Offenen Singen den dort Aktiven sagen sollte, welche Lieder sie singen dürften und welche nicht. Dass derartige Wünsche nicht umgesetzt wurden, versteht sich von selbst. Nicht vereinsgebundenen Musizierenden war und ist eine ideologische Vertretung nahezu unwichtig, denn ihre Philosophie – falls ihnen diese Begriffbezeichnung überhaupt bewusst ist – offenbart sich rein in der Freude am geselligen Zusammenspiel, wobei musikalische Gattungs- und Besetzungsfragen eine untergeordnete bis gar keine Rolle spielen. Aus der Erfahrung bei Feldforschungen, die einen zu solchen Personen führen, ist von einem häufigen Phänomen zu berichten, das auf den ersten Blick intolerant und engstirnig wirkt, sich bei näherer Betrachtung aber immer als harmlos erwiesen hat: Von vielen älteren Gewährspersonen wurde und wird das fremdsprachige Lied vehement abgelehnt, einzig dem deutschen Volkslied

---

<sup>21</sup> Vgl. etwa Arnold Blöchl, *Innviertlerisch gsunga und gspuit. Die Geschwister Simböck aus Braunau am Inn*. In: *Beiträge zur Volksmusik in Oberösterreich*. Hg. v. Walter Deutsch (Schriften zur Volksmusik 6, Wien 1982) 95-108; Michael Hohla, Katharina („Kathi“) Hohla (1903-1980). In: *Der Bundschuh* 13 (2010) 125-137

<sup>22</sup> Interview mit Volker Derschmidt am 21.9.2011

<sup>23</sup> Vgl. Gschwandtner Wick 80. Doppel-CD, herausgegeben und zusammengestellt von Martin Neureiter (Bad Ischl 2011) Track 5

und gleichberechtigt mit diesem auch dem volkstümlichen Lied zeigt man sich aufgeschlossen. Dies hat aber mit einer deutschnationalen Anschauung, wie Pommer sie vorgab, nicht das Geringste zu tun. Die Bevorzugung des Deutschen war und ist meist auf das sprachliche Unverständnis der anderen Lieder zurückzuführen.

Bis zur Jahrtausendwende hat sich in dieser Hinsicht im Prinzip nicht viel geändert. Strukturen, die Mitte der 90er Jahre ihre Geltung hatten, haben sich nahezu unverändert bis heute erhalten. In den letzten beiden Jahrzehnten vor dieser Wende kam allerdings eine neue Komponente hinzu, die nicht unwichtig ist und die auch künftig von großer Bedeutung sein wird: die zunehmende Professionalität der Ausübenden. Für diese zeichnet vor allem das gut ausgebaute und europaweit beispielhafte Oberösterreichische Landesmusikschulwerk verantwortlich. Auch hier wird dem Volksmusikbereich ein besonderer Stellenwert beigemessen. In der Folge wurde das Unterrichten von Volksmusik bzw. ein volksmusikalisches Schwerpunktsstudium auch an den Musikkonservatorien und -universitäten Usus. Vor allem die Absolventen dieser Hochschulen sind nun ausgebildete Musiker, in deren Tätigkeitsbereich auch die Volksmusik ihren Platz gefunden hat. D. h., aus Laienmusikanten wurden vielfach Berufsmusiker. Dies zog naturgemäß eine Anschauungsänderung nach sich. Eine Anschauungsänderung, die nicht nur geistig mitgetragen, sondern auch optisch zur Schau gestellt wird. Volksmusik hat ein Konzert-Niveau erreicht, das zu halten regelmäßiges Proben erfordert. Die Auftritte selbst sind jenen klassischer Konzerte nicht unähnlich: das Publikum lauscht stillschweigend dem niveauvoll Vorgetragenen. Wirtshausstimmung und Festzeltromantik ist in diesem Zusammenhang oft fehl am Platz. Musikerinnen und Musiker präsentieren sich den Zuhörenden in schicker Tracht, die echt ist und teuer und die ein modernes Bild der Volkskultur vorstellt, wie es auch von den Medien transportiert wird: Sauber, fesch und schön, sowie sich vor der Kulisse scheinbar intakter Naturlandschaft räkelnd. So gibt sich jedoch nicht nur die Volksmusik alleine, sondern die Volkskulturpflege im Allgemeinen. Zufriedene Gesichter in einer funktionierenden, Authentizität spendenden und friedlichen Gesellschaft. De facto wird so ein Bild gelebt, wie es von der Politik gewünscht und unterstützt wird. Leicht lenkbare, manipulierbare Menschen, die man auf einen relativ unkomplizierten Nenner bringt, sind besser zu dirigieren als individuelle Charaktere, die sich in kein Schema pressen lassen. Dass sich Volkskultur – und dazu zählt nun auch einmal die Volksmusik – allgemein relativ hoher Beliebtheit erfreut und demzufolge von vielen praktiziert wird, lässt die Ausübenden selbstverständlich als Wählergruppe attraktiv erscheinen. Werte wie ‚Heimat‘, ‚Traditionsbewusstsein‘ oder ‚glaubhafte Authentizität‘, die man mit Volkskultur gerne in Zusammenhang bringt, machen diese auch für die FPÖ interessant, womit der Bogen zum eingangs genannten Parlaments-



antrag gespannt werden kann.<sup>24</sup> Nicht von ungefähr erinnert die dort formulierte Forderung nach verstärkter Volksmusikpräsenz in den Medien an die von Deutschnationalismus geprägten Zielsetzungen Pommers, die letztendlich rein der Parteinützlichkeit dienen sollen. Der Blick von außen auf Volkskultur, -musik, -gesang und -tanz zeigt sich am Ende des 20. Jahrhunderts fast ebenso wie zu dessen Beginn. Kulturformen sollen in erster Linie der Parteipolitik dienen, von eigentlichen Problemen ablenken und mit dazu beitragen, deren Funktionären einen möglichst unantastbaren Stand zu sichern. Freilich, die Art und Weise, wie dies bewerkstelligt wird, ist eine andere als in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, der eigentlichen Sache, der Kultur selbst, ist sie allerdings nur am Rande wirklich dienlich. Stärkerer Veränderung unterlag die Sichtweise von innen, die sich durch die zunehmende Professionalität komplexer denn je darstellt. Trotz dieser wachsenden Professionalität und der sich dadurch oft der Sichtweise von außen anpassenden Trägerschicht haben dennoch immer wieder auch idealistisch geprägte Anschauungen von Musikantinnen und Musikanten ihre Gültigkeit. Man findet sie dort, wo Menschen mit musikalischen Traditionen aufgewachsen sind, die ihnen nie zur Selbstverständlichkeit werden mussten, da sie von vornherein unreflektiert selbstverständlich waren. Für sie steht Volksmusik nicht als isolierte Kunstform, sondern bildet mit Gesang und Tanz eine untrennbare lebendige Einheit, sie ist nicht Konzertprodukt oder Zurschaustellung sondern fixer Alltagsbestandteil.<sup>25</sup> Bedingt durch politische Frustration, die sich allenthalben in der Bevölkerung bemerkbar macht, erlangen subjektive Anschauungen wieder zunehmend an Bedeutung. Die bewusste Distanzierung von vorgefertigten Meinungen und der ebenso bewusst vorgenommene Rückzug in das unmittelbare soziale Umfeld – in Familie und Freundeskreis – sind mit ausschlaggebend für neue, individuelle Musikanschauungen. Dass dies alles, diese schillernde, mit Schwächen und Eitelkeiten behaftete Vielschichtigkeit von Kultur und Charakteren interessanter, aber auch weitaus komplexer zu durchschauen und zu durchleuchten ist als die von außen vorgegebenen Sichtweisen, versteht sich für den feldforschenden Musikwissenschaftler von selbst. Sich im Dschungel der unterschiedlichsten Anschauungsweisen zurechtzufinden, wird dadurch aber schwerer denn je. Und so sei es mir erlaubt, anstatt eines abschließenden Resümees, leicht abgeändert, mit den schon als Motto vorangestellten Worten des Altbundeskanzlers Fred Sinowatz zu enden: „Es b l e i b t alles sehr kompliziert“.

---

<sup>24</sup> Vgl. Anm. 1

<sup>25</sup> Für die Einsichtnahme in ihre Volksmusikanschauungen bedanke mich an dieser Stelle bei Volker Derschmidt (Gunskirchen), Brigitte Dumfart (Eidenberg), Martin Neureiter (Bad Ischl) und Hans Rindberger (Zell am Moos).



Florian Schwanninger

## ERINNERN UND GEDENKEN IN OBERÖSTERREICH Eine historische Skizze der Erinnerungskultur für die Opfer des Nationalsozialismus

In Oberösterreich drängte sich nach 1945 die Frage des Umgangs mit den Verbrechen des Nationalsozialismus und der Erinnerung an diese Zeit in besonderer Weise auf. Mit Mauthausen, Gusen, Hartheim und Ebensee befanden sich zentrale Stätten des NS-Terrors und der Vernichtung in diesem Bundesland, 15 Außenlager von Mauthausen befanden sich in Oberösterreich.<sup>1</sup> Der Grund für „die überproportional hohe Dichte an Lagern“ ist vor allem „[...] in der industriellen Bedeutung des Reichsgaues Oberdonau für die Kriegswirtschaft zu suchen“.<sup>2</sup> Im Falle Hartheims dürfte die Einrichtung einer Tötungsanstalt in dem bis dahin als Betreuungseinrichtung genutzten Schloss vor allem auf die guten Kontakte von Linzer bzw. aus Linz stammenden Nationalsozialisten zu den verantwortlichen Stellen in Berlin zurückzuführen gewesen zu sein.<sup>3</sup> Weiters befinden sich in Oberösterreich viele Hinterlassenschaften der NS-Zeit, die über lange Jahre – und zum Teil bis heute – bei vielen Menschen ein zumindest teilweise positives oder verharmlosendes Bild des Nationalsozialismus hinterließen. Stellvertretend seien hier die Wohnbauten in Linz („Hitlerbauten“) – der Umgang mit ihnen entwickelte sich in den letzten Jahren zu einem konflikträchtigen Thema – sowie die Industriebauten, allen voran die Linzer VÖEST, aber auch das Aluminiumwerk in Ranshofen/Braunau oder die Zellstofffabrik in Lenzing genannt. Dieses doppelte Erbe des Nationalsozialismus bestimmte neben anderen überregionalen, politischen und gesellschaftlichen Faktoren die Erinnerung an bzw. den Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus in Oberösterreich.

Zu den Themen Erinnerung, Gedächtnis und Gedenken gibt es mittlerweile eine nahezu unüberschaubare Palette an Literatur. Vor allem seit den

---

<sup>1</sup> Vgl. Florian Freund – Bertrand Perz, Konzentrationslager in Oberösterreich 1938-1945 (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 8, Linz 2007) 12

<sup>2</sup> Ebd. 8

<sup>3</sup> Vgl. Brigitte Kepplinger, Die Tötungsanstalt Hartheim. In: Tötungsanstalt Hartheim, Hg. v. Brigitte Kepplinger – Gerhart Marckhgott – Hartmut Reese (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 3, Linz 2008) 63-116, 68

1990er Jahren kann sich dieser Bereich einer Hochkonjunktur erfreuen.<sup>4</sup> Im vorliegenden Aufsatz kann nicht näher auf die unterschiedlichen Definitionen dieser Begriffe und die mit ihnen verbundenen Diskussionen eingegangen werden. „Aufarbeitung“, „Gedenken“, „Gedächtnis“ und „Erinnern“ sind heute nahezu allgegenwärtige Begriffe und vor allem, wenn sie sich auf ein Kollektiv von Personen – die Gesellschaft oder die Bevölkerung einer Region, eines Landes – beziehen, problematisch und schwer zu fassen. Sie werden verwendet „[...] um so unterschiedliche Phänomene zu beschreiben, wie: Vorstellungen von der Vergangenheit, Vergangenheitsbezüge jeglicher Art, Geschichtspolitik, -bewusstsein oder -wissen, Tradition, Gedenken und öffentlicher Diskurs über die Vergangenheit sowie Geschichte der Geschichtsschreibung“<sup>5</sup>.

Abgesehen von der fehlenden Begriffsschärfe stößt auch die Auseinandersetzung und Beschäftigung mit „Erinnern“ und „Gedenken“ sowie die Analyse einer bestimmten „Erinnerungskultur“ schnell an ihre Grenzen. Die Frage, wie diese Begriffe operationalisiert werden könnten, sollte nicht einfach übergangen oder mit dem Hinweis auf entsprechende „weiche“ Methoden der Kulturwissenschaften vom Tisch gewischt werden. Nicht völlig zu Unrecht wird mancherorts die Sorge laut, „Geschichte könne im Zuge der Erinnerungsforschung einfach in Diskurs- und Deutungsgeschichte aufgelöst und damit verwässert“<sup>6</sup> werden.

Erinnerung ist ein „prozesshafter und mehrdeutiger Akt“<sup>7</sup>, sie verändert sich, ist wandelbar – und nicht zuletzt auch formbar. Es gibt nie nur die eine Erinnerung einer Gesellschaft. Heidemarie Uhl stellt dazu fest: „Der Konsens über die Vergangenheit, den die öffentlichen Zeichen der Erinnerung zu vermitteln scheinen, trägt allerdings: Die Sichtweisen auf die Vergangenheit sind immer vielstimmig, unterschiedlich, nicht selten gegensätzlich.“<sup>8</sup> Unter der Decke der scheinbaren gesellschaftlichen Übereinkunft werden gegenläufige Tendenzen, Konfliktlinien und Brüche sichtbar. Neben einem mehr oder weniger wirkmächtigen Mainstream auf dem Gebiet der Erinnerung

---

<sup>4</sup> Man spricht von einem „Erinnerungsboom“ seit den frühen 1990er Jahren. Ende der 1970er Jahre waren zarte Ansätze einer Beschäftigung mit dem individuellen und kollektiven Gedächtnis festzustellen, zuvor hatte die Geschichtswissenschaft kaum Interesse an diesem Gebiet. Vgl. Kornelia Końcal, *Geschichtswissenschaft*. In: *Gedächtnis und Erinnerung*. Ein interdisziplinäres Handbuch. Hg. v. Christian Gudehus – Ariane Eichenberg – Harald Welzer (Stuttgart/Weimar 2010) 249-260, 249

<sup>5</sup> Końcal, *Geschichtswissenschaft* 249

<sup>6</sup> Rudolf Jaworski, zit. nach: Końcal, *Geschichtswissenschaft* 257

<sup>7</sup> Końcal, *Geschichtswissenschaft* 256

<sup>8</sup> Heidemarie Uhl, „Gedenken und Mahnen in Niederösterreich“: regionales/lokales Gedächtnis im transnationalen Kontext. In: *Gedenken und Mahnen in Niederösterreich. Erinnerungszeichen zu Widerstand, Verfolgung, Exil und Befreiung*. Hg. v. Heinz Arnberger – Claudia Kuretsidis-Haider (Wien 2011) 9-11, 9

sowie in der Gedenkkultur existieren auch Diskurse die sich dieser Hegemonie widersetzen.

Erinnerungs- und Gedenkdiskurse sind neben der sozialen Herkunft, der persönlichen und familiären Sozialisation, immer auch abhängig vom politischen Hintergrund der AkteurInnen. Verschiedene Erinnerungen bzw. verschiedene Interpretationen der Vergangenheit ringen daher miteinander und/oder existieren nebeneinander. „Auch in pluralistisch-demokratischen Gesellschaften ist die Frage des offiziellen Gedächtnisses, der gemeinsamen Vergangenheit, auf die sich ein Kollektiv beziehen soll, immer eine Frage der politischen Machtverhältnisse.“ Dies beziehe sich laut Uhl nicht nur auf eine staatliche Geschichtspolitik, „sondern auch auf die jeweiligen sozialen Handlungsräume eines Dorfes, einer Stadt, eines Bundeslandes“<sup>9</sup>. Die Fragmentierung der Erinnerungskultur, ihre gegensätzlichen Tendenzen, minoritäre Strömungen sowie die Konflikte zwischen verschiedenen Erinnerungskulturen innerhalb einer Gesellschaft finden nicht nur nach Ansicht des Verfassers aktuell zu wenig Beachtung.<sup>10</sup> Diesem Eindruck entspricht auch der Befund, dass „[...] die Sätze der Gedächtnisdiskurse oft sogar im Grammatikalischen ‚subjektlos‘“ sind, die „bevorzugte sprachliche Form [...] das Passiv oder das ‚Man‘, das ‚Es‘, das kollektive ‚Wir‘, das ‚Alle‘, das ‚Niemand‘“<sup>11</sup> darstellt. Entsprechend dieser Feststellung soll der vorliegende Beitrag dazu beitragen, die „gängige Subjektlosigkeit des Erinnerns“<sup>12</sup> zu überwinden und die AkteurInnen auf dem Gebiet des Erinnerns und Gedenkens sowie ihre unterschiedlichen Motivationen darzustellen bzw. zu benennen.

Bei der Erforschung der Erinnerungskultur kann die Geschichtswissenschaft auf höchst unterschiedliche Quellen zurückgreifen, die ansonsten oftmals noch nicht den Eingang in die „etablierte“ Forschung gefunden haben. Dies können „Ansichtskarten, Archive, Ausstellungskataloge, Bilder, Chroniken, Comics, Denkmale, [...] Gedenkveranstaltungen, [...] Karikaturen, Kunstwerke, [...] Reiseführer, Rituale, Rundfunksendungen, schönggeistige und Trivialliteratur, Schul- und Tagebücher [...] oder Zeitschriften und Zeitungen“<sup>13</sup> sein. Diese schier paradiesische Fülle und Vielfalt an Quellen stellt die/den Forschende/n aber vor das nicht zu vernachlässigende Problem der „richtigen Auswahl“. Möglichkeiten zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung bestünden in der Auswahl einer bestimmten Quellensorte, eines

---

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Vgl. Końcal, *Geschichtswissenschaft* 258

<sup>11</sup> Vorbemerkung. In: *Zwischenwelt 12. Subjekt des Erinnerns?* Hg. v. Helene Belndorfer u. a. (Klagenfurt 2011) 8-14, 12

<sup>12</sup> Ebd. 13

<sup>13</sup> Końcal, *Geschichtswissenschaft* 256

thematischen Zugriffs, „[...] um ein konkretes erinnerungsgeschichtliches Problem in möglichst vielen unterschiedlichen Quellen [...] zu untersuchen“ oder in der Konzentration auf Akteure, „[...] um Gedächtniskonstruktionen einer konkreten gesellschaftlichen Gruppe, einer Generation und einer Region nachzugehen“<sup>14</sup>. Ein Versuch, „[...] alle jeweils relevanten Quellen auszuwerten [wäre jedoch] kaum realistisch“<sup>15</sup>. Es müsse bei der Erforschung der Erinnerung vielmehr darum gehen, „[...] Tendenzen als Vehikel bestimmter Bedeutungen und Sinninhalte aufzuspüren und diese mit repräsentativen Exemplifikationen zu belegen“<sup>16</sup>.

Die erwähnten Probleme wurden auch bei der Erarbeitung des vorliegenden Textes wirksam. Nicht nur aufgrund des beschränkten Umfangs wäre es ein unmögliches Unterfangen, die Erinnerungskultur in ihrer Gesamtheit bzw. in all ihren Ausdrücken darzustellen. Wie bereits erwähnt ist Erinnerungskultur ein Phänomen, das mit empirischen Methoden und Zugängen kaum ausreichend zu fassen ist. Das reine (Auf)Zählen von Straßennamen, Denkmälern, Gedenktafeln und anderen Ausdrücken des Erinnerns und Gedenkens hätte – neben der Frage der Machbarkeit in einem vertretbaren Zeitrahmen – begrenzte Aussagekraft und würde auch nur schwerlich eindeutige Aussagen über die Erinnerung einer „ganzen“ Gesellschaft – und sei es auch nur derjenigen eines speziellen Bundeslandes – zulassen. Entsprechend den obigen Überlegungen sollen Entwicklungen, Tendenzen und Auseinandersetzungen auf dem Gebiet der Erinnerungskultur an den Nationalsozialismus bzw. seine Verbrechen und Opfer in Oberösterreich skizziert, vor ihrem politisch-gesellschaftlichen Hintergrund betrachtet und anhand von Beispielen, die meiner Einschätzung nach symptomatisch für ihre Zeit bzw. den Umgang mit diesen Themen sind, herausgearbeitet werden. Neben den „festen“ Formen gesellschaftlicher Erinnerung<sup>17</sup> wie z. B. Denkmälern als „Leitobjekten des ‚kulturellen Gedächtnisses‘“<sup>18</sup>, sollen daher – wiederum soweit als möglich – auch wissenschaftliche und literarische Auseinandersetzungen mit der NS-Zeit in Oberösterreich sowie andere „flüssige“ Formen des Gedächtnisses<sup>19</sup> Beachtung finden.

Aufgrund des beschränkten Umfangs der Untersuchung und der Darstellung sind Leerstellen kaum zu vermeiden. Meine Ausführungen können daher – den erwähnten Überlegungen und Bedenken folgend – nur ein erster

---

<sup>14</sup> Ebd. 257

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Ebd. 256f.

<sup>17</sup> Einleitung. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz. 60 Jahre Zweite Republik. Hg. v. Walter Schuster – Anneliese Schweiger – Maximilian Schimböck (Linz 2005) 11–13, 11

<sup>18</sup> Uhl, Niederösterreich 9

<sup>19</sup> Einleitung. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 11

Versuch sein, Entwicklungen, Tendenzen, Konflikten und Diskursen im Bereich des Erinnerns und Gedenkens an die NS-Zeit in Oberösterreich nachzuspüren. Der vorliegende Aufsatz würde sein Ziel erreichen, wenn er als Anregung für weitere, umfangreichere und tiefer schürfende Auseinandersetzungen mit dem Komplex Erinnern und Gedenken in unserem Bundesland dienen könnte.

## Die ersten Jahre – zwischen Aufbruch, Aufarbeitung und Verdrängung

Die Aufarbeitung bzw. die Abwicklung der NS-Zeit und ihres Erbes begannen unmittelbar mit der Befreiung im Mai 1945. Die Männer und Frauen „der ersten Stunde“ – oftmals selbst aus dem Widerstand oder der Haft – wollten bereits früh Zeichen des Gedenkens und der Erinnerung aber auch einer neuen, antifaschistischen Zeit setzen und der raschen Rückkehr zur Normalität, wie sie von vielen schon bald gefordert und gewünscht wurde, entgegenwirken. Gedacht wurde vor allem der politischen Opfer des Nationalsozialismus, denn „auf dem Vermächtnis dieser ‚Märtyrer‘ der drei Gründungsparteien der Zweiten Republik, ÖVP, SPÖ und KPÖ, sollten die Fundamente des neuen Österreich errichtet werden.“<sup>20</sup>

Diese Bemühungen zur Aufarbeitung der NS-Zeit erfolgten bemerkenswerterweise zu einer Zeit, in der noch unzählige weitere schwierige Aufgaben wie die Sicherung der Ernährung, die Wiederaufnahme der Produktion, die Unterbringung von Flüchtlingen und Vertriebenen und die Re- bzw. Neuorganisation der Verwaltung und der Sicherheitsbehörden zu bewerkstelligen waren. Vor allem in den Städten, so auch in Linz, kamen noch die schweren Zerstörungen durch Bomben hinzu.<sup>21</sup>

Die Auseinandersetzung mit dem untergegangenen NS-Regime fand auf mehreren Ebenen statt. Die NSDAP wurde aufgelöst, ihre Symbole wurden beseitigt, NS-Funktionäre ab einem gewissen Grad interniert und besonders aktive NationalsozialistInnen von ihren beruflichen Positionen entfernt. Die seit Ende April 1945 amtierende provisorische österreichische Regierung widmete sich bereits im Mai und Juni 1945 der Entnazifizierung.<sup>22</sup> Die Ent-

---

<sup>20</sup> Bertrand Perz – Heidemarie Uhl, Gedächtnis-Orte im „Kampf um die Erinnerung“. Gedenkstätten für die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges und für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. In: *Memoria Austriae I. Menschen, Mythen, Zeiten*. Hg. v. Emil Brix – Ernst Bruckmüller – Hannes Stekl (Wien 2004) 545-579, 547

<sup>21</sup> Vgl. *Die Besatzungszeit 1945-1955*. In: *Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz. 60 Jahre Zweite Republik*. Hg. v. Walter Schuster – Anneliese Schweiger – Maximilian Schimböck (Linz 2005) 87-91, 88f.

<sup>22</sup> Vgl. ebd. 88

nazifizierung in Österreich war keine revolutionäre Lösung, kein „befreiendes Gewitter“<sup>23</sup>, keine radikale Abrechnung des Volkes mit dem Regime, „in der Bäume und Gaskandelaber eine Rolle gespielt hätten“<sup>24</sup>. Ob nun „unser österreichisches Wesen“<sup>25</sup>, „die Identifikation des Großteils der Bevölkerung mit dem NS-Regime [...] bis zum Ende des Dritten Reiches“<sup>26</sup> oder die Tatsache, dass das Land von außen befreit worden war und anfänglich von den alliierten Behörden verwaltet wurde, ausschlaggebend waren, sei dahingestellt. Die Alliierten wünschten „nichts weniger als eine unkontrollierte Revolution“<sup>27</sup> und waren vorerst vor allem an der Schaffung geordneter Verhältnisse interessiert. Nach dieser ersten Phase begann, auch von Seiten der provisorischen Regierung, ein Prozess der Entnazifizierung, „nicht in Form einer Volkserhebung, sondern in Form einer von oben gelenkten ‚bürokratischen Revolution‘“<sup>28</sup>.

Entnazifizierungsmaßnahmen wurden sowohl von den Besatzungsbehörden als auch auf Grundlage von österreichischen Gesetzen wie dem Verbotsgesetz oder dem Kriegsverbrechergesetz (beide von 1945) durchgeführt. Die politisch-bürokratische Entnazifizierung betraf in Oberösterreich rund 90.000 Personen und drückte sich vor allem in der Registrierung von früheren NationalsozialistInnen aus, die zum Teil mit Sühnefolgen verbunden war. Auf strafrechtlich-justizieller Ebene waren österreichische Volksgerichte für die Verfolgung von NS-Verbrechen zuständig. Vor dem für die gesamte US-amerikanische Besatzungszone zuständigen Volksgericht Linz wurden rund 6.000 Personen wegen NS-Verbrechen angeklagt und rund 4.300 verurteilt. Darunter waren drei Todesurteile, von denen eines vollstreckt wurde.<sup>29</sup> Die gerichtliche Aufarbeitung der NS-Verbrechen wurde in den unmittelbaren Nachkriegsjahren sehr engagiert begonnen, jedoch nach einigen Jahren, mit dem beginnenden Kalten Krieg, relativ rasch wieder beendet. Nichtsdestotrotz war die gerichtliche Verfolgung der NS-Verbrechen in Österreich in

---

<sup>23</sup> Ernst Fischer, 28. Sitzung des Österreichischen Nationalrates, 24. Juli 1946. In: Stenographische Protokolle des Österreichischen Nationalrats, 598. Zit. nach: Dieter Stiefel, Entnazifizierung in Österreich (Wien/München/Zürich 1981) 15

<sup>24</sup> Ernst Koref, 28. Sitzung des Österreichischen Nationalrates, 24. Juli 1946. In: Stenographische Protokolle des Österreichischen Nationalrats, 594. Zit. nach: Stiefel, Entnazifizierung 15

<sup>25</sup> Karl Aichhorn, 28. Sitzung des Österreichischen Nationalrates, 24. Juli 1946. In: Stenographische Protokolle des Österreichischen Nationalrats, 190/1. Zit. nach: Stiefel, Entnazifizierung 17

<sup>26</sup> Die Besatzungszeit 1945-1955. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 88

<sup>27</sup> Stiefel, Entnazifizierung 17

<sup>28</sup> Ebd. 18

<sup>29</sup> Vgl. Josef Goldberger – Cornelia Sulzbacher, Oberdonau (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 11, Linz 2008) 244f.



diesen Jahren sogar in absoluten Zahlen umfassender als in Westdeutschland.<sup>30</sup>

Die Entnazifizierung kam 1947 zu einem Höhe- und Wendepunkt, spätestens ab 1949 war sie kein Thema mehr auf der politischen Bühne. Im Wahlkampf 1949 spielte die Frage der Entnazifizierung nur insofern eine Rolle, als nun rund 500.000 ehemalige NationalsozialistInnen wieder wahlberechtigt waren und von den Großparteien bzw. vom neu gegründeten Verband der Unabhängigen (VdU) (bei der Wahl Wahlverband der Unabhängigen genannt) heftig umworben wurden. Danach wurde kaum noch über die Entnazifizierung berichtet bzw. wurde sie vom Großteil der österreichischen Öffentlichkeit nicht mehr als Problem oder offene Frage betrachtet.<sup>31</sup> Im selben Zeitraum kam es, wie später noch ersichtlich wird, auch auf dem Feld der öffentlichen Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus und dem Gedenken an diese, zu einer grundlegenden Wandlung.

Der antifaschistische Grundkonsens der ersten Zeit nach der Befreiung, der zumindest auf der Ebene der politischen Eliten wirksam war, drückte sich in einer frühen Erinnerungskultur bzw. in Ansätzen einer solchen aus. So wurden nicht nur Straßen nach NS-Opfern und Widerstandskämpfern benannt, sondern auch Denkmäler bzw. Mahnmale errichtet. Der Neubeginn nach dem Ende der NS-Herrschaft sollte sich nach Ansicht vieler ehemaliger WiderstandskämpferInnen und NS-Opfer auch im öffentlichen Raum ausdrücken.

Zu Beginn standen vor allem die Benennungen von Verkehrsflächen nach Größen des NS-Regimes im Visier. Die Hitler-Plätze, Horst-Wessel-Straßen usw. erhielten zumeist ihre Namen wieder zurück, die sie vor dem März 1938 getragen hatten. War dies aufgrund von Umbenennungen während des „Ständestaats“ nicht möglich, ging man zumeist in die Zeit vor 1934 zurück. Das Beispiel des Linzer Hauptplatzes zeigt, wie die Benennung von öffentlichen Orten die Systembrüche in der Geschichte eines Landes bzw. einer Stadt widerspiegeln kann. Seit etwa 1800 hatte der Platz Hauptplatz, ab 1873 Franz-Josephs-Platz geheißen, von 1918 bis 1934 Platz des 12. Novembers, nach der endgültigen Ausschaltung der Demokratie im Jahr 1934 kam wieder der Kaiser namensmäßig zum Zug, und von 1938 bis 1945 wurde der Platz nach Adolf Hitler benannt.<sup>32</sup> 1945 wollte man offenbar wieder einen „unverfänglichen“ bzw. politisch neutralen Namen und ging auf die Zeit vor 1873 zurück.

---

<sup>30</sup> Vgl. Gabriele Holzer, *Verfreundete Nachbarn. Österreich – Deutschland. Ein Verhältnis* (Wien 2005) 102f.

<sup>31</sup> Vgl. Stiefel, *Entnazifizierung* 18f.

<sup>32</sup> Vgl. <http://www.linz.at/strassennamen/default.asp?action=strassendetail&ID=1806> (aufgerufen am 19.7.2012)

In Linz wurden am 12. Oktober 1945 in einer großen Umbenennungsaktion 39 Namen von in der NS-Zeit benannten Straßen und Plätzen getilgt.<sup>33</sup> Allgemein gesehen ging man, wie das Beispiel Hauptplatz zeigt, bei den Umbenennungen in Linz eher vorsichtig vor. Es erhielten zwar einige Straßen die Namen von NS-Opfern, wie die Teufelstraße, die nach dem ein halbes Jahr zuvor im KZ Mauthausen ermordeten Obmann der KPOÖ Josef Teufl benannt wurde (vorher Immelmann-Straße nach einem Kampfflieger)<sup>34</sup>, die Haiderstraße, die den Namen des ebenfalls im KZ Mauthausen ermordeten sozialdemokratischen Eisenbahners Ludwig Haider erhielt<sup>35</sup> und die Stadlerstraße (benannt nach dem im KZ Mauthausen umgekommenen Kommunisten Josef Stadler)<sup>36</sup>, aber ansonsten wurden zumeist „neutrale“, „harmlose“ Namen gewählt. Die Benennung von vielen Verkehrsflächen nach oberösterreichischen Adels- und Linzer Bürgergeschlechtern des Mittelalters und der frühen Neuzeit dürfte nicht zuletzt „in Hervorkehrung einer besonderen Österreich-Ideologie“<sup>37</sup> erfolgt sein.

Diese zurückhaltende Herangehensweise war auch in Urfahr – in der sowjetischen Zone – üblich. Urfahr hatte ab dem Mai 1945 eine eigene Stadtregierung mit starker linker Mehrheit (2 SPÖ, 2 ÖVP, 2 KPÖ) und einem sozialdemokratischen Bürgermeister.<sup>38</sup> Die dortigen speziellen politischen Verhältnisse fanden aber offenbar keinen Niederschlag bei der Benennung von Straßen oder der Schaffung einer eigenen Gedenkkultur, die sich vom übrigen Linz abgehoben hätte. Erwähnenswert ist an dieser Stelle die Rudolfstraße, die in der Ersten Republik Karl-Marx-Straße hieß, 1934 wieder zur Rudolfstraße wurde und sowohl 1938 als auch 1945 nicht mehr umbzw. rückbenannt wurde.<sup>39</sup> Der nach einem erschossenen SA-Mann benannte Franz-Foisner-Platz erhielt hingegen 1945 nicht mehr einen seiner früheren Namen zurück. Von 1875 bis 1921 hatte er Rudolfplatz, von 1921 bis 1934 Weigunplatz und von 1934 bis 1938 Starhembergplatz geheißen. 1945 erhielt er schließlich den Namen des im April 1945 im KZ Mauthausen

---

<sup>33</sup> Die Besatzungszeit 1945-1955. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 91

<sup>34</sup> Bis 2000 hieß sie fälschlicherweise „Teufelstraße“. Vgl. <http://www.linz.at/strassennamen/default.asp?action=strassendetail&ID=2988> (aufgerufen am 19.7.2012)

<sup>35</sup> Vgl. <http://www.linz.at/strassennamen/Default.asp?action=strassendetail&ID=1914> (aufgerufen am 17.8.2012)

<sup>36</sup> Vgl. <http://www.linz.at/strassennamen/default.asp?action=strassendetail&ID=2940> (aufgerufen am 17.8.2012)

<sup>37</sup> Einleitung. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 11

<sup>38</sup> Vgl. Die Besatzungszeit 1945-1955. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 90

<sup>39</sup> Vgl. <http://www.linz.at/strassennamen/default.asp?action=strassendetail&ID=2777> (aufgerufen am 19.7.2012)

ermordeten Führers des Republikanischen Schutzbundes in Oberösterreich Richard Bernaschek.<sup>40</sup>

Im Großen und Ganzen lassen sich auf dem Gebiet der Straßenbenennungen oder Denkmalsetzungen keine Unterschiede zwischen Linz und Urfahr feststellen. Man ging offenbar im gesamten Linz eher zurückhaltend vor. Der Einfluss der Besatzungsmächte in diesem Bereich (bzw. ihr Interesse dafür) dürfte eher gering gewesen sein.

Was die Errichtung von Mahnmalen und Gedenktafeln für NS-Opfer betrifft, lassen sich im Linz der Nachkriegszeit nur wenige Aktivitäten erkennen. Anders als in Wien, wo zwischen 1945 und 1949 zahlreiche Denkmäler für NS-Opfer errichtet wurden, kamen in Linz nur zwei Vorhaben zur Ausführung: Im November 1945 wurde von der Stadt Linz eine Gedenktafel in der Bundespolizeidirektion in der Mozartstraße in Erinnerung an die im März 1938 ermordeten Polizeibeamten enthüllt. 1950 schuf die Stadt auf dem Areal der Schiffswerft ihr erstes Mahnmal für NS-Opfer – in diesem Fall waren es Werftarbeiter, die sich im Widerstand befunden hatten.<sup>41</sup>

Die Einebnung der Unterschiede zwischen Opfern des Regimes, Kriegsopfern und gefallenen Soldaten und die damit verbundene Interpretation der Jahre 1938 bis 1945 als eine für alle Gruppen gleichermaßen „leidvolle Zeit“ lässt sich jedoch schon früh erkennen. So erinnert ein Denkmal aus dem Jahr 1948 am Stadtfriedhof Linz-St. Martin an die „Opfer einer leidvollen Zeit“, worunter Bombenopfer, zu Tode gekommene KZ-Häftlinge und Kriegsopfer subsumiert wurden, die auf diesem Friedhof bestattet worden waren.<sup>42</sup>

Eine nicht unwichtige Rolle spielte in der Erinnerungskultur dieser Zeit, vor allem auf Seiten der SPÖ, der Bürgerkrieg im Februar 1934, der trotz der relativ harmonischen Zusammenarbeit der beiden Großparteien noch länger für erinnerungspolitische Konflikte sorgen sollte. 1946 wurde der Landwehrplatz (1903-1934 Polygonplatz) nach dem hingerichteten Schutzbündler Anton Bulgari<sup>43</sup> benannt. Andererseits beließ man aber Gedenktafeln, die in Linz an die Gefallenen der Regierungsseite erinnerten.<sup>44</sup>

---

<sup>40</sup> Vgl. Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz. 60 Jahre Zweite Republik 29; <http://www.linz.at/strassennamen/default.asp?action=strassendetail&ID=3331> (aufgerufen am 19.7.2012)

<sup>41</sup> Vgl. Die Besatzungszeit. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 91; <http://www.linz.at/archiv/denkmal/Default.asp?action=denkmaldetail&id=1269> (aufgerufen am 29.6.2012); <http://www.linz.at/archiv/denkmal/Default.asp?action=denkmaldetail&id=2008> (aufgerufen am 19.7.2012)

<sup>42</sup> Vgl. Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 112

<sup>43</sup> Vgl. <http://www.linz.at/strassennamen/default.asp?action=strassendetail&ID=3388> (aufgerufen am 19.7.2012)

<sup>44</sup> Vgl. Walter Schuster, Befreit und besetzt. In: Linz zwischen Wiederaufbau und Neuorientierung 1945-1984. Hg. v. Fritz Mayerhofer – Walter Schuster (Linz 2007) 13-43, 21

Inwieweit die mangelnden Versuche der Etablierung einer Erinnerungskultur an die Opfer des Nationalsozialismus in Linz auf die politische Prägung der Bevölkerung zurückgeführt werden können, ist fraglich. Zumindest laut Umfragen der US-Militärbehörden war in den unmittelbaren Nachkriegsjahren rund die Hälfte der Linzer Befragten prinzipiell NS-freundlich und antisemitisch eingestellt. Die politischen Kräfteverhältnisse im Gemeinderat hätten vermutlich verstärkte Aktivitäten zugelassen, denn bis 1949, als der Verband der Unabhängigen (als Wahlpartei der Unabhängigen) in Linz auf Anhieb zur zweitstärksten Fraktion wurde, hatte die SPÖ die absolute Mehrheit besessen. Einen Hinweis auf das politische Klima in Linz der Nachkriegsjahre gibt jedoch Simon Wiesenthal (bis 1961 in Linz), der meinte, „das spezielle Linzer Klima sei von den vielen hier lebenden Nazis geprägt gewesen“<sup>45</sup>.

Ein entgegengesetztes Beispiel zur Vorgangsweise in Linz bietet sich im Fall des Steyrer Stadtteils Münchenholz. Hier wurde unmittelbar nach der Befreiung vom Nationalsozialismus versucht, eine dezidiert antifaschistische, politisch links ausgerichtete Erinnerungskultur zu etablieren. Dies drückt sich vor allem in den Straßennamen dieses als nationalsozialistische Mustersiedlung geplanten Stadtgebiets aus.<sup>46</sup>

Das auf dem rechten Ennsufer gelegene Münchenholz, auch Steyr-Ost genannt, bekam nach der Besetzung durch sowjetische Truppen eine provisorische Stadtverwaltung mit Johann Kahlig (KPÖ) als Bürgermeister.<sup>47</sup> Am 28. Juli 1945 zogen sich die sowjetischen Einheiten in Steyr von der Enns an die oberösterreichisch-niederösterreichische Landesgrenze zurück, und Steyr erhielt eine gemeinsame Stadtverwaltung.<sup>48</sup> Bei den ersten Wahlen im November 1945 erreichte die KPÖ in Münchenholz etwas mehr als 20% der Stimmen (Steyr gesamt: 12%), die SPÖ knapp 66% (56%) und die ÖVP etwas mehr als 14% (32%).<sup>49</sup>

Während der NS-Zeit hatten die Straßen der neu errichteten Siedlung Münchenholz die Namen von nach dem Juli-Putsch 1934 hingerichteten Nationalsozialisten wie dem Mörder des Bundeskanzlers Dollfuß Otto Planetta erhalten. Die Hauptstraßen von Münchenholz trugen die Namen von Robert Ley und Hermann Göring. Im Juli 1945 beschloss der Gemeinderat von Steyr-Ost, diese Namen durch jene von NS-Opfern, WiderstandskämpferInnen und Persönlichkeiten der Arbeiterbewegung zu ersetzen. Nach der Wie-

---

<sup>45</sup> Ebd. 20

<sup>46</sup> Vgl. Helmut Retzl, Münchenholz – ein Stadtteil im Wandel der Zeit (Veröffentlichungen des Kulturamtes der Stadt Steyr 37, Steyr 1986) 28f.

<sup>47</sup> Vgl. ebd. 79

<sup>48</sup> Vgl. ebd. 83

<sup>49</sup> Vgl. ebd. 84

dervereinigung der Stadt erhielten im Juli 1946 auf Vorschlag der KPÖ durch einen Beschluss des Gemeinderats der Stadt Steyr die Straßen und Verkehrsflächen in Münchenholz neue Namen.<sup>50</sup> Insgesamt wurden 23 Straßen und Plätze nach österreichischen WiderstandskämpferInnen gegen das NS-Regime, gefallenen Februar- und Spanienkämpfern und Persönlichkeiten aus der österreichischen oder internationalen Arbeiterbewegung wie Karl Marx, Franz Schuhmeier, Alfred Petzold und Giacomo Mateotti benannt. Nicht ganz die Hälfte der Personen, die bei den Benennungen Pate standen, stammte aus Steyr selbst. Die meisten der ermordeten WiderstandskämpferInnen kamen aus dem kommunistischen Bereich, jedoch erhielt auch ein Platz den Namen des Stadtpfarrers der Linzer Karmelitenpfarre St. Josef Pater Paulus Wörndl. Er wurde wegen seiner Widerstandsaktivitäten zum Tode verurteilt und 1944 hingerichtet.<sup>51</sup> Im links der Enns gelegenen Teil von Steyr wurden zwar die Straßennamen mit NS-Bezug geändert, jedoch erfolgten hier offenbar keine Benennungen nach NS-Opfern bzw. WiderstandskämpferInnen.<sup>52</sup> Jedoch errichtete die Stadt Steyr im Jahr 1946 ein Mahnmal für NS-Opfer mit der Inschrift „Nie Vergessen“ auf dem Urnenfriedhof.<sup>53</sup>

Die flächendeckende Benennung von Straßen und Plätzen nach NS-Opfern, WiderstandskämpferInnen und Personen der Arbeiterbewegung in Steyr-Münchenholz stellt in Oberösterreich einen Sonderfall dar, der auch in den ersten Jahren nach 1945 in keiner anderen Stadt oder Region des Bundeslandes zu beobachten ist. Am Beispiel Münchenholz lässt sich der Versuch erkennen, bereits unmittelbar nach der Befreiung eine eigenständige antifaschistische und politisch links positionierte Erinnerungskultur zu etablieren und sich damit auch von der Zeit vor 1938 eindeutig abzugrenzen. Die Straßenbenennungen in Münchenholz kamen noch in einem Klima der guten Zusammenarbeit der Parteien, vor allem von SPÖ und KPÖ, zustande. Spätestens Ende der 1940er Jahre war dieses gute Klima aber auch in Steyr heftigen Konfrontationen, vor allem zwischen den beiden Arbeiterparteien, gewichen.<sup>54</sup> Einen weiteren Hinweis, dass der antifaschistische Geist der Anfangsjahre offenbar mehr als ein frommer Wunsch, eine kommunistische Propagandafigur oder ein außenpolitisches Täuschungsmanöver Österreichs

---

<sup>50</sup> Vgl. ebd. 164

<sup>51</sup> Vgl. ebd. 164-168

<sup>52</sup> Mitteilung von Karl Ramsmaier an den Verf., 5.9.2012

<sup>53</sup> Erich Fein, Die Steine reden. Gedenkstätten des österreichischen Freiheitskampfes – Mahnmale für die Opfer des Faschismus. Eine Dokumentation. Hg. v. Arbeitsgemeinschaft der KZ-Verbände und Widerstandskämpfer Österreichs (Wien 1975) 225; Laut dem Mauthausen Komitee Steyr wurde der Stein 1948 errichtet und erinnert an die Opfer des KZ Steyr-Münchenholz. Vgl. [http://www.mkoe-steyr.net/default.php?site=kz\\_steyr.php](http://www.mkoe-steyr.net/default.php?site=kz_steyr.php) (aufgerufen am 12.9.2012)

<sup>54</sup> Vgl. Retzl, Münchenholz 157f.

war, bietet die gute Zusammenarbeit zwischen KPÖ sowie der sowjetischen Besatzungsmacht und der katholischen Kirche in Steyr bzw. Münchenholz. Hier erklärte die KPÖ beispielsweise, dass „die Weltanschauung, Auseinandersetzung in Religionsfragen, [...] niemals mehr die Einheit der Arbeiterklasse, die Einheit des Volkes zerstören [dürfe]“<sup>55</sup>. Im Steyrer Wochenblatt erklärte die KPÖ, sie würde im Gegensatz zu den Nationalsozialisten keinen Kulturkampf betreiben und „Religion [sei] für jeden Kommunisten eine private Angelegenheit“<sup>56</sup>. Ebenso konnte der für Münchenholz zuständige Pater Josef Meindl – ebenfalls ein Verfolgter des NS-Regimes – unmittelbar nach der Befreiung 1945 im Steyrer Wochenblatt Artikel veröffentlichen und in Münchenholz eine provisorische Kirche eröffnen.<sup>57</sup> Dies war der Hintergrund vor dem die erwähnten Straßenbenennungen vor sich gingen. Einige Jahre später, so darf vermutet werden, wäre dies unter den Vorzeichen des Kalten Krieges und der entsprechenden innenpolitischen Situation kaum mehr möglich gewesen.

In den Jahren 1945 und 1946 kam es laut einer Erhebung des Verfassers noch in anderen, aber bei weitem nicht allen Städten Oberösterreichs zu Straßenbenennungen nach NS-Opfern und zu Denkmalsetzungen. In Braunau/Inn wurden im Oktober 1945 zwei Straßen in einer während der NS-Zeit erbauten Siedlung nach ermordeten Widerstandskämpfern benannt. Es handelte sich dabei um den Kommunisten Franz Amberger und den Sozialdemokraten Adolf Wenger. Laut Bürgermeister sollten die beiden Straßen „in Form einer würdigen Feier mit den zuständigen Strassentafeln versehen“<sup>58</sup> werden. In Wels enthüllte man am 28. April 1946 im Pollheimerpark an der Stadtmauer eine Gedenktafel des KZ-Verbandes für 28 namentlich genannte NS-Opfer. Viele von ihnen waren Mitglieder der „Welser Gruppe“, die genau ein Jahr zuvor im KZ Mauthausen auf persönlichen Befehl des Gauleiters ermordet worden waren.<sup>59</sup> In Gmunden errichtete man ebenfalls 1946 auf dem katholischen Friedhof einen Gedenkstein für die vom NS-Regime ermordeten bzw. in Konzentrationslagern verstorbenen BürgerInnen der Stadt. Ein Blick auf die bei der Einweihung Anwesenden zeigt den hohen Stellenwert, den das Gedenken an die NS-Opfer in dieser Zeit noch genoss. Mit Vizebürgermeister Josef Baumann, Stadtpfarrer Dr. Josef Gscheidlinger, Bezirkshauptmann Dr. Ernst Hodel und dem Hauptschuldirektor Jocher nahmen hochrangige Repräsentanten des öffentlichen Lebens an der Veranstal-

---

<sup>55</sup> Zit. nach: ebd. 170

<sup>56</sup> Zit. nach: ebd.

<sup>57</sup> Vgl. ebd.

<sup>58</sup> Protokoll der Gemeinderatssitzung am 4. Oktober 1945. Ich danke Herrn Mag. Florian Kotanko, Braunau, für eine Kopie.

<sup>59</sup> Vgl. <http://www.antifa.at/initiative/erinnerungsstaetten.html> (aufgerufen am 27.10.2012)

tung teil, weiters war noch eine Abordnung politischer KZ-Häftlinge, vermutlich Vertreter des KZ-Verbandes, anwesend.<sup>60</sup> Das gemeinsame Gedenken der drei Gründungsparteien an die Opfer des Nationalsozialismus ist auch für andere Bundesländer, wie z. B. für Salzburg, nachweisbar. Die Entwicklung sollte sich hier ähnlich wie in Oberösterreich vollziehen. Ab 1948 kam es – dieser Einschnitt wird weiter unten noch ausführlicher thematisiert – aber zu einer massiven Verschlechterung der Zusammenarbeit.<sup>61</sup>

Trotzdem war es noch im Jahr 1949 möglich, dass in Wels ein Denkmal für die Opfer des Faschismus (vor allem für die ermordeten Mitglieder der „Welser Gruppe“) errichtet werden konnte, an dessen Enthüllung Landeshauptmann Heinrich Gleißner (ÖVP), Bürgermeister Franz Grüttner (SPÖ) sowie der Obmann der Welser Bezirksgruppe des kommunistisch dominierten KZ-Verbands gemeinsam teilnahmen.<sup>62</sup>

Unterschiede zwischen der sowjetischen und der US-amerikanischen Besatzungszone konnten in Bezug auf das öffentliche Erinnern und Gedenken an die Opfer der NS-Herrschaft weder im Bereich der Stadt Linz (Urfahr und Linz) noch im gesamten Bundesland (Mühlviertel und Oberösterreich südlich der Donau) festgestellt werden. Ein Sonderfall bleibt dabei Steyr-Münichholz, das aber nur kurz von der Roten Armee besetzt war.

Die Frage eines etwaigen Unterschieds hatte sich im Hinblick auf die deutsche Situation aufgedrängt. Eine ähnliche Teilung der Gedenkkulturen kann jedoch wie erwähnt zumindest für Oberösterreich nicht nachgewiesen werden. Den sowjetischen Behörden selbst war vor allem das Andenken an die gefallenen Soldaten der Roten Armee ein wichtiges Anliegen. In der Diskussion um Straßenbenennungen oder Denkmalsetzungen für österreichische NS-Opfer spielten sie jedoch keine aktive Rolle.<sup>63</sup> Dies korrespondiert mit dem allgemeinen Befund, dass sich die sowjetischen Behörden in ihrer Besatzungszone anfänglich wenig in österreichische Belange der Entnazifizierung einmischten bzw. diese von der österreichischen Seite selbst durchführen lassen wollten.<sup>64</sup>

---

<sup>60</sup> Vgl. Mitteilung von Wolfgang Quatember an den Verf., 30.9.2011

<sup>61</sup> Vgl. Gert Kerschbaumer, Gedenken und Mahnen in der Stadt Salzburg 1945-2005. In: Antifaschistisches Mahnen und Gedenken in Salzburg. Das Mahnmal auf dem Südtirolerplatz im Kontext. Hg. v. Kulturabteilung der Landeshauptstadt Salzburg (Salzburg 2005) 16-35, 17f.

<sup>62</sup> Vgl. <http://www.antifa.at/initiative/erinnerungsstaetten.html> (aufgerufen am 27.10.2012); Neuer Mahnruf 4, 2. Jg. (1949) 20; Fein, Steine 226

<sup>63</sup> Vgl. Mitteilung von Fritz Fellner an den Verf., 15.9.2012. Denkmalsetzungen für gefallene sowjetische Soldaten gab es aber nicht nur in der sowjetischen, sondern auch in der US-amerikanischen Besatzungszone. Vgl. Denkmal-Datenbank der Stadt Linz, <http://www.linz.at/archiv/denkmal/> Default.asp?action=denkmaldetail&id=1280 (aufgerufen am 29.6.2012)

<sup>64</sup> Vgl. Stiefel, Entnazifizierung 38-45

Zu Straßenbenennungen und Denkmalerrichtungen nach Opfern bzw. für Opfer des NS-Regimes kam es in den ersten Jahren nach 1945 in keiner der Mühlviertler Bezirksstädte.<sup>65</sup> 1946 beabsichtigte man, in Freistadt ein Denkmal für die hiesigen Opfer des Nationalsozialismus zu errichten. „Durch die allgemeine Notlage der Stadt musste das Denkmalprojekt vorläufig aufgegeben werden. In den Nachkriegsjahren hat man allerdings darauf vergessen [...]“<sup>66</sup>, heißt es dazu in den Freistädter Geschichtsblättern.

Für fünf Männer, die am 24. April 1945 an der Jaunitz ermordet worden waren, weil sie im Verdacht gestanden waren, Sozialisten oder Kommunisten gewesen zu sein, wurde 1949 von der SPÖ-Lokalorganisation ein Gedenkstein errichtet. An der Enthüllung des Steins nahmen Vertreter der Stadtpolitik und der SPÖ-Landesorganisation sowie „einige hundert Menschen“ teil.<sup>67</sup> Bereits bei ihrer feierlichen Beisetzung im Juni 1945 waren sowohl der Bürgermeister, der Stadtpfarrer als auch Vertreter der sowjetischen Besatzungsbehörde anwesend gewesen.<sup>68</sup> An die acht Mitglieder der Widerstandsgruppe „Neues freies Österreich“, die so genannten „Freistädter Gruppe“, welche am 1. Mai 1945 am Schießplatz Treffling hingerichtet worden waren, erinnerte hingegen lange Zeit überhaupt kein Denkmal. Es sollte schließlich bis zum Jahr 1995 dauern, bis die Stadt Freistadt ihr Denkmal für die Opfer des Nationalsozialismus einweihen konnte.<sup>69</sup>

Die mediale Berichterstattung über die NS-Verbrechen setzte bereits früh nach der Befreiung ein. Auch der Umfang und der Kenntnisstand überraschen. Eine systematische Analyse der damaligen Zeitungen in Oberösterreich steht noch aus, wäre aber höchst gewinnbringend. Ein derartiges Unterfangen wäre im Rahmen der vorliegenden Untersuchung nicht zu bewältigen gewesen. Die Durchsicht von vorliegendem Material zeigt aber, dass bereits 1945 über verschiedenste Aspekte der Verbrechen des NS-Regimes ausführlich berichtet wurde. Sowohl in den Zeitungen der drei Parteien, dem Linzer Volksblatt, dem Tagblatt (beide ab 8. Oktober 1945) und der Neuen Zeit, wie auch in den am 11. Juni 1945 von der US-Besatzungsbehörde gegründeten Oberösterreichischen Nachrichten wurden zahlreiche Berichte über die NS-Herrschaft und ihre Verbrechen veröffentlicht. Letzterer wird für die unmittelbaren Nachkriegsjahre allgemein ein starkes Engagement bei der Auf-

---

<sup>65</sup> Vgl. Mitteilung von Judith Rastegar an den Verf., 20.9.2011; Mitteilung von Franz Moser an den Verf., 23.9.2011; Franz Steinmaßl, Das Hakenkreuz im Hügelland. Nationalsozialismus, Widerstand und Verfolgung im Bezirk Freistadt 1938-1945 (Grünbach 1988) 93

<sup>66</sup> Ausschnitt aus den Freistädter Geschichtsblättern 11. Hg. v. Stadtgemeinde Freistadt (Freistadt 1997) 138-141 in der Dokumentensammlung „NS-Gedenkstätten in Freistadt“, die dem Verf. freundlicherweise von Fritz Fellner zur Verfügung gestellt wurde.

<sup>67</sup> Zeitungsausschnitt aus dem „Mühlviertler Boten“, 1949. In: Dokumentensammlung „NS-Gedenkstätten in Freistadt“

<sup>68</sup> Vgl. Dokumentensammlung „NS-Gedenkstätten in Freistadt“

<sup>69</sup> Ebd.



arbeitung und Dokumentation von NS-Verbrechen in Oberösterreich bescheinigt.<sup>70</sup>

Schon früh wurden auch erste Bücher veröffentlicht, die sich mit der NS-Zeit und dem Widerstand in Oberösterreich beschäftigten. Zu nennen wären hier beispielsweise die autobiografischen Bücher von Josef Theodor Hofer, Sepp Plieseis und Albrecht Gaiswinkler.<sup>71</sup> 1946 publizierte der Ebenseer Priester Franz Loidl seine nach der Befreiung im Mai 1945 im KZ Ebensee gesammelten Eindrücke.<sup>72</sup> 1947 erschienen die Erinnerungen des Kronstorfer Pfarrers Leopold Arthofer über seine vierjährige KZ-Haft.<sup>73</sup> Der Steyrer Priester Johann Steinbock, der von 1942 bis 1945 im KZ Dachau inhaftiert gewesen war, veröffentlichte 1948 eine Broschüre über die Befreiung dieses Konzentrationslagers.<sup>74</sup> Ein unvollendeter autobiografischer Roman von Heribert Wenninger, der im katholischen Widerstand in Oberösterreich tätig gewesen und 1953 in jungen Jahren verstorben war, erschien 1957.<sup>75</sup>

Nicht nur in Zeitungen und Büchern wurde über die Verbrechen des Nationalsozialismus berichtet. 1947 kam auch die unter der Ägide der Drei-Parteien-Koalition und des bundesweiten überparteilichen Opferverbandes erarbeitete Ausstellung „Niemals vergessen“, die ursprünglich 1946 im Wiener Künstlerhaus gezeigt worden war, nach Linz. Die in Linz von der Oö. Landesregierung, der Stadt Linz und dem oö. KZ-Verband gemeinsam organisierte Ausstellung wurde in ihrer Konzeption stark abgeändert, vor allem fanden neue Erkenntnisse und lokale Ereignisse Eingang in die Schau. Im Zuge der Vorbereitung war vom KZ-Verband eine Umfrage durchgeführt worden, durch die die physischen und materiellen Schädigungen von oberösterreichischen NS-Opfern ermittelt werden sollten. In einem Rundschreiben wurden oö. Gemeinden von der Landesregierung gebeten, Material über die NS-Zeit und ihre Opfer für die Schau zur Verfügung zu stellen. Vor allem

---

<sup>70</sup> Vgl. Siegwald Ganglmair, Widerstand und Verfolgung in Linz in der NS-Zeit. In: Nationalsozialismus in Linz II. Hg. v. Fritz Mayrhofer – Walter Schuster (Linz 2001) 1407-1466, 1461

<sup>71</sup> Josef Theodor Hofer, Weggefährten. Vom österreichischen Freiheitskampf 1933-1945 (Wien/Michaelnbach 1946); Sepp Plieseis, Vom Ebro zum Dachstein, Lebenskampf eines österreichischen Arbeiters (Linz 1946); Albrecht Gaiswinkler, Sprung in die Freiheit (Wien/Salzburg 1947). Plieseis und vor allem Gaiswinklers Buch behandeln auch den Widerstand im Ausseerland, das von 1938 bis 1948 zu „Oberdonau“ bzw. Oberösterreich gehörte.

<sup>72</sup> Franz Loidl, Entweichte Heimat. K.Z. Ebensee (Wels 1946)

<sup>73</sup> Leopold Arthofer, Als Priester im Konzentrationslager. Meine Erlebnisse in Dachau (Graz/Wien 1947)

<sup>74</sup> Johann Steinbock, Das Ende von Dachau (Salzburg 1948)

<sup>75</sup> Heribert Wenninger, Die heimliche Fahne. Kampf und Bewährung einer Gemeinschaft junger Menschen aus den Jahren 1938 – 1945 (Linz 1957)

die Gemeinden am Weg des „Todesmarsches“ im Frühjahr 1945 wurden um Berichte, Fotos etc. ersucht.<sup>76</sup>

Gezeigt wurde die Ausstellung im Westtrakt des Linzer Finanzgebäudes (Brückenkopfgebäude). Sie stand inhaltlich wie optisch noch unter den Vorzeichen der antifaschistischen Drei-Parteien-Koalition. So ist beispielsweise auf einem Bild vom Besuch der Ausstellung durch Landeshauptmann Dr. Heinrich Gleißner eine große rot-weiß-rote Fahne zu sehen, die die Symbole der drei staatsgründenden Parteien SPÖ, ÖVP und KPÖ enthält.<sup>77</sup> Wenige Jahre später, nach Ausbruch des Kalten Krieges, dem Ende der Drei-Parteien-Koalition und der Aufspaltung des parteiübergreifenden Opferverbandes wäre eine derartige Symbolik kaum mehr denkbar gewesen.

Ziel der Ausstellung war es in erster Linie, „allen Österreichern noch einmal das Furchtbare des Naziregimes in seiner Auswirkung der offensichtlichen Barbarei und Erbärmlichkeit, der grauenvollen Art des nazistischen Verbrechenstums, der Verhetzung und Falschheit nazistischer Propaganda und deren Folgen in augenscheinlicher, konzentrierter Form vor Augen zu führen“<sup>78</sup>. Dadurch sollte die Ausstellung auch einen Beitrag zum demokratischen Neuaufbau Österreichs leisten, „denn sie will nichts anderes sein als ein wichtiger Baustein zum Aufbau einer wahrhaft demokratischen, menscheitsverbindenden, neuen Welt“<sup>79</sup>.

Der Erfolg der Ausstellung wurde jedoch zwiespältig beurteilt. Zum einen blieben die Einnahmen und Besucherzahlen unter den Erwartungen der Organisatoren, zum anderen konnte die regionalspezifische Adaption der Ausstellung nur bedingt umgesetzt werden, da die „aufgeforderten Stellen“ den Organisatoren bzw. Kuratoren nur in unzulänglicher Weise Material zur Verfügung gestellt hatten. Außerdem kritisierte der Leiter der Ausstellung in Linz das Gesamtkonzept der Ausstellung sowie den Titel. Seine Kritik verweist auf Verschiebungen in der Sichtweise von großen Teilen der Bevölkerung auf die NS-Zeit und die Aufarbeitung dieser. „Wenngleich der Begriff ‚Niemals vergessen‘ als Leitbegriff zum Zeitpunkt der Schaffung der 1. Ausstellung in Wien als richtige Lösung angesehen werden konnte, sind in der Zwischenzeit so wesentliche Veränderungen im Zusammenhang mit der gesamten NS-Frage entstanden, dass der Titel ‚Niemals vergessen‘ bei der Bevölkerung nicht mehr das nötige Verständnis finden konnte. Trotzdem die

---

<sup>76</sup> Vgl. Simon Loidl – Peter März: „... Garant gegen den Faschismus ...“. Der Landesverband ehemals politisch Verfolgter in Oberösterreich. Hg. v. Oberösterreichischen Landesarchiv (Linz 2010) 185f.

<sup>77</sup> Abgebildet in: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 110

<sup>78</sup> Rudolf Hinterberger, Der Ausstellung „Niemals Vergessen“ zum Geleit, zit. nach: Loidl – März, Garant 186f.

<sup>79</sup> Ebd. 187

Ausstellung einen Geleitspruch hatte, der zum Ausdruck brachte, dass der Sinn nicht der Verewigung des Hasses dienen sollte, konnte durch gewissenhafte Beobachtungen festgestellt werden, dass es zweckmäßiger gewesen wäre, der Ausstellung einen anderen Titel zu geben.<sup>80</sup>

Wie unter anderem das Beispiel der Ausstellung zeigt, war in den ersten Jahren nach 1945 – neben den Gemeindevertretungen – der Landesverband ehemals politisch Verfolgter Oberösterreichs ein wichtiger Akteur auf dem Gebiet der Erinnerung und Aufarbeitung. Der parteiübergreifende Verband war im Jahr 1946 aus verschiedenen regionalen und lokalen Opferverbänden gegründet worden, im selben Jahr entstand auch ein einheitlicher Bundesverband. Die zumeist kurz KZ-Verband genannte Vereinigung war vor allem auf dem Gebiet der materiellen Unterstützung der Opfer und Hinterbliebenen, aber auch in der juristischen Aufarbeitung und der Entnazifizierung sowie der „Etablierung einer Erinnerungskultur“<sup>81</sup> tätig.

Die politische Zusammensetzung der FunktionärInnen des Verbandes zeigt, dass der vielbeschworene „Geist der Lagerstraße“, der antifaschistische Grundkonsens der Frühzeit der Zweiten Republik, hier zumindest für einen gewissen Zeitraum wirksam war. Auf Bezirksebene findet man Angehörige von ÖVP, SPÖ und KPÖ in den Funktionärsrängen, auch Priester und höhere Beamte wie z. B. Bezirkshauptmänner übten Funktionen aus.<sup>82</sup> Auf Landesebene war mit Hans Kerschbaumer ein Kommunist 1. Präsident. Der 2. und 3. Präsident kamen von der SPÖ und der ÖVP. Der Landessekretär gehörte der KPÖ an, im Ehrenpräsidium befanden sich Landeshauptmann Gleißner und Dr. Paula Scherleitner, Vizepräsidentin der Oö. Ärztekammer und des Oö. Roten Kreuzes.<sup>83</sup>

KPÖ-Mitglieder waren allgemein in den Funktionärpositionen, aber vor allem bei den Mitgliedern, weitaus stärker vertreten, als es der politischen Stärke der Partei entsprach. Dies war auf die große Zahl von Opfern zurückzuführen, die die kommunistische Bewegung in den Jahren 1938 bis 1945 zu verzeichnen hatte. Im sich wandelnden politischen Klima der Jahre 1946/47 wurde diese starke kommunistische Position dem KZ-Verband zusehends zum Vorwurf gemacht, und auch innerhalb des Bundesverbandes kam es zu Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der drei Parteien.<sup>84</sup> Schließlich wurden der betont überparteilich auftretende Bundesverband sowie seine Landesverbände im März 1948 durch Innenminister Oskar Helmer be-

---

<sup>80</sup> Rechenschaftsbericht Habermann, zit. nach: ebd. 188

<sup>81</sup> Ebd. 15-18

<sup>82</sup> Vgl. Anhang. Funktionärinnen und Funktionäre der einzelnen Bezirksstellen, ebd. 337-341

<sup>83</sup> Vgl. ebd. 39

<sup>84</sup> Vgl. ebd. 24-31

hördlich aufgelöst – man warf dem Verband Vereinnahmung und Missbrauch durch die KPÖ vor. Hintergrund waren der aufflammende Kalte Krieg auf innen- und außenpolitischer Ebene und die verstärkte antikommunistische Ausrichtung von SPÖ und ÖVP, die nun jede Zusammenarbeit mit der KPÖ beenden wollten.<sup>85</sup>

Die stärksten Impulse für die Weiterführung einer parteiübergreifenden Verbandsarbeit gingen von Oberösterreich aus. Landeshauptmann Gleißner unterstützte die Bemühungen, einen gemeinsamen Opferverband zu erhalten bzw. zu reorganisieren. Auch andere hochrangige Funktionäre wie beispielsweise der Bezirkshauptmann von Grieskirchen Dr. Josef Hofer, vormals Bezirksobmann des KZ-Verbands, sprachen sich für die bruchlose Weiterführung der Arbeit aus. Eine Woche nach der Auflösung des Bundesverbandes fand bereits die konstituierende Sitzung einer Arbeitsgemeinschaft politisch Verfolgter in Oberösterreich statt, bei der Vertreter aller drei Parteien anwesend waren. Gleißner hatte dabei den Vorsitz. Anlässlich der Befreiungsfeier im KZ Mauthausen im Mai 1948 lud die oö. Arbeitsgemeinschaft bereits zu einer Länderdelegiertensitzung mit dem Ziel der Gründung eines neuen Bundesverbandes.<sup>86</sup>

Der Landeshauptmann setzte sich nicht nur für die Weiterführung der Verbandsarbeit ein – die Auflösung des Bundesverbandes war für ihn ein Wiener Problem – sondern er richtete beim Amt der Oö. Landesregierung einen „Sonderdienstzweig“ „zur Wahrung der Interessen ehemaliger KZler und politisch Verfolgter“ ein.<sup>87</sup>

Den Bemühungen zur parteiübergreifenden Zusammenarbeit, die es auf lokaler Ebene auch außerhalb Oberösterreichs gab, war jedoch kein Erfolg beschieden. Im Herbst 1948 zogen sich die Vertreter von SPÖ und ÖVP aus der Arbeitsgemeinschaft zurück. Bereits im April 1948 hatte die ÖVP einen eigenen Opferverband gegründet, im März 1949 folgte die SPÖ mit einem eigenen Verband. Im November 1948 gründete sich der KPÖ-nahe „Bundesverband der österreichischen KZler, Häftlinge und politisch Verfolgten“, der sich als legitime überparteiliche Nachfolgeorganisation des aufgelösten Bundesverbandes betrachtete. Dieser konnte in der Folge die Mehrheit der früheren Verbandsmitglieder aufnehmen.<sup>88</sup>

Diese drei Opferverbände, ihre heutigen Namen lauten ÖVP Kameradschaft der politisch Verfolgten und Bekenner für Österreich, Bund Sozialdemokratischer Freiheitskämpfer/innen, Opfer des Faschismus und aktiver An-

---

<sup>85</sup> Vgl. ebd. 191-193

<sup>86</sup> Vgl. ebd. 200-205

<sup>87</sup> Vgl. ebd. 31f.

<sup>88</sup> Vgl. ebd. 219-222

tifaschist/inn/en und Landesverband Oberösterreich der AntifaschistInnen, WiderstandskämpferInnen und Opfer des Faschismus (KZ-Verband/VdA OÖ), gingen danach getrennte Wege. Erst in den 1960ern kam es zu einer neuerlichen Annäherung, und gemeinsame Initiativen, wie z. B. die Gründung des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DÖW) im Jahr 1963, wurden gesetzt. 1968 kam es zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft der KZ-Verbände und Widerstandskämpfer Österreichs, die bis heute existiert.

Neben der Vertretung der NS-Opfer gegenüber den Behörden, z. B. dem Soziallandesrat, setzte die Arbeitsgemeinschaft in Oberösterreich auch immer wieder Initiativen im Bereich der Erinnerungskultur. So findet beispielsweise seit 1988 alljährlich im März die Gedenkfeier der Opferverbände am Mahnmal auf dem Bernaschekplatz in Linz statt. Leider fehlen bislang (Eigen-)Darstellungen der Geschichte der Opferverbände nach 1948, die vor allem im Hinblick auf ihre Tätigkeit im Bereich des Erinnerns und Gedenkens von Interesse wären.

## Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen – vom „Kalvarienberg Europas“ zur „landfremden“ Einrichtung

Der spätere Status der KZ-Gedenkstätte Mauthausen als zentraler Gedächtnis- und Erinnerungsort in Österreich lässt kaum vermuten, dass der Erhalt des Geländes und die Errichtung einer Gedenkstätte längere Zeit alles andere als gesichert, sondern sogar Gegenstand heftiger Debatten waren. In der unmittelbaren Zeit nach der Befreiung wurden die Einrichtungen des Lagers zuerst durch verschiedene Aktionen stark in Mitleidenschaft gezogen. Um der Ausbreitung von Seuchen entgegenzuwirken, brannten die US-Truppen große Teile des Lagerkomplexes Mauthausen-Gusen nieder. Dokumente, Einrichtungen und Anlagen wurden zum Teil von ehemaligen Häftlingen in ihre Heimatländer verbracht, örtliche Gemeindebehörden verkauften mit Zustimmung der US-Behörden Teile der Lagerausstattung, und ab dem Winter 1945/46 kam es auch zu Plünderungen. Nach der Übergabe des Mühlviertels an die sowjetischen Besatzungsbehörden nutzten diese die Reste des Lagers zur Unterbringung von Truppen, was weitere Schädigungen mit sich brachte. Anfang Juni 1946 räumten die sowjetischen Truppen das Lager, behielten aber das Verfügungsrecht.<sup>89</sup> In der Folge litt das Lagergelände vor al-

---

<sup>89</sup> Helmut Fiereder, Zur Geschichte der KZ-Gedenkstätte Mauthausen. In: Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer. Hg. v. Land Oberösterreich (Linz 2001) 93-111, 94f.

lem an den Diebstählen durch die örtliche Bevölkerung, welche sich „im ehemaligen Lager einfach und kostenlos mit Gegenständen des täglichen Gebrauchs, mit Baustoffen und vor allem mit Brennmaterial versorgte, Dinge, die in der Mangelsituation der unmittelbaren Nachkriegszeit sonst nicht zu haben waren“<sup>90</sup>.

Bereits am 16. Mai 1945 war es im Zuge der Abschiedsfeier für die ehemaligen sowjetischen Häftlinge zu einer ersten Befreiungs- bzw. Gedenkfeier am Gelände des KZ Mauthausen gekommen. Der erste Jahrestag der Befreiung wurde am 5. Mai 1946 mit einem Sonderpostamt und einer Konferenz für ehemalige Häftlinge im Linzer Landestheater feierlich begangen. Am 8. Mai 1946 führte der Landesverband politisch Verfolgter für Oberösterreich eine Trauerkundgebung im ehemaligen KZ Mauthausen durch, an der unter anderen sowjetische und US-Vertreter, Minister Felix Hurdes als Vertreter der Bundesregierung und Landeshauptmann Heinrich Gleißner teilnahmen. Mit dieser Feier wurde eine Tradition der Befreiungsfeiern begründet, die sich trotz verschiedener Abläufe und unterschiedlicher Trägerschaft der Feiern bis heute erhalten sollte.<sup>91</sup>

Große Aktivität auf dem Gebiet des Gedenkens in Mauthausen zeigte von Anfang an das Land Oberösterreich, vor allem in Person von Landeshauptmann Gleißner. Gleißner hatte sich bereits im Mai 1946 auf Anregung des oberösterreichischen KZ-Verbands für die Errichtung eines Denkmals eingesetzt, woraufhin das Bundesdenkmalamt immerhin die „Todesstiege“ unter Denkmalschutz stellte. Gleißner wollte der geplanten Gedenkstätte auch eine politische Struktur geben und befürwortete die Verwaltung durch den Landesverband der politisch Verfolgten, d. h. den KZ-Verband.<sup>92</sup>

Im März 1947 beschloss der Ministerrat, an die sowjetische Besatzungsmacht mit dem Ersuchen heranzutreten, das frühere KZ Mauthausen, das als deutsches Eigentum galt, an die Republik zu übertragen, damit diese hier eine Gedenkstätte einrichten könne. Am 20. Juni 1947 übergab der Hochkommissar der UdSSR Teile des Lagers an Bundeskanzler Leopold Figl. Aufgrund des schlechten Zustandes des Lagergeländes, der von vielen als würdelos empfunden wurde, hatte der Termin der Übergabe, vermutlich aus Angst vor negativen ausländischen Reaktionen, verschoben werden müssen. Die Gebäude waren verwüstet, die Aschenhalde diente als Müllhalde, und der Friedhof war in einem schlimmen Zustand. Der ehemalige KZ-Häftling Heinrich Dürmayer bemerkte zum Zustand des Areals kurz vor der großen Übergabefeier: „Es ist ganz einfach unfassbar. Ein Platz, der in jedem ande-

---

<sup>90</sup> Bertrand Perz, *Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen 1945 bis zur Gegenwart* (Innsbruck 2006) 52

<sup>91</sup> Vgl. ebd. 52-57

<sup>92</sup> Vgl. Fiereder, *Mauthausen* 96f.

ren Lande eine Weihestätte wäre, ist bei uns eine Mistgstätten (sic!) und Kartoffelacker.“<sup>93</sup> Nach verschiedenen Aufräum- und Reinigungsarbeiten und der würdigen Gestaltung der Aschenhalde und des Marbacher Massengrabs konnte die feierliche Übergabe am 20. Juni 1947 durchgeführt werden.<sup>94</sup> Diese Vorgänge rund um die Übergabe weisen bereits auf ein gravierendes Problem hin, das bei der Auseinandersetzung mit der Erinnerungskultur für die Opfer des Nationalsozialismus immer wieder zum Vorschein kommt. Nur allzu oft wurden erst Initiativen gesetzt und Fortschritte erzielt, wenn negative ausländische Reaktionen zu befürchten waren, Druck der Besatzungsmächte ausgeübt wurde oder die Vereinigungen der NS-Opfer mit der Einschaltung ausländischer Stellen drohten bzw. diese Drohung auch wahr machten.

Nach der Übergabe des Lagers beschäftigten sich verschiedene Gremien und Kommissionen mit der Ausgestaltung und dem Umfang einer Gedenkstätte auf dem Gelände des KZ Mauthausen.<sup>95</sup> Die Verhandlungen über die Gestaltung und Finanzierung der Gedenkstätte vollzogen sich unter den Bedingungen eines sich verschärfenden innenpolitischen Klimas. Die Ausgrenzung der Kommunisten, die spätestens nach der zwangsweisen Auflösung des KZ-Verbands durch Innenminister Helmer (SPÖ) auch den Bereich des Gedenkens und der Opfervertretung erfasste, erschwerte die Einrichtung der Gedenkstätte in Mauthausen massiv. Zwischen der Bundesregierung und dem 1948 neu gegründeten KPÖ-nahen KZ-Verband gab es kaum eine Gesprächsbasis.<sup>96</sup> Landeshauptmann Gleißner beharrte hingegen auf der Einbindung der politisch Verfolgten über die Parteigrenzen hinweg – auch nach der Auflösung des überparteilichen Opferverbandes – und beanspruchte selbst ein Mitspracherecht in der Konzeption der Gedenkstätte. Nicht zuletzt richtete er ein oberösterreichisches überparteiliches Mauthausen-Komitee ein, das als persönliches Beratergremium fungierte.<sup>97</sup>

Schon über den Umfang der baulichen Sicherung des ehemaligen Lagers und der Renovierung gab es Uneinigkeit. Ein Konzept der oberösterreichischen Landesbaudirektion wurde vom Finanzministerium abgelehnt, das statt der aufwändigen Renovierungen die Errichtung eines Denkmals mit gärtnerischer Ausgestaltung der Umgebung forderte. Nur wenige Gebäude sollten erhalten bleiben, der Rest wäre laut des Konzeptes des Finanzministeriums geschliffen worden. Den Hauptteil der Anlage hätte „ein großes ge-

---

<sup>93</sup> Zit. nach: Perz, Mauthausen 64

<sup>94</sup> Vgl. ebd. 65

<sup>95</sup> Vgl. Fiereder, Mauthausen 97-100

<sup>96</sup> Vgl. Perz, Mauthausen 93

<sup>97</sup> Vgl. ebd. 105. Dem Gremium gehörte neben Vertretern des Landes auch der Vorsitzende des öö. KZ-Verbands Hans Kerschbaumer (KPÖ) an. Vgl. ebd. 288 (FN 377)

meinsames Grab inmitten einer Grünanlage mit einem Denkmal<sup>98</sup> gebildet. Der Abriss scheiterte ebenfalls an den Kosten, weiters befürchtete man negative Reaktionen des Auslands sowie der sowjetischen Besatzungsmacht. Der Vertreter des Bundeskanzleramts Fritz Sobek (ÖVP) trat aber für eine spätere Schleifung des Lagers und die Errichtung eines großen Mahnmals ein, sobald dies durchführbar sei. Diese Maßnahme sei auch nötig, um dem KZ-Verband keinen Ansatzpunkt für Kritik mehr zu bieten, der „wegen der KZ-Gedenkstätten ständig zu querulieren“<sup>99</sup> versuche. Die Forderungen nach einem Abriss des Lagers, die zum Teil mit der Forderung nach der Errichtung eines großen Kreuzes an dessen Stelle verbunden waren, konnten sich letztendlich nicht durchsetzen. Landeshauptmann Gleißner dürfte auch keine Sympathien für diese Konzepte, die vor allem von ÖVP-Funktionären wie Lois Weinberger und sogar von Kanzler Figl befürwortet wurden, gehabt haben.<sup>100</sup>

1948 wurde das ehemalige Lager vom Ministerium für Vermögenssicherung und Wirtschaftsplanung an das Innenministerium übertragen, in dessen Verantwortung es sich auch heute (wieder) befindet. Minister Helmer (SPÖ) trat für eine rasche aber minimale Lösung ein – die Errichtung eines großen Mahnmals in Form eines Obeliskens. Die Motive waren dabei rein pragmatisch: „Ich bin dafür, daß man für Mauthausen etwas tut. Der Bürgermeister von dort hat mir gesagt, daß die Besucher bei der Ankunft zuerst sehr freundlich sind, wenn sie aber dann die Grabstätte sehen, ist es aus und es kommt der ganze Groll der Fremden zum Ausbruch. Wenn man alles zusammenfaßt und etwas tut, haben wir Ruhe und dem Gegner den Wind aus den Segeln genommen.“<sup>101</sup>

Im Laufe desselben Jahres erhöhte sich der Druck, die Errichtung einer Gedenkstätte voranzubringen. Kritik kam nun auch von US-amerikanischer Seite, weiters protestierten der sowjetische Hochkommissar, und der erste Bundesdelegiertentag des KZ-Verbands verabschiedete eine Resolution.<sup>102</sup> Am 15. März 1949 wurde schließlich das ehemalige KZ Mauthausen vom Ministerrat zum „Öffentlichen Denkmal“ erklärt und die Bereitstellung der nötigen Finanzmittel für die Pläne der oberösterreichischen Landesregierung zugesichert.<sup>103</sup>

Da die Bundesregierung jeden Kontakt mit dem KZ-Verband, der die alljährlichen Befreiungsfeiern koordinierte, vermeiden wollte, entschloss sie

---

<sup>98</sup> Zit. nach: Perz, Mauthausen 96

<sup>99</sup> Zit. nach: ebd. 97

<sup>100</sup> Vgl. ebd. 102

<sup>101</sup> Zit. nach: Perz, Mauthausen 102

<sup>102</sup> Vgl. ebd. 102f.

<sup>103</sup> Vgl. ebd. 107f.



sich, die Eröffnung und die Übergabe der Gedenkstätte an die oberösterreichische Landesregierung nicht im Rahmen der Befreiungsfeier am 8. Mai, sondern am 2. Mai 1949 durchzuführen. Die Initiative für die Übertragung der Verwaltung an das Land Oberösterreich war von Landeshauptmann Gleißner gekommen, wobei Perz mutmaßt, dass Minister Helmer Mauthausen „los haben“ wollte, die Übergabe aber zumindest signalisiere, „dass die Bedeutung des ehemaligen Lagers für die Bundesregierung vor dem Hintergrund der politischen Debatten um Mauthausen und der allgemeinen, von der Reintegration der ehemaligen Nationalsozialisten und dem beginnenden Kalten Krieg geprägten politischen Entwicklung abnahm“.<sup>104</sup>

Im Gegensatz zur Bundesregierung unterstützte die Landesregierung die Befreiungsfeier des KZ-Verbands am 8. Mai 1949, die erstmals unter großer internationaler Beteiligung stattfand. Delegationen aus Frankreich, Polen, der Sowjetunion, der CSSR, aus Spanien, Griechenland und Rumänien reisten an. Auch hochrangige diplomatische Vertreter waren anwesend. So legte der französische Hochkommissar im Rahmen der Feier den Grundstein für ein französisches Mahnmal.<sup>105</sup>

Die Bundesregierung boykottierte diese Feier, aus Rücksichtnahme auf das Ausland nominierte sie jedoch einen Vertreter – Landeshauptmann Heinrich Gleißner. Bei seiner Rede kam es zu einem Zwischenfall: Ehemalige Häftlinge, laut Zeitungsberichten mehrheitlich Kommunisten, piffen bei Gleißners Aussage, die Regierung habe „alles für die KZler“ getan. Gleißner verließ daraufhin gekränkt die Feier, ohne den Kranz der Bundesregierung niedergelegt zu haben. Minister Helmer reagierte darauf mit Genugtuung und Medien, die schon zuvor die Instandsetzung des ehemaligen Lagers kritisiert hatten, sprachen von einem „skandalösen Zwischenfall“ oder gar von einer „KP-Terrorwelle“. Mauthausen sei zum „Schauplatz antiösterreichischer Exzesse“ geworden, leider habe sich das Konzept der Schleifung und der Errichtung eines Gedenkkreuzes nicht durchsetzen können.<sup>106</sup>

Das politische Klima in Österreich hatte sich zu dieser Zeit unter den Bedingungen des Kalten Krieges, der Rückkehr der Kriegsgefangenen und der (Wieder-)Einbindung der ehemaligen Nationalsozialisten in eine Richtung entwickelt, in der die Errichtung der KZ-Gedenkstätte offen und massiv kritisiert werden konnte. Von Seiten verschiedener Zeitungen, auch katholischer, wurde eine Kampagne gegen die Gedenkstätte geführt. Auch Strategien der Externalisierung der NS-Verbrechen wurden dabei bereits deutlich sichtbar – man brauche die Gedenkstätte nicht, denn das KZ Mauthausen sei

---

<sup>104</sup> Ebd. 109

<sup>105</sup> Vgl. ebd. 109f.

<sup>106</sup> Vgl. ebd. 110f.

„unösterreichisch“, „landfremd“, gehöre nicht zur eigenen Kultur und solle daher nicht „konserviert“ werden.<sup>107</sup> Teil der Polemik gegen das Gedenken in Mauthausen war das Argument, die für Mauthausen verwendeten Gelder würden woanders, z. B. im Wohnbau, fehlen. Eine „stille Andacht“, die weitaus kostengünstiger sei, wäre daher eine weitaus bessere Lösung als die „Konservierung“ des Konzentrationslagers und der Erhalt als Gedenkstätte. Ebenso wurde bereits Ende der 1940er Jahre moniert, dass auch woanders ähnliche Verbrechen begangen würden – dieser müsse doch ebenfalls gedacht werden.<sup>108</sup>

Neben dieser Polemik, die in die beginnende Auseinandersetzung im Rahmen des Kalten Krieges einzuordnen ist, wurde auch konstruktive Kritik an der Gestaltung der Gedenkstätte geübt, die um ein adäquates und würdiges Erinnern an die Opfer bemüht war. So kritisierten manche Stimmen die „Verharmlosung“ und „Verniedlichung“ der Zustände im KZ durch die Renovierungs- und Instandsetzungsarbeiten. Einzelne Punkte waren hier die Rekonstruktion und teilweise Fertigstellung und Modernisierung von Gebäuden, die Regulierung der „Todesstiege“ und die „Katholisierung“ der Gedenkstätte.<sup>109</sup>

Aufgrund der zahlreichen ablehnenden Stimmen in der Öffentlichkeit stellte Minister Helmer im Ministerrat sogar die Frage, ob der Beschluss über die Einrichtung der Gedenkstätte überhaupt durchgeführt werden sollte.<sup>110</sup> Hingegen verteidigte Landeshauptmann Gleißner die Gedenkstätte in seinen Reden und gegenüber den Medien. In einer Pressekonferenz im Vorfeld der Eröffnung der Gedenkstätte entgegnete er den Kritikern: „Es sind Zweifel laut geworden, ob es richtig ist, diesen Schandfleck zu erhalten. Die einen sagen, hier wird Haß verewigt, es sei kein Schaustück für Neugierige, die dritten meinen, daß niemals die Atmosphäre eines KZ der Nachwelt überliefert werden dürfte. Aus zwei Gründen ist es jedoch notwendig, das Lager zu erhalten. Hunderte und tausende Angehörige aus allen Ländern Europas kommen hierher, um wenigstens die Stelle zu sehen, wo der letzte Seufzer ihres Liebsten ausgehaucht wurde. Es ist Pflicht, hier auf diesem gigantischen Friedhof auch die äußeren Merkmale des Gedenkens zu zeigen.“<sup>111</sup> Gleißner appellierte abschließend, „wie schon in den Jahren zuvor, noch einmal explizit an den antifaschistischen Grundkonsens als das aus dem Martyrium der Häftlinge übernommene Erbe“<sup>112</sup>: „Das Testament der

---

<sup>107</sup> Vgl. ebd. 112

<sup>108</sup> Vgl. ebd. 113f.

<sup>109</sup> Vgl. ebd. 116f.

<sup>110</sup> Vgl. ebd. 112

<sup>111</sup> „KZ Mauthausen – der Kalvarienberg Europas“. In: Linzer Volksblatt 3.5.1946. Zit. nach: ebd. 117

<sup>112</sup> Ebd.

Toten ist es, eine Welt zu bauen, die bereit ist, die Andersdenkenden nicht zu vernichten, sondern anzuerkennen. Das Mal ist kein Trennungszeichen, hier müssen sich alle zusammenfinden in Einigkeit.“<sup>113</sup>

## Die Durchsetzung einer „gesunden Auffassung“ – Restauration, (Re-)Integration und Kalter Krieg

„Eine große Wendung hat sich vollzogen. Während 1945 und später der Soldat in jeder nur erdenklichen Weise diffamiert wurde, soldatische Pflichterfüllung als Verbrechen, Desertion und Mord an den eigenen Kameraden jedoch als Heldentat gewertet wurde, hat sich nunmehr in Österreich eine gesunde Auffassung durchgesetzt.“<sup>114</sup>

Die Rückkehr der Kriegsgefangenen, die (Re-)Integration ehemaliger NationalsozialistInnen ab 1947 sowie das Werben der beiden Großparteien um das noch 1945 von den Wahlen ausgeschlossene Wählerpotenzial der ehemaligen NS-Mitglieder sollten auch auf dem Gebiet der Erinnerungskultur nicht ohne Auswirkungen bleiben. Laut Heidemarie Uhl „verfestigte sich das ‚würdelose Buhlen um die Stimmen der Ehemaligen‘ (Rudolf Neck) als eine Grundkonstante der politischen Kultur in der Zweiten Republik“<sup>115</sup>. Hinzu kamen ein auf internationaler Ebene verschlechtertes politisches Klima zwischen „Ost“ und „West“ und damit verbunden eine betont antikommunistische Atmosphäre in den westlichen Ländern und besonders in Österreich.<sup>116</sup> Nicht zuletzt war die Entnazifizierung nur oberflächlich erfolgt. NS-Gedankengut konnte somit „in großen Teilen der Bevölkerung latent weiterleben“<sup>117</sup> oder wurde wieder salonfähig. Die politische Situation in der „Ostmark“ hatte sich grundlegend von anderen durch Nazi-Deutschland besetzten Ländern unterschieden. Die Gesellschaft der „Ostmark“ war „in das Sys-

---

<sup>113</sup> „KZ Mauthausen – der Kalvarienberg Europas“. In: Linzer Volksblatt 3.5.1946. Zit. nach: ebd.

<sup>114</sup> Ehrenrettung des Soldaten. In: Sonntagspost 30.11.1952. Zit. nach: Heidemarie Uhl, Transformationen des österreichischen Gedächtnisses. Geschichtspolitik und Denkmalkultur in der Zweiten Republik. In: <http://www.oeaw.ac.at/ikt/mitarbeiterinnen/publikationen-der-mitarbeiter/heidemarie-uhl-werkverzeichnis-seit-1999/heidemarie-uhl-werkverzeichnis-vor-1999/transformationen-des-oesterreichischen-gedaechtnisses/> (aufgerufen am 3.9.2012)

<sup>115</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 547

<sup>116</sup> Vgl. hierzu beispielsweise Oliver Rathkolb, Antikommunismus: eine verdrängte Komponente der österreichischen Identität. In: Ders., Die paradoxe Republik. Österreich 1945 bis 2005 (Wien 2005) 31-34

<sup>117</sup> Schuster, Befreit 20

tem des privilegierenden Wohlfahrtsstaates eingebunden“<sup>118</sup>, und die Männer nahmen als Soldaten der Wehrmacht aktiv am Eroberungs- und Vernichtungsfeldzug teil. Der „Totalitarismus [übte] seine korrumpierende Anziehungskraft auf die große Mehrheit der österreichischen Gesellschaft aus“<sup>119</sup>, außer auf jene, die aufgrund ihrer Geburt ausgeschlossen waren oder sich – eine Minderheit – aktiv zum Widerstand entschlossen.

Die Frage der (Re-)Integration der ehemaligen NationalsozialistInnen stellte sich rein zahlenmäßig stark. Hinzu kam, dass besonders die Bildungsschicht, die „geistige Elite“, starke Sympathien für den Nationalsozialismus oder zumindest aus Karrieregründen Interesse an der NSDAP-Mitgliedschaft gehabt hatte. Beispielsweise war in Linz, zusammen mit den engsten Familienangehörigen, ca. ein Viertel der Bevölkerung von Maßnahmen gegen ehemalige NationalsozialistInnen betroffen. Daneben gab es viele personelle Kontinuitäten, vor allem im Bereich des Magistrats. Der Verband der Unabhängigen (VdU) wurde als Wahlverband der Unabhängigen (WdU) 1949 auf Anhieb zweitstärkste Partei im Linzer Gemeinderat, was die SPÖ die absolute Mehrheit kostete. Dieses Kräfteverhältnis hatte natürlich auch keine positiven Auswirkungen auf die Erinnerungskultur. Beispielsweise lobten Redner des WdU 1951 im Linzer Gemeinderat unter Beifall des Publikums auf der Galerie die NS-Wohnbaupolitik und stellten sie als positives Beispiel für die Gegenwart dar.<sup>120</sup> In dieser Atmosphäre konnte auch ein auf dem Bernaschekplatz geplantes Denkmal für die KZ-Opfer wegen massiver Proteste aus der Bevölkerung nicht errichtet werden.<sup>121</sup> Es sollte damit bis zum Jahr 1988 dauern. Auch war es, wie Walter Schuster schreibt, der „kritischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nicht förderlich, dass Bürgermeister Koref am 20. April 1953 im Gemeinderat eine positive Gedenkrede für den verstorbenen NS-Oberbürgermeister, Richter des NS-Volksgerichtshofs und SS-Brigadeführer Franz Langoth hielt“<sup>122</sup>.

Die zarten Triebe eines antifaschistischen Konsenses sowie einer gemeinsamen Erinnerungskultur verdorrten schließlich im politischen Klima der späten 1940er Jahre. „Der ‚antifaschistische Geist‘ der Nachkriegsjahre, der auch in gemeinsamen Denkmalprojekten aller drei Parteien für die Opfer des österreichischen Freiheitskampfes zum Ausdruck kam, wurde von den Konfliktlinien des Kalten Krieges abgelöst.“<sup>123</sup> Das Thema Widerstand sollte im

---

<sup>118</sup> Anton Pelinka, Der österreichische Widerstand im Widerspruch der verschiedenen Narrative. In: Jahrbuch 2007. Schwerpunkt: Namentliche Erfassung von NS-Opfern. Hg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (Wien 2007) 13-25, 16

<sup>119</sup> Ebd. 16

<sup>120</sup> Vgl. Schuster, Befreit 20f.

<sup>121</sup> Vgl. ebd. 21

<sup>122</sup> Ebd.

<sup>123</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 547

Zuge dieser politischen Verschiebungen „geradezu zu einem politischen Tabu werden“<sup>124</sup>. Auch war man spätestens seit dem Staatsvertrag und dem Abzug der Alliierten im Jahr 1955 nicht mehr zu außenpolitischen Rücksichtnahmen gezwungen. Verfahren gegen NS-Täter wurden eingestellt oder endeten mit Freisprüchen.<sup>125</sup> Parallel zu Gesetzen für NS-Opfer wurden Gesetze für Kriegsoffer und andere „Geschädigte“, darunter oftmals NationalsozialistInnen, erlassen.<sup>126</sup>

Die „Spaltung zwischen einem außenpolitisch und einem innenpolitisch funktionalisierten Narrativ“ trat spätestens seit 1949 deutlich hervor. „Gegenüber den Alliierten waren die Frauen und Männer des Widerstands diejenigen, die das eigentliche Österreich verkörperten; gegenüber den Wählerinnen und Wählern hingegen waren Heimkehrer und Bombenopfer diejenigen, die Österreich repräsentierten.“<sup>127</sup> In den Jahren nach dem Krieg hatte man den Widerstand und seine VertreterInnen massiv eingesetzt, um bei den Besatzungsmächten und allgemein auf dem Feld der Außenpolitik ein positives Bild von Österreich abzugeben. Dies war auch die Zeit, in der die sogenannte Opferthese entstand, die über Jahrzehnte die offizielle österreichische Sichtweise auf die NS-Zeit darstellte. Zur Flankierung der Opferthese wurden die WiderstandskämpferInnen als Beweis vorgeführt, dass Österreich doch den in der Moskauer Deklaration geforderten eigenen Beitrag zu seiner Befreiung geleistet habe. Bei der Betrachtung des offiziellen „Rot-Weiß-Rot-Buchs“ mit seinem vielsagenden Untertitel „Gerechtigkeit für Österreich!“ aus dem Jahr 1946<sup>128</sup> fällt auf, dass hier Widerstandsgruppen hervorgehoben und gewürdigt werden, die kurze Zeit danach für Jahrzehnte dem Verschweigen und Vergessen anheimfallen sollten. Für Oberösterreich war dies beispielsweise bei der kommunistisch dominierten Widerstandsbewegung um Sepp Plieseis im Salzkammergut der Fall. Außerhalb des dezidiert politisch linken Bereichs war sie schon früh kein Thema mehr bzw. stießen ihre Mitglieder oftmals auf Ablehnung. Erst in den 1970ern sollte dieser

---

<sup>124</sup> Wolfgang Neugebauer, Zwanzig Jahre Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (1963 – 1983). In: Arbeiterbewegung – Faschismus – Nationalbewusstsein. Festschrift zum 20jährigen Bestand des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes und zum 60. Geburtstag von Herbert Steiner. Hg. v. Helmut Konrad – Wolfgang Neugebauer (Wien/München/Zürich 1983) 405-415, 405

<sup>125</sup> Zu den Freisprüchen und dem „inoffiziellen Moratorium für die Ahndung von NS-Verbrechen in Österreich“ siehe Winfried R. Garscha, Entnazifizierung, Volksgerichtsbarkeit und die „Kriegsverbrecherprozesse“ der sechziger und siebziger Jahre. In: Österreich. 90 Jahre Republik. Beitragsband der Ausstellung im Parlament. Hg. v. Stefan Karner – Lorenz Mikolletzky (Innsbruck/Wien/Bozen 2008) 127-138

<sup>126</sup> Vgl. Selektive Wahrnehmung der NS-Vergangenheit 1955-1985. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 119-122, 120

<sup>127</sup> Pelinka, Widerstand 15

<sup>128</sup> Rot-Weiss-Rot-Buch – Gerechtigkeit für Österreich! Darstellungen, Dokumente und Nachweise zur Vorgeschichte und Geschichte der Okkupation Österreichs. Erster Teil (nach amtlichen Quellen) (Wien 1946). Der zweite Teil der Publikation erschien nicht mehr.

Bereich des Widerstands wieder auf positives Interesse stoßen, jedoch fehlt es bis heute an Zeichen der Erinnerung in der betroffenen Region. Eine öffentliche Würdigung sollte der Widerstand im Salzkammergut erst mit der Ausstellung „unSichtbar“ im Rahmen der Oö. Landesausstellung 2008 erhalten.<sup>129</sup>

Der US-amerikanisch-tschechische Historiker und ehemalige Widerstandskämpfer Radomír Luža sah allgemein „[...] in Österreich den in ganz Europa einzig dastehenden Fall einer Widerstandsbewegung, die weder von den neuen Regierenden noch von der Öffentlichkeit überhaupt Dank oder auch nur Anerkennung empfing. Im Gegenteil: Vielen galten die WiderstandskämpferInnen als überflüssige AußenseiterInnen, als unbequeme MahnerInnen, die die ÖsterreicherInnen an ihre eigene Zaghaftigkeit erinnerten. Die Gleichgültigkeit, das Misstrauen, die Verständnislosigkeit, die eisige Art und Weise sowie die Interesselosigkeit, mit denen ihnen viele Politiker und hohe Beamte begegneten, verursachten unter den Mitgliedern des Widerstandes Empörung und Frustration.“<sup>130</sup>

Nachdem der Widerstand seine außenpolitische Rolle erfüllt hatte, wurde er „weitgehend zu einem Nischenthema“<sup>131</sup>. Während sich die ÖVP aus der Erinnerung an den Widerstand „weitgehend zurückzog bzw. das Gefallenen-gedenken unterstützte [...] und die SPÖ den Februaraufstand 1934 in das Zentrum ihrer Erinnerungskultur rückte, wurde die KPÖ zur einzigen politischen Kraft, die – durchaus auch aus Gründen politischer Legitimation – die Erinnerung an die Opfer des NS-Regimes beharrlich einmahnte“<sup>132</sup>. In einem Artikel in der Zeitung der KPÖ Oberösterreichs „Neue Zeit“ vom 17. April 1954 monierte beispielsweise der damalige Landessekretär der KPÖ Peter Kammerstätter die Missachtung des Erbes der NS-Opfer, während gleichzeitig die ehemaligen Nationalsozialisten höchste Ämter bekleiden würden. Politiker wie z. B. Landeshauptmann Heinrich Gleißner, die selber in KZ-Haft gewesen waren und sich 1945 dem Antifaschismus verpflichtet hätten, würden nun mit den früheren Gegnern zusammenarbeiten. Das Gedenken an die Opfer werde hingegen mit Füßen getreten.<sup>133</sup>

Diese Vorwürfe müssen vor dem Hintergrund des politischen Klimas der 1950er Jahre gesehen werden und sind nicht zuletzt auch Ausdruck der gro-

---

<sup>129</sup> Siehe den Katalog der Ausstellung: unSICHTBAR. widerständiges im salzkammergut. Hg. v. Klaus Kienesberger u. a. (Wien 2008)

<sup>130</sup> Zit. nach: Ganglmair, Widerstand 1412

<sup>131</sup> Pelinka, Widerstand 17

<sup>132</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 547f.

<sup>133</sup> Vgl. Günther Grabner, Peter Kammerstätter. Biographie eines Widerstandskämpfers. Hg. v. Landesverband Oberösterreich der AntifaschistInnen, WiderstandskämpferInnen und Opfer des Faschismus (Texte und Materialien zu Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich 3, Linz 2011) 23

ßen Enttäuschung auf Seiten ehemaliger WiderstandskämpferInnen und NS-Opfer über die enge Zusammenarbeit der Großparteien mit ehemaligen Nationalsozialisten, denen zahlreiche Karrieremöglichkeiten (oder die Fortsetzung ihrer für kurze Zeit unterbrochenen Karrieren) offenstanden.

Landeshauptmann Gleißner hatte sich im Unterschied zu vielen anderen Politikern bemüht, die Zusammenarbeit zwischen den ehemaligen Häftlingen und WiderstandskämpferInnen weiterzuführen. So wollte er alle drei Verbände bei der Ausgestaltung der Gedenkstätte in Mauthausen einbinden – auch den von Seiten der Bundesregierung wegen seiner kommunistischen Dominanz boykottierten KZ-Verband. Gleißner stellte für den KZ-Verband lange Zeit „die einzig verbliebene relevante Unterstützung aus einem anderen politischen Lager“<sup>134</sup> dar.

Laut Perz hatten „die Ehrbezeugungen gegenüber den antifaschistischen Kämpfern bei den Großparteien schnell an Gewicht [verloren] und erhielten sich – vor allem in der KPÖ und den ihr nahestehenden Organisationen – nur als partikulare parteigebundene Gedächtniskultur“<sup>135</sup>. Die kommunistische Bewegung, die die Mehrzahl der Opfer im Widerstandskampf gegen das NS-Regime zu verzeichnen hatte, befand sich in Österreich jedoch bald nach 1945 im gesellschaftlichen Abseits bzw. spielte nur eine marginale politische Rolle.<sup>136</sup> Aufgrund der scharfen Frontstellung in den 1950ern und der Schwäche der kommunistischen Bewegung in Österreich war ihre Kritik nicht besonders wirksam. Das Gedenken an die Opfer des NS-Regimes wurde aber im Gegenzug als kommunistisch etikettiert, „ebenso wie die meist von Seiten der KPÖ geäußerte Kritik an Tendenzen der Verharmlosung des NS-Regimes, an der Verherrlichung des Krieges bei Soldatenaufmärschen und an der fehlenden Würdigung von Regimeopfern“<sup>137</sup>. Unter dem schützenden Mantel des Antikommunismus versuchte man, das störende Gedenken an die NS-Opfer zu diskreditieren und als kommunistische Propaganda zu verleumden. Ein besonders anschauliches Beispiel dafür bietet die Ablehnung eines antifaschistischen Denkmalprojektes in der Stadt Salzburg im Jahr 1954. Der Chefredakteur der Salzburger Nachrichten Gustav Adolf Canaval selbst ein ehemaliger KZ-Häftling, schrieb in einem Artikel, er sei gegen das Mahnmal, „schon allein aus dem Grunde, weil solche Denk- und Mahnmäler nun einmal in der heutigen Situation und Zeit nur den Zweck

---

<sup>134</sup> Perz, Mauthausen 127

<sup>135</sup> Ebd. 119

<sup>136</sup> Vgl. Pelinka, Widerstand 18

<sup>137</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 548

haben können, als praktisches Turn- und Vorführungsgerät kommunistischer Propaganda zu dienen<sup>138</sup>.

In diesem politischen Klima war es möglich, dass beispielsweise 1955 in Wels ein einstimmiger Beschluss des Stadtrates zur Benennung einer Straße nach dem deutschnationalen Dichter Ottokar Kernstock, der ein früher NS-Sympathisant gewesen war, gefällt wurde. Ab 1958 veranstaltete außerdem die Wohlfahrtsvereinigung der Glaserbacher, ein Verband der von den US-Amerikanern in Salzburg-Glaserbach internierten Nationalsozialisten, ihr jährliches Treffen in Wels.<sup>139</sup>

## Kameradschaft, Heimat, Pflichterfüllung – zur Umdeutung und Entpolitisierung eines Angriffskrieges

Die beschriebenen politischen Verschiebungen der Jahre 1948/49 „markieren auch eine Zäsur in der Denkmallandschaft: Kriegerdenkmäler wurden nun zu sichtbaren Zeichen für die zunehmende Präsenz einer veränderten Einstellung zur NS-Vergangenheit“<sup>140</sup>. Nach dem Ende des ohnehin nur fragilen und brüchigen antifaschistischen Grundkonsenses der Anfangsjahre kam „die Praxis der Sinnstiftung und Heldenverehrung vollends in Schwung“<sup>141</sup>. In nahezu allen Orten entstanden ab Ende der 1940er Jahre Kriegerdenkmäler. Diese sollten jedoch nicht nur der Trauer um gefallene Angehörige und Gemeindeglieder dienen, sondern ein Bekenntnis zu den Soldaten und ihrem Kampf abgeben. Der „Paradigmenwechsel im Hinblick auf den Umgang mit der NS-Zeit“<sup>142</sup> war den Verantwortlichen, wie zahlreiche Zeitungsberichte und Darstellungen zeigen, durchaus bewusst bzw. von diesen intendiert. Die Gefallenen sollten nicht mehr nur als tragische Opfer eines „sinn- und aussichtslosen Eroberungskrieges“ des NS-Regimes, wie es in der Unabhängigkeitserklärung vom 27. April 1945 nahegelegt worden war, dargestellt und betrauert werden, sondern als „Helden der Pflichterfüllung und der Tapferkeit“ bzw. gar als „Helden“, die bei der „Verteidigung der Heimat“ gefallen waren.<sup>143</sup> Das Kriegergedenken bildete nun für Jahr-

<sup>138</sup> G(ustav) A(dolf) Canaval: Paulus und das geistige KZ. In: Salzburger Nachrichten 27./28.3.1954. Zit. nach: Uhl, Transformationen

<sup>139</sup> Vgl. Robert Eiter, Zum Konflikt um die „braunen Flecken“ von Wels (unpaginiertes Manuskript). Für die freundliche Überlassung des Manuskripts danke ich Herrn Robert Eiter.

<sup>140</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 547

<sup>141</sup> Kerschbaumer, Gedenken 24

<sup>142</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 548

<sup>143</sup> Vgl. ebd. 549



zehnte die „[...] dominante Geschichtskultur auf dem Lande, die den Opferbegriff ausschließlich auf die in der deutschen Wehrmacht gefallenen Soldaten, oft auch ausgedehnt auf Angehörige der SS, angewendet wissen wollte“<sup>144</sup>. Neben diesen wurde laut Uhl höchstens noch die „Zivilbevölkerung in der Heimat“ aufgenommen, „die durch den Bombenkrieg und schließlich durch das Vordringen der Roten Armee bedroht war“<sup>145</sup>. Hinzuzufügen wären an dieser Stelle die Vertriebenen und Flüchtlinge aus deutsch besiedelten Gebieten im ehemaligen Jugoslawien, in Rumänien oder der früheren Tschechoslowakei, die, wie zahlreiche Erinnerungszeichen in Oberösterreich zeigen, noch in die Gruppe der „eigenen“ Opfer aufgenommen wurden.

Auch in Oberösterreich stand ab den späten 1940ern das so genannte Kriegergedenken im Mittelpunkt der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg bzw. die NS-Zeit. „Kriegerdenkmäler werden errichtet, um der Mehrzahl der Mitglieder einer Dorfgemeinschaft die Erinnerung an jene zu erleichtern, die während des Zweiten Weltkrieges als Soldaten der Deutschen Wehrmacht starben. Damit kann deren Rolle als Soldaten der Deutschen Wehrmacht legitimiert werden, diese Rolle wird damit vom Verdacht des Unanständigen, möglicherweise Illegitimen befreit.“<sup>146</sup> Weiters heißt es in den Thesen von Reinhold Gärtners und Sieglinde Rosenbergers Studie „Kriegerdenkmäler“, die sie anhand von oberösterreichischen Beispielen erarbeiteten: „Kriegerdenkmäler dienen der Identifikation mit der Geschichte. Um diese Identifikation möglichst nahtlos darstellen zu können, müssen Brüche vermieden werden. Deshalb wird das Schicksal jener ausgeklammert, die diese Brüche thematisieren würden.“<sup>147</sup>

Gärtners und Rosenbergers Vergleich der Kriegerdenkmäler in den Bezirken Ried i. I. und Kirchdorf a. d. K. hält einige interessante Unterschiede fest: Die Aktivität des Kameradschaftsbundes war im Bezirk Ried i. I. weitaus stärker als im Bezirk Kirchdorf a. d. K. Weiters seien die Kriegerdenkmäler in ersterem Bezirk wuchtiger und größer und befänden sich seltener neben den Kirchen, sondern an anderen zentralen Stellen der Ortschaften. Die AutorInnen vermuteten, dass die wichtigere Rolle der katholischen Kirche im Bezirk Kirchdorf der Grund dafür sei.<sup>148</sup>

Nicht nur am Land, sondern auch im urbanen Raum dominierte das Gedenken an die Wehrmachtssoldaten. So wurden in Linz zwischen 1945 und

---

<sup>144</sup> Bertrand Perz. In: Zeitgeschichte Museum Ebensee – Katalog zur Dauerausstellung (Ebensee 2005) 13

<sup>145</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 548

<sup>146</sup> Reinhold Gärtner – Sieglinde Rosenberger, Kriegerdenkmäler. Vergangenheit in der Gegenwart (Innsbruck 1991) 129f.

<sup>147</sup> Ebd. 130

<sup>148</sup> Vgl. ebd. 132

1985 fünf Denkmäler und Gedenktafeln für NS-Opfer, jedoch 20 für die gefallenen Soldaten errichtet.<sup>149</sup> Der Plan, ein Denkmal für die NS-Opfer auf dem Linzer Bernaschekplatz zu errichten, wurde hingegen wie erwähnt nach einer Welle von Protesten aus der Bevölkerung im Jahr 1956 von Bürgermeister Ernst Koref aufgegeben.<sup>150</sup>

Denkmalsenthüllungen für gefallene Soldaten und Kameradschaftstreffen fanden in der Zweiten Republik unter Schirmherrschaft von Landeshauptmännern statt, das Tragen von Ritterkreuzen, von Uniformen und Orden des Zweiten Weltkriegs wurde stillschweigend toleriert und das Verbotsgesetz bei derartigen Anlässen nicht sonderlich streng ausgelegt.<sup>151</sup> Die Kameradschaft IV, eine legale Vereinigung von ehemaligen Mitgliedern der Waffen-SS, betrieb in ihrem Organ „Die Kameradschaft“ offenen Revisionismus. So heißt es in einer Ausgabe aus dem Jahr 1963: „Im ersten wie auch im zweiten Weltkrieg war uns Soldaten die Aufgabe gestellt, unsere Heimat und unser Vaterland vor feindlichen Übergriffen zu schützen... Dabei konnte es ganz egal sein, welche Herren in der Regierung saßen, denn ausgebeutet und geknechtet wird immer nur das Volk, welches einen Krieg verliert... Diese fundamentale Wahrheit läßt sich durch nichts entkräften, auch nicht durch eine noch so eifrig betriebene Verdammung des NS-Regimes... Den zweiten Weltkrieg aber hat Deutschland weder gewollt noch geplant... Kameraden! Laßt Euch von dem Geschrei: Neonazismus in den Soldatenverbänden nicht irremachen!“<sup>152</sup>

Die Tendenz, den Zweiten Weltkrieg und die Wehrmacht losgelöst vom herrschenden Regime und dessen Zielen zu betrachten und in eine aus der Habsburger Monarchie heraufreichende Tradition der aufopferungsvollen Pflichterfüllung und des gleichzeitigen Stolzes auf militärische Leistungen einzuordnen, drückt sich in dem weit verbreiteten Buch von Rudolf Gschöpf „Mein Weg mit der 45. Inf.Div.“ aus, das 1955 im Oö. Landesverlag erschien. Im Vorwort moniert der Verfasser, der als Divisionspfarrer in diesem oberösterreichischen Verband tätig war, dass es „unsere Generation schon zweimal zustande [gebracht habe], den Soldaten zu verurteilen, wo bloß eine Verurteilung des Krieges am Platze wäre.“ Gschöpf stellt eine angebliche Missachtung der Soldaten in der Nachkriegsgesellschaft fest, man habe diese „in den vergangenen Jahren offensichtlich übersehen, beiseite geschoben und vielleicht direkt abgelehnt [...] Sie erfüllten unter Hintansetzung des eigenen Ich jedoch nur jene Pflicht, die sie sich nicht selber einredeten, son-

---

<sup>149</sup> Vgl. Einleitung. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 12

<sup>150</sup> Vgl. Die Besatzungszeit 1945-1955. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 91

<sup>151</sup> Vgl. Kerschbaumer, Gedenken 24

<sup>152</sup> Die Kameradschaft, Nr. 11/1963

dem die ihnen einfach auferlegt wurde.“<sup>153</sup> Laut Uhl ist der „Topos von der Diffamierung der Wehrmachtssoldaten nach Kriegsende und der nunmehrigen Wiederherstellung ihrer Ehre“<sup>154</sup> ganz typisch für die Zeit des beginnenden Kriegergedenkens. Auch Gschöpf sah als Ziel seines Buches, den Soldaten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er distanziert sich zwar gleichzeitig von jenen, die den Krieg verherrlichen wollen und jenen, „die in jedem Wort über die schweren Tage des Krieges sofort ein Mittel zur Wiederbelebung des ‚Militarismus‘ sehen“, betont aber im nächsten Zug, dass er die „Taten und Leistungen“ der oberösterreichischen Stammdivision darstellen möchte, „die es wahrhaft verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden“<sup>155</sup>. Eine Auseinandersetzung mit der Frage der militärischen Pflichterfüllung in einem diktatorischen Regime, das halb Europa mit Krieg überzog, mit der Funktion der Wehrmacht bzw. der Soldaten in diesem Regime, mit den Folgen des Krieges für die Bevölkerung in den angegriffenen Ländern oder gar mit dort begangenen Verbrechen sucht man in diesem Buch vergeblich. Auch hier wird „die Pflichterfüllung für das Vaterland als überzeitliche staatsbürgerliche Tugend, ungeachtet des Regierungssystems“ dargestellt. Damit konnte der „Heldentod“ für die deutsche Wehrmacht nach 1945 unter den Vorzeichen eines demokratischen Systems sogar noch „im Österreich-patriotischen Sinn umgedeutet“<sup>156</sup> werden. Diese Form des Umgangs mit der jüngsten Vergangenheit steht symptomatisch für den Blick eines Großteils der (ober)österreichischen Nachkriegsgesellschaft auf die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs. Sie dürfte nicht nur „dem Bedürfnis vieler ehemaliger Wehrmachtssoldaten nach individueller Sinnstiftung und gesellschaftlicher Rehabilitierung“, sondern auch einem Harmoniestreben und dem Bedürfnis nach Ausblendung kontroversieller Themen der Vergangenheit entsprochen haben. Die Mahnmale wurden nicht zuletzt als Ausdruck eines „integrierenden, überparteilichen Gedenkens“, „als gemeinschaftliche Aufgabe eines ganzen Ortes“ und als „Mahnmal für den inneren Frieden des Landes“ dargestellt und vermutlich als solche wahrgenommen. Das Kriegergedenken wurde in der Folge vielfach zur einzigen öffentlichen Form des Erinnerns.<sup>157</sup>

Menschen, die sich nicht in diese Harmonie einordnen ließen, die sich ihrer „Pflicht zum Dienst an der Heimat“ verweigert hatten oder gar auf die Gegenseite übergelaufen waren, hatten im Mainstream der öffentlichen Erinnerung keinen bzw. einen negativ konnotierten Platz. In besonderer Weise wird dies am Beispiel des 1943 hingerichteten oberösterreichischen Wehr-

---

<sup>153</sup> Rudolf Gschöpf, *Mein Weg mit der 45. Inf.Div.* (Linz 1955) 9

<sup>154</sup> Perz – Uhl, *Gedächtnis-Orte* 550

<sup>155</sup> Gschöpf, *Mein Weg* 10

<sup>156</sup> Perz – Uhl, *Gedächtnis-Orte* 551

<sup>157</sup> Vgl. Ebd. 550

dienstverweigerers Franz Jägerstätter ersichtlich. Von seiner Entscheidung, den Dienst mit der Waffe in der deutschen Wehrmacht zu verweigern, wurde ihm schon vom Linzer Bischof Fließer abgeraten. Jägerstätters Überlegungen zum Kriegsdienst für Nazi-Deutschland waren auch nach 1945 mit der Erinnerungskultur der Soldatenverbände und der dominierenden Deutung des Dienstes in der deutschen Wehrmacht als „Verteidigung der Heimat“ und notwendige „Pflichterfüllung“ inkompatibel. Zudem stellten sie die Position und Haltung der Kirche während des Krieges infrage. „Welcher Katholik getraut sich, diese Raubzüge, die Deutschland schon in mehreren Ländern unternommen hat und noch immer weiterführt, für einen gerechten und heiligen Krieg zu erklären? [...] Kann man es einem heute noch zum Vorwurf machen, daß man keine Vaterlandsliebe mehr hat? Haben wir denn überhaupt auf dieser Welt noch ein Vaterland? Denn wenn ein Land mein Vaterland sein soll, so darf es für mich nicht bloß Pflichten geben, sondern man muß auch Rechte besitzen, hat man das aber heute bei uns noch? Wird einer ausbildungsunfähig und würde vielleicht gar dem Staate zur Last fallen, was macht man denn mit solchen? Wäre so ein Vaterland überhaupt noch eine Verteidigung wert, von der ja ohnedies nicht die Rede sein kann, denn Deutschland wurde ja von niemand überfallen. Einmal, glaub' ich, hätten wir wohl noch ein Verteidigungsrecht gehabt, und zwar als wir vor vier Jahren noch Österreicher waren.“<sup>158</sup> In diesen wenigen Gedanken Jägerstätters, die er vor seinem Gespräch mit dem Bischof niederschrieb, sind bereits alle Punkte enthalten, die es der Nachkriegsgesellschaft bzw. der Kriegsgeneration und auch der Kirche lange Zeit so schwer machen sollten, sich positiv auf den Kriegsdienstverweigerer zu beziehen. Jägerstätter stand damit diametral zum Nachkriegskonsens, zur Argumentation des Großteils der Kriegsgeneration, zu ihren Versuchen, das eigene Tun zu rechtfertigen bzw. in einem positiven Sinne umzudeuten. Dies ließ ihn ungewollt, denn er hatte nie jene attackiert, die nicht wie er den Kriegsdienst verweigert hatten, zu einem „Pfahl im Fleische“ oder, wie es Erna Putz formuliert, zum „Reibebaum einer alleingelassenen Generation“<sup>159</sup> werden.

Die Witwe und Familie Jägerstätters stießen nach seiner Verweigerung und Hinrichtung auf zahlreiche negative Reaktionen in der Dorfgemeinschaft. So erzählte eine der Töchter Franz Jägerstätters dem Verfasser, dass sie in der Schule in Braunau nach Möglichkeit ihren Nachnamen verschwie-

---

<sup>158</sup> Zit nach: Erna Putz, Lebensgeschichte von Franz Jägerstätter. In: Franz Jägerstätter. Zur Erinnerung seines Zeugnisses. Eine Handreichung. Hg. v. Pax Christi Oberösterreich (Schriftenreihe der Abteilung Gerechtigkeit – Friede – Schöpfung im Pastoralamt der Diözese Linz 1, Linz 2000) 8-17, 13f.

<sup>159</sup> So der Titel eines Aufsatzes von Erna Putz: Franz Jägerstätter: Reibebaum einer alleingelassenen Generation. In: Ge-Denken. Mauthausen/Gusen – Hartheim – St. Radegund. Hg. v. Manfred Scheuer (Linz 2002) 88-129

gen hatte, da sie wegen ihm nicht selten verbal attackiert worden war. Die Witwe Franziska Jägerstätter hatte auch Schwierigkeiten, als Hinterbliebene eines Opfers des NS-Regimes anerkannt zu werden und eine Opferrente zu erhalten.<sup>160</sup> Ebenso gab es von Seiten der Kirche lange Zeit kein Zeichen der Ehrung oder Würdigung. Schon bald nach Kriegsende hatte der ehemalige Heimatpfarrer Jägerstätters Josef Karobath über Franz Jägerstätter geschrieben und die Diözese gebeten, sein Schicksal bekannt zu machen. Der Generalsekretär des Seelsorgeamtes Franz Vieböck gab ihm jedoch eine negative Antwort: „Ich bin überzeugt, daß der Mann persönlich ein Heiliger war, doch hat eine Verbreitung seines Lebens und Sterbens in der Öffentlichkeit manche Bedenken. Seine Exzellenz [Bischof Fließer, Anm. d. Verf.] hat auf dem Akt folgenden Vermerk angebracht: ‚Der Antrag wird von mir abgelehnt. Bei aller Achtung vor der subjektiven Haltung des Mannes kann er nicht als objektiv gültiges Vorbild für seine Haltung zur Militärpflicht hingestellt werden.‘“<sup>161</sup> Einige Monate später wollte Pfarrer Leopold Arthofer, ein Freund Karobaths und selbst im Konzentrationslager inhaftiert, einen Artikel über Jägerstätter im Kirchenblatt publizieren. Der Artikel wurde nach Rücksprache mit Bischof Fließer vom Schriftleiter Franz Vieböck abgelehnt. Der Bischof hatte sich laut Vieböck zu dieser Frage wie folgt geäußert: „Jägerstätter ist ein Fall, der einer gründlichen Einbegleitung aus der katholischen Moral bedarf, wenn er nicht Verwirrung und unruhige Gewissen, sondern Erbauung schaffen soll. [...] Ich kenne seine ‚Konsequenz‘ und achte sie, besonders die Motive. [...] Ich halte jene idealen katholischen Jungen und Theologen und Priester und Väter für die größeren Helden, die in heroischer Pflichterfüllung und in der tiefgläubigen Auffassung, den Willen Gottes auf ihrem Platz zu erfüllen, wie einst die christlichen Soldaten im Heere des heidnischen Imperators, gekämpft haben und gefallen sind. Oder sind die Bibelforscher und Adventisten, die ‚konsequent‘ lieber im KZ starben als zur Waffe griffen, die größeren Helden? Alle Achtung vor einem schuldlos irri-gen Gewissen; es wird vor Gott seine Würdigung finden. Für die Pädagogik an den Menschen sind die Beispiele der Helden, die aus eindeutig richtigem Gewissen konsequent gehandelt haben, die besseren Vorbilder.“<sup>162</sup>

Durch eine öffentliche Würdigung Jägerstätters würde man demzufolge den hunderttausenden Kriegsheimkehrern eine unnötige Gewissenslast aufbürden, „wenn man ihnen quasi mitteile, daß die Verweigerung Jägerstätters etwas Gutes gewesen sei, würde man ihnen indirekt sagen, das, was sie getan

---

<sup>160</sup> Vgl. Florian Schwanninger, Im Heimatkreis des Führers. Nationalsozialismus, Widerstand und Verfolgung im Bezirk Braunau/Inn 1938 bis 1945 (Grünbach 2005) 89-91

<sup>161</sup> Zit. nach: Erna Putz, Franz Jägerstätter stellt die Frage nach dem Krieg. Zur Rezeption eines Unbequemen. In: Jahrbuch 1991. Hg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (Wien 1991) 33-50, 44

<sup>162</sup> Zit. nach: Putz, Frage nach dem Krieg 44

hätten, sei das Falsche gewesen<sup>163</sup>. Bischof Fließer dürfte es zudem noch um die Rechtfertigung der Haltung der Kirche während des Krieges gegangen sein. Die „Pflichterfüllung“ in der Wehrmacht wurde mit dem Hinweis gerechtfertigt, „daß der Christ der staatlichen Obrigkeit Gehorsam schulde, und der einzelne nicht genügend beurteilen könne, ob es sich um einen ‚gerechten Krieg‘ handle. Wenn nun nachträglich der Eroberungskrieg Hitlers als Wahnsinn und Verbrechen dastand, so hätte man indirekt auch diese Empfehlung der katholischen Kirche als Mittäterschaft an einem solchen Verbrechen werten können.“<sup>164</sup> Da es unter der Propaganda der Nazis nicht möglich gewesen sei, eine Bewertung des Krieges vorzunehmen, trage der einzelne keine Verantwortung, sondern nur der Befehlshaber.<sup>165</sup>

Der bischöfliche Bann auf Artikel über Jägerstätter in der wöchentlichen Zeitung der Diözese sollte sich bis ins Jahr 1963 erstrecken. Der erwähnte Generalsekretär des Seelsorgeamtes Franz Vieböck erklärte Anfang der 1980er Jahre die Gründe für diese Haltung folgendermaßen: „Man fürchtete, dass die Heimkehrer fragen würden: ‚Ja warum habt ihr uns es nicht gleich gesagt, dass es gescheiter wäre nicht zu kämpfen?‘“<sup>166</sup>

Ein Artikel vom 9. März 1946 im Linzer Volksblatt dürfte die erste Veröffentlichung über Franz Jägerstätter darstellen. Der Autor war der Pfarrer Franz Krenn, der Jägerstätter persönlich gekannt hatte. Leopold Arthofer konnte im selben Jahr einen Artikel über Jägerstätter in der Beilage des Wiener Kirchenblatts veröffentlichen. In der Furche und wie erwähnt im Linzer Kirchenblatt durfte dieser nicht erscheinen.<sup>167</sup> 1947 erfuhr das Verhalten Franz Jägerstätters im Buch „Nationalsozialismus und katholische Kirche in Österreich“ von Jakob Fried<sup>168</sup>, einem Wiener Prälaten, eine Würdigung. In den 1950er Jahren sollte es schließlich still werden um Franz Jägerstätter. Nur mehr in der BRD, am Rande einer Arbeit über einen anderen Wehrdienstverweigerer, wurde in den 1950ern Jägerstätters Schicksal in einer Publikation thematisiert.<sup>169</sup>

Abschließend sei noch erwähnt, dass Bischof Fließer nicht nur gegenüber der Veröffentlichung von Jägerstätters Schicksal negativ eingestellt war, sondern allgemein „an einer weiteren Auseinandersetzung mit dem Natio-

---

<sup>163</sup> Erna Putz – Severin Renoldner – Monika Würthinger, Jägerstätter-Gedenken. In: Franz Jägerstätter. Zur Erinnerung seines Zeugnisses 41

<sup>164</sup> Ebd. 41

<sup>165</sup> Vgl. ebd. 41f.

<sup>166</sup> Zit. nach Putz, Franz Jägerstätter: Reibebaum 97

<sup>167</sup> Vgl. ebd. 97

<sup>168</sup> Jakob Fried, Nationalsozialismus und katholische Kirche in Österreich (Wien 1947)

<sup>169</sup> Heinrich Kreuzberg, Franz Reinisch. Ein Märtyrer unserer Zeit (Limburg 1953); vgl. Andreas Maislinger, Der Fall Franz Jägerstätter. In: Jahrbuch 1991. Hg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (Wien 1991) 20-32, 22

nalsozialismus offensichtlich nicht mehr interessiert<sup>170</sup> war. Fließner schwächte die scharfe Verfolgung von Priestern im Gau „Oberdonau“ ab und wies die Seelsorger an, zu verzeihen und auf Abrechnungen zu verzichten. „Die Predigt soll rufen und einladen, trösten und aufrichten, nicht verletzen und abstoßen. [...] Im übrigen haben Katholiken und katholische Priester jetzt Ehrenhafteres und Wichtigeres zu tun, als dem toten Löwen Fußtritte zu versetzen.“<sup>171</sup>

## Die Externalisierung von Terror und Gedenken

Die Entwicklung gegen Ende der 1940er und zu Beginn der 1950er Jahre hin zur beinahe vollständigen Ausgrenzung der „Frage der österreichischen NS-Vergangenheit aus dem gesellschaftlichen Diskurs der Zweiten Republik“<sup>172</sup> lässt sich am Beispiel der Geschichte der KZ-Gedenkstätten Gusen und Ebensee illustrieren.

Im Gegensatz zu Mauthausen wurde das Gelände in Gusen nicht von der Republik übernommen und zu einer Gedenkstätte ausgebaut. Gusen II war bereits gleich nach der Befreiung aus seuchentechnischen Gründen von den US-Truppen niedergebrannt worden, die anderen Reste des Lagerkomplexes wurden verkauft, geplündert oder verfielen. Manche Gebäude wurden (und werden zum Teil noch heute) als Wohngebäude benützt. Da das Lagergelände und der Steinbruch nicht frei verfügbar waren, entwickelte der französische Opferverband, die Amicale de Mauthausen (mit vollem Namen L'Amicale des déportés politiques de la Résistance de Mauthausen et de ses commandos dépendants), noch in den 1940ern rund um den erhaltenen Krematoriumsofen eine „wilde Gedenkstätte“, an der auch jährliche Gedenk- und Befreiungsfeierlichkeiten abgehalten wurden.<sup>173</sup>

Nachdem die sowjetische Besatzungsmacht nach Abschluss des Staatsvertrages das Gelände des ehemaligen KZ Gusen an Österreich übergeben hatte, wurde der größere Teil des Geländes als Bauland gewidmet, und es entstand dort eine Wohnsiedlung. Andere Bereiche des Geländes wie z. B. die Steinbrüche gingen in das Eigentum verschiedener Unternehmen über.<sup>174</sup> Der Verkauf des Grundstücks, auf dem sich das Krematorium befindet, sowie dessen geplante Abtragung konnten von den diplomatischen Vertretun-

---

<sup>170</sup> Putz, Franz Jägerstätter: Reibebaum 88-129, 96

<sup>171</sup> Zit. nach: ebd. 96

<sup>172</sup> Selektive Wahrnehmung der NS-Vergangenheit 120

<sup>173</sup> Vgl. Perz, Mauthausen 200

<sup>174</sup> Vgl. Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer 176f.

gen Frankreichs und Polens sowie vom Internationalen Mauthausen Komitee verhindert werden.<sup>175</sup> Die Gemeinde Langenstein wollte wegen des geplanten Baus einer Wohnsiedlung das Krematorium und die Gedenksteine abreißen bzw. nach Mauthausen verlegen lassen, was vom Land Oberösterreich unterstützt wurde. Ein Brief von Landeshauptmann-Stellvertreter Ludwig Bernaschek, dessen Bruder im KZ Mauthausen ermordet worden war, an Innenminister Helmer (beide SPÖ) zeigt, dass das Konzept der Zentralisierung auch von den Landesspitzen unterstützt wurde: „[...] Die gegenständlichen Baulichkeiten stellen beim Siedlungsgrundverkauf ein Hindernis dar. [...] Meiner Meinung nach ist es ja wirklich nicht notwendig, daß wir an mehreren Stellen solche Erinnerungsstücke stehen haben, sondern das Lager Mauthausen mit den vielen Gedenksteinen dürfte hinreichend das traurige Erinnern an die schlimmen Zeiten wach halten.“<sup>176</sup> Die Antwort von Helmer war jedoch negativ, denn man müsse eine einvernehmliche Lösung herbeiführen, wenn man nicht „im Auslande die schwersten Verstimmungen hervorrufen“<sup>177</sup> wolle. Letztlich sollten die Pläne zum Abriss des Krematoriums sehr zum Missfallen der Gemeinde scheitern.<sup>178</sup>

In Ebensee wurden bereits früh nach der Befreiung Zeichen des Erinnerns gesetzt. 1946 wurde der KZ-Friedhof mit einem Monument mit der Inschrift „Zur ewigen Schmach des deutschen Volkes“ an der alten Bundesstraße nach Bad Ischl errichtet. 1952 wurde der Friedhof in ein weniger exponiertes, sprich sichtbares, Gelände südlich des ehemaligen Lagers verlegt.<sup>179</sup> Das alte Monument wurde gegen den Willen von verschiedenen Opferorganisationen 1953 gesprengt, da es mit seiner Inschrift einen „nachteiligen Einfluss auf den Fremdenverkehr“ habe, wie es in einem Schreiben der Bezirkshauptmannschaft Gmunden an die Oö. Landesregierung vom 17. September 1952 heißt: „Noch heute ereignet es sich fast täglich, dass reichsdeutsche Fremde beim Denkmal stehen bleiben und ihre Entrüstung über den Wortlaut der Inschrift ausdrücken.“<sup>180</sup>

Die Gebäude des Konzentrationslagers, die bis 1948 – sehr zum Missfallen der lokalen Bevölkerung – als Unterkunft für so genannte „displaced persons“, u. a. auch Juden, gedient hatten, wurden nach und nach entfernt. In den 1950ern errichtete man schließlich auf dem KZ-Areal, inklusive des Geländes des früheren Krematoriums, eine Arbeitersiedlung. Die Bemühun-

---

<sup>175</sup> Vgl. Perz, Mauthausen 202

<sup>176</sup> Zit. nach: ebd. 203

<sup>177</sup> Zit. nach: ebd.

<sup>178</sup> Vgl. ebd. 203f.

<sup>179</sup> Vgl. Wolfgang Quatember, Die Geschichte der KZ-Gedenkstätte Ebensee. In: Zeitgeschichte Museum Ebensee – Katalog zur Dauerausstellung (Ebensee 2005) 198-204, 199-202

<sup>180</sup> Zit. nach: Quatember, Die Geschichte der KZ-Gedenkstätte Ebensee 204



gen der Gemeinde Ebensee, die Reste des Lagers zu entfernen und den Ort der Verbrechen unkenntlich zu machen, waren fast zur Gänze erfolgreich. Nur das Haupteingangstor blieb aufgrund des Engagements des KZ-Verbandes Salzkammergut erhalten.<sup>181</sup> Bis zum Jahr 1955 wurden regelmäßig im Mai Gedenkfeiern, anfangs auch am ehemaligen Appellplatz, abgehalten. Diese Feiern verzeichneten große internationale Beteiligung – auch Regional- und Landespolitiker sowie Vertreter der KZ-Verbände und der katholischen, evangelischen und jüdischen Konfessionen waren anwesend. Danach versuchte man „dem Stigma, ein KZ-Standort gewesen zu sein [...] mit der Strategie des Stillschweigens zu begegnen. Drei Kilometer außerhalb des Ortes, versteckt hinter einer expandierenden Wohnsiedlung, vermutete kaum jemand einen ‚KZ-Friedhof‘“,<sup>182</sup>. Die Erinnerung und das Gedenken wurden nun – wie an vielen ehemaligen Stätten des NS-Terrors – bis in die zweite Hälfte der 1980er Jahre fast ausschließlich durch ausländische Häftlingsorganisationen aufrechterhalten.

Der Umgang mit den ehemaligen KZ Gusen und Ebensee steht in engem Zusammenhang mit der Zentralisierung des Gedenkens im KZ Mauthausen durch die Republik Österreich. Die Standorte der Außenlager blieben in der staatlichen Gedenkpolitik unberücksichtigt, und die Republik „[...] konzentrierte das Gedenken auf Mauthausen, das als symbolisch herausgehobener Ort des NS-Terrors zelebriert wurde“<sup>183</sup>. Im Zuge dieser Fokussierung verschwanden an vielen Stätten des NS-Terrors – nicht nur in Ebensee, sondern beispielsweise auch in Gusen und anderen Außenlagern – zahlreiche Zeugnisse dieser Zeit. Teil dieser Strategie war unter anderem die Zentralisierung der Friedhöfe, die sich bis in die 1970er erstreckte. Friedhöfe wie jener in Gunskirchen wurden aufgelöst und die sterblichen Überreste nach Mauthausen verlegt.<sup>184</sup> Denkinger/Felber/Quatember nennen die geschilderte Entwicklung eine „Exterritorialisierung der Vergangenheit“, eine „Loslösung der Geschichte von ihren Stätten, von ihrer Verquickung mit der Normalität des Alltags“<sup>185</sup>, die der (ober)österreichischen Nachkriegsgesellschaft sehr entgegengekommen sei.

Aus der Sicht Hans Maršáleks – ein wichtiges Mitglied des KZ-Verbands und später der Doyen der Geschichtsschreibung zum KZ Mauthausen – wa-

---

<sup>181</sup> Bernhard Denkinger – Ulrike Felber – Wolfgang Quatember, *Zeitgeschichte Museum und KZ-Gedenkstätte Ebensee. Auseinandersetzung mit Vergangenheit im historischen Museum und am authentischen Ort*. In: *Zeitgeschichte Museum Ebensee – Katalog zur Dauerausstellung (Ebensee 2005)* 21-26, 23

<sup>182</sup> Quatember, *Die Geschichte der KZ-Gedenkstätte Ebensee* 198

<sup>183</sup> Denkinger – Felber – Quatember, *Zeitgeschichte Museum und KZ-Gedenkstätte Ebensee* 23

<sup>184</sup> Vgl. Perz, *Mauthausen* 166

<sup>185</sup> Ebd. 23

ren die 1950er Jahre eine „Zeit des Stillstands, geprägt von scharfen politischen Polarisierungen“: „Allgemein hat man jeden kleinsten Erfolg als eine riesige Angelegenheit betrachtet. Es war bis Anfang der 60er Jahre unmöglich, über diese Thematik irgendwo eine Ausstellung zu machen. In keiner Schule war das möglich. Aber das war nicht allein eine Angelegenheit des Helmers oder was weiß ich wen oder anderer rechter Politiker. Erstens gab es einen großen Antisemitismus bei allen und einen blinden Antikommunismus sowie eine blinde Einstellung gegenüber politisch Andersdenkenden auch bei den Kommunisten. Also wenn sie irgendwie erreicht haben, daß in Mauthausen die Kommandantur oder ein Dach hergerichtet wurde, so war das ein großer Erfolg. [...] Wir haben uns damit abgefunden, daß unter den damaligen politischen Verhältnissen nicht mehr zu erreichen ist. Und das haben die Ausländer zur Kenntnis genommen [...].“<sup>186</sup>

Die prekäre Situation des Gedenkens in den 1950er Jahren und der entsprechende Eindruck, den ausländische Delegationen von der österreichischen Erinnerungskultur erhalten haben müssen, werden anhand einer Anordnung von Landeshauptmann Gleißner anlässlich der Befreiungsfeiern 1955 anschaulich: „Im Vorjahre hat es in der Nähe einer Gedenkstätte Unannehmlichkeiten und Pietätlosigkeiten gegeben, welche peinliche Folgen gehabt haben. Es wird somit ersucht, alles vorzukehren, daß sich die Feierlichkeiten ungestört abwickeln können; daß alles vermieden werde, woran die in- und ausländischen Besucher und Delegationen irgendwie Ärgernis nehmen könnten (so wäre z. B. die ungestörte Zufahrt zum Lager Mauthausen besonders zu sichern; dafür auch Sorge zu tragen, daß in den Tagen um den 8. Mai d. J. in den Mauthausener Steinbruchteichen nicht wieder gebadet wird; und daß in Hartheim der Platz um das Denkmal etwas sauber hergerichtet und daß die immer wieder besuchten Stätten im Schloß leicht zugänglich sind; daß am Friedhofsgelände in Ebensee bzw. in dessen Nähe nicht Fußball gespielt werde usw. usw.).“<sup>187</sup>

In den 1950er und 1960er Jahren spielten die ausländischen Häftlings- und Opferorganisationen eine tragende Rolle bei der Herausbildung bzw. Erhaltung einer Erinnerungskultur an die Opfer und Verbrechen der NS-Zeit. Die meisten Erinnerungszeichen und Gedenkstätten an den Orten der ehemaligen Konzentrationslager wären nicht ohne die Initiative und beharrliche Arbeit von ausländischen Organisationen zustande gekommen. Die Tätigkeit der Organisationen ehemaliger Häftlinge und deren Angehöriger – nicht nur in Oberösterreich – stellt nach wie vor ein Forschungsdesiderat dar. Eine grundlegende Auseinandersetzung mit der Erinnerungskultur in unserem

---

<sup>186</sup> Zit. nach: Perz, Mauthausen 121

<sup>187</sup> Zit. nach: ebd. 120

Land kann auf die Erforschung des Beitrags der ehemaligen Häftlinge – auch auf diplomatischer und zwischenstaatlicher Ebene – eigentlich nicht verzichten.<sup>188</sup>

Das überaus starke Engagement ausländischer Verbände und Institutionen in Bereich des Erinnerns und Gedenkens war nicht zuletzt auch der Tatsache geschuldet, dass der KZ-Verband in Österreich innenpolitisch isoliert war und wie erwähnt von der Bundesregierung boykottiert wurde. Dies führte soweit, dass bis in die 1960er Jahre – trotz zahlreicher ausländischer Diplomaten – keine Vertreter der Bundesregierung bei der jährlichen Befreiungsfeier in Mauthausen, die vom KZ-Verband getragen wurde, anwesend waren.<sup>189</sup>

Auf internationaler Ebene war der KZ-Verband jedoch sehr gut vernetzt und aktiv, z. B. über das 1953 gegründete Internationale Mauthausen Komitee. Diese Vernetzung stellte eine Möglichkeit dar, über den Umweg des Auslands die Entwicklung und Gestaltung der Gedenkstätte Mauthausen zu beeinflussen.<sup>190</sup> Weil die Bundesregierung den Kontakt zum KZ-Verband verweigerte, legten oft nichtösterreichische Institutionen Vorschläge vor oder reichten bei Missständen Beschwerden ein. Darauf musste die Bundesregierung zumindest reagieren. So beschwerte sich beispielsweise der sowjetische Hochkommissar im Februar 1950 über die Art der Restaurierung in Mauthausen.<sup>191</sup>

Das Engagement ausländischer Organisationen führte auch zu einem „Boom bei der Errichtung nationalstaatlicher Denkmäler“ in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen. Die dort im Laufe der 1950er Jahre entstehende Denkmalskultur war jedoch „völlig getrennt vom österreichischen Vergangenheitsbezug und hatte auf diesen auch keinen Einfluss“<sup>192</sup>. Diese Feststellung von Perz gilt aber zweifelsohne genauso für andere Zeichen des Gedenkens in Oberösterreich, die von ausländischen Organisationen in dieser Zeit gesetzt wurden.

---

<sup>188</sup> Vor allem die Tätigkeit der ehemaligen französischen KZ-Häftlinge – vor allem im Rahmen der Amicale de Mauthausen – wäre hier noch genauer zu untersuchen. Die Amicale war in Oberösterreich besonders aktiv, auch bei der Gründung des Internationalen Mauthausen Komitees im Jahr 1953. Frankreich war nicht zuletzt auch eine der vier alliierten Besatzungsmächte in Österreich und hatte daher großen Einfluss (vgl. Perz, Mauthausen 135). Hinweise zur Tätigkeit französischer Organisationen und Diplomaten im Bereich des Gedenkens in Oberösterreich finden sich u. a. bei Bertrand Perz, *Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen 1945 bis zur Gegenwart* (Innsbruck 2006). Das Archiv der Amicale de Mauthausen befindet sich mittlerweile in den Archives nationales in Paris.

<sup>189</sup> Vgl. Perz, Mauthausen 149

<sup>190</sup> Vgl. ebd. 135f.

<sup>191</sup> Vgl. ebd. 121

<sup>192</sup> Ebd.

Im Falle Oberösterreichs sind auch einige Initiativen der ausländischen Verbände abseits der Gedenkstätte Mauthausen festzustellen. So setzte die Amicale de Mauthausen bereits im Jahr 1953 an der Haagerstraße (B122) in Steyr einen Gedenkstein, der an das KZ Steyr-Münichholz erinnert. Fast 2.000 Häftlinge befanden sich gleichzeitig in diesem 1942 für die Rüstungsindustrie in den Steyr-Werken errichteten Außenlager des KZ Mauthausen.<sup>193</sup>

Auch im Falle von Schloss Hartheim wurde die Erinnerung an die dortigen Verbrechen lange Zeit fast ausschließlich von den ausländischen Verbänden getragen. Das Schloss diente nach 1945 als Wohnhaus, zuerst für Flüchtlinge und Vertriebene – so genannte „Volksdeutsche“ – und ab 1954 für Hochwassergeschädigte aus der Gemeinde Alkoven. Der Eigentümer des Schlosses, der Oö. Landeswohltätigkeitsverein, wollte im Schloss unmittelbar nach 1945 wieder die Betreuung von Menschen mit Behinderung weiterführen, war aber nicht imstande, das Haus von den BewohnerInnen freizubekommen.<sup>194</sup> Bereits Ende der 1940er Jahre führten ausländische – vor allem französische Organisationen – Gedenkfahrten nach Österreich und auch nach Hartheim durch. Diese Organisationen spielten in Hartheim, wie an anderen Orten der NS-Verbrechen in Oberösterreich, eine führende Rolle bei der Herausbildung einer Gedenkkultur an die Opfer des Nationalsozialismus. 1950 wurde durch den französischen Verband der ehemaligen Häftlinge, die Amicale de Mauthausen, das erste sichtbare Zeichen im Gedenken an die Verbrechen in Hartheim in Form eines steinernen Denkmals gesetzt.<sup>195</sup> Das Denkmal wurde im Freien, an der Nordseite des Schlosses, errichtet. Der Innenraum wurde von dieser Initiative nicht berührt. Die ehemaligen Tötungsräume wurden, sehr zum Ärger der BesucherInnen und Angehörigen der Opfer, von den SchlossbewohnerInnen als Abstellräume genutzt.<sup>196</sup> Dieser Missstand, der erst 1969 behoben werden sollte, verursachte bereits früh regelmäßige Proteste und Interventionen von Seiten der Opferverbände und Angehörigen. So langten schon 1950 zum wiederholten Male Briefe beim Oö. Landeswohltätigkeitsverein ein, in denen „auf die Mißstände im Schloß hingewiesen“ und die Schaffung einer Gedenkstätte eingemahnt

---

<sup>193</sup> Das Jahr 1953 als Jahr der Errichtung wurde dem Verfasser von Karl Ramsmaier bestätigt (Mitteilung vom 5.9.2012). Nach anderen Angaben war der KZ-Verband Miterrichter des Gedenksteins. Vgl. Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer 195

<sup>194</sup> Vgl. Florian Zehethofer, Chronik des Oberösterreichischen Landeswohltätigkeitsvereines. Chronik der Entwicklung des Vereines in der 2. Hälfte seines hundertjährigen Bestehens von 1945 bis zur Jahrtausendwende (unveröff. Manuskript) 2-7.

<sup>195</sup> Vgl. ebd. 8. Es wurde von Wilhelm Schütte geplant, der auch für die Gestaltung des Denkmalparks im ehemaligen KZ Mauthausen verantwortlich zeichnete. Vgl. Hartmut Reese – Brigitte Kepplinger, Das Gedenken in Hartheim. In: Tötungsanstalt Hartheim 523-548, 523

<sup>196</sup> Vgl. Reese – Kepplinger, Gedenken 524

wurde.<sup>197</sup> 1949 war es beim Besuch einer Gruppe der Amicale sogar zu einer tätlichen Auseinandersetzung mit Bewohnern des Schlosses – zu dieser Zeit vertriebene bzw. geflüchtete „Volksdeutsche“ – gekommen, die eine Hochzeit im Schloss feierten.<sup>198</sup>

Eine Besonderheit des Gedenkens in Hartheim bis in die 1980er/90er Jahre wird anhand des erwähnten Denkmals des französischen Opferverbands ersichtlich. Dieses bezog sich nämlich nicht auf die Gesamtheit der Opfer von Hartheim, sondern erwähnte nur die ermordeten Franzosen und „Freiheitskämpfer“, das heißt Opfer der „Sonderbehandlung 14f13“, die in den Jahren 1941 bis 1944 stattgefunden hatte. Die rund 18.000 Opfer der „Aktion T4“ (1940/41) – vor allem psychisch kranke und behinderte Menschen – spielten im Gedenken in Hartheim zu dieser Zeit noch keine Rolle. Dies sollte sich lange nicht ändern und stellt auch keinesfalls ein Spezifikum des Gedenkens in Oberösterreich oder Hartheim dar. Die gesellschaftliche Ausgrenzung dieser Personengruppen hielt nach 1945 an, und die Opfer der NS-Euthanasie wurden auch bis 1995 gesetzlich nicht als NS-Opfer anerkannt. Hatten es die Opfer des Nationalsozialismus ohnedies schwer genug, sich in der Öffentlichkeit der II. Republik Gehör zu verschaffen, die Erinnerung an Widerstand und Verfolgung aufrecht zu erhalten und Zeichen des Gedenkens an den Orten des Terrors zu setzen, so „[...] existierten die Orte der Euthanasie als Gedächtnisorte [in der Erinnerung des offiziellen Österreich] de facto nicht“<sup>199</sup>. Erst im Laufe der Jahrzehnte sollte sich ein Bewusstsein für diese Opfergruppe entwickeln, das sich vor allem ab den späten 1970ern in der wissenschaftlichen Aufarbeitung und auch der vermehrten Errichtung von Mahnmalen und Gedenktafeln manifestierte.<sup>200</sup>

## Zwischentöne und „Tauwetter“

In den 1960ern sollten „erstmalig entschiedene Reaktionen gegen eine Geschichtsauffassung [erfolgen], die mit der Rehabilitierung der Wehrmachtsoldaten die Diffamierung des Widerstandes verband“<sup>201</sup>. Vorfälle wie die

---

<sup>197</sup> Vgl. Zehethofer, Chronik 8

<sup>198</sup> Vgl. Skandalöse Vorgänge im ehemaligen Vernichtungslager Schloß Hartheim. In: Der Neue Mahnruf 9, 2. Jg. (1949) 5

<sup>199</sup> Brigitte Kepplinger, Gedenkstätten für die Opfer der NS-Euthanasie in Österreich. In: Tötungsanstalt Hartheim 549-599, 552

<sup>200</sup> Florian Schwanninger, „Meine Aufgabe in Hartheim bestand lediglich darin, Akten zu vernichten.“ Das Projekt „Gedenkbuch Hartheim“ als Beitrag zur Rekonstruktion der NS-Euthanasieverbrechen im Schloss Hartheim 1940-1944. In: Jahrbuch 2007. Schwerpunkt: Namentliche Erfassung von NS-Opfern. Hg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands (Wien 2007) 95-107, 98-101

<sup>201</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 555

Ablehnung einer gemeinsamen Gedenkstätte für gefallene und im KZ ermordete Priester im niederösterreichischen Maria Langegg durch den Kameradschaftsbund im Jahr 1963, die Diskussion um den antisemitischen Universitätsprofessor Taras Borodajkewycz und der Tod von Ernst Kirchweger bei einer Demonstration gegen den letztgenannten im April 1965 führten zur öffentlichen Distanzierung politischer Spitzenfunktionäre von rechtem Gedankengut und zu einem partiellen Umdenken. Widerstand und Verfolgung rückten wieder mehr ins Blickfeld. Am 27. April 1965 wurde schließlich mit dem Gedenkraum für die „Opfer im Kampfe für Österreichs Freiheit“ (Inscription) im Äußeren Burgtor der Wiener Hofburg das erste Denkmal der Bundesregierung für den Widerstand gegen das NS-Regime errichtet.<sup>202</sup> Dieses Mahnmal, das sich neben einer Gedenkstätte für die Gefallenen des Ersten und Zweiten Weltkriegs befindet, um welche sich 2012 eine heftige Diskussion entspannt, steht laut Uhl „als deutliches Signal für eine partielle geschichtspolitische Neupositionierung des offiziellen Österreich Mitte der 1960er Jahre“<sup>203</sup>. Im Hintergrund dieser Entwicklungen waren die gesellschaftspolitischen Veränderungen der 1960er Jahre wirksam.<sup>204</sup> Hinzu kam, dass „die Konflikte der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte verblassten, beide Gedenkkulturen hatten ihre Geltungsbereiche abgesteckt“<sup>205</sup>.

1964 kam es auch in Oberösterreich zu antifaschistischen Protesten. Anlass war die geplante Einweihung einer Tafel der Kameradschaft IV, der Traditionsvereinigung der Veteranen der Waffen-SS, in der neu geschaffenen „Gefallenen-Gedenkstätte“ Sigmar-Kapelle. Der Welser Gemeinderat hatte noch 1961 auf Initiative des KPÖ-Gemeinderates und ehemaligen Mauthausen-Häftlings Richard Dietl die Anbringung der Tafel abgelehnt, 1963 stimmte der Gemeinderat jedoch der nachträglichen Anbringung der Tafel zu – nur die SS-Runen mussten unterbleiben. Die Anbringung der Tafel konnte 1964 aufgrund massiver antifaschistischer Proteste nicht in der geplanten Form stattfinden. Der Bürgermeister von Wels Leopold Spitzer (SPÖ) und andere Vertreter der Stadt zogen ihre Zusage zur Teilnahme zurück, sodass nur FPÖ-Mandatare anwesend waren.<sup>206</sup>

In dieser Zeit sollte es wieder zu vereinzelt Denkmalsetzungen, auch in Oberösterreich, kommen. So errichtete beispielsweise die Gemeinde Stadl-Paura im Jahr 1964 eine Gedenkstätte für im KZ Mauthausen getötete Bürger.<sup>207</sup> Auch an Standorten ehemaliger Außenlager des KZ Mauthausen wur-

---

<sup>202</sup> Vgl. ebd. 555f.

<sup>203</sup> Ebd. 550

<sup>204</sup> Vgl. ebd. 555f.

<sup>205</sup> Ebd. 556

<sup>206</sup> Vgl. Eiter, Konflikt

<sup>207</sup> Fein, Steine 223

den in den 1960ern Mahnmale errichtet – wie z. B. im Jahr 1965 am Standort der Außenlager Linz I & III in der Lunzerstraße. Diese Lager beherbergten unter übelsten Bedingungen tausende KZ-Häftlinge, die zur Zwangsarbeit in den „Reichswerken Hermann Göring“ eingesetzt waren. Bezeichnenderweise ging die Initiative zur Errichtung der Erinnerungsstätte jedoch nicht von der Stadt Linz, der nunmehrigen VÖEST oder einer sonstigen öffentlichen Institution aus, sondern von einer ausländischen Häftlingsvereinigung – der französischen „Amicale de Mauthausen“, die wie erwähnt in Oberösterreich auf dem Gebiet des Gedenkens bis in die heutige Zeit eine sehr aktive Rolle spielt.<sup>208</sup> Die ehemaligen KZ-Baracken waren bis Anfang der 1960er Jahre in der Lunzerstraße gestanden und dann abgerissen worden.

In den 1960ern konnte auch die vor allem von ausländischen Organisationen seit langem angestrebte Gedenkstätte am Gelände des ehemaligen KZ Gusen errichtet werden. Die Umstände der Errichtung und der weiteren Nutzung werfen jedoch kein gutes Licht auf den Umgang des österreichischen Staates mit dem Gedenken an die NS-Opfer.

Nach dem Scheitern der Abrisspläne hatte das Bundesministerium für Inneres ab den späten 1950er Jahren mit der Gemeinde Langenstein über eine Übernahme des erhalten gebliebenen Krematoriums des KZ Gusen verhandelt. Nachdem sich im Jahr 1961 auf italienische Anregung ein Verband zur Errichtung eines KZ-Denkmal-Gusens gegründet hatte, stellten die österreichischen Behörden ihre Bemühungen ein. Der Verband finanzierte nun die Baukosten für das Memorial Gusen durch private Spendensammlungen.<sup>209</sup> 1963 erfolgte die Grundsteinlegung. Die Gemeinde Langenstein war jedoch von den Bauplänen nicht sonderlich angetan und wollte prüfen lassen, ob der „Ausbau des Verbrennungsofens im ehem. KZ als Mahnmal in der bestehenden Siedlung vertretbar“ sei. Der Bürgermeister bemerkte hierzu: „Die Bevölkerung empfindet den geplanten Baukörper in diesem Ausmass mitten in der Siedlung Gusen fehl am Platze.“<sup>210</sup> Trotz dieser Einwände wurde 1964 von der Bezirkshauptmannschaft Perg die Baugenehmigung erteilt.<sup>211</sup> Im Jahr 1965 konnte die Gedenkstätte eingeweiht werden. Bis zu der von den internationalen Verbänden angestrebten Übernahme durch die Republik Österreich sollte es jedoch noch 30 Jahre dauern.<sup>212</sup> Auch war die Republik in keiner Weise bereit, sich an den Kosten zum Bau oder zur Erhaltung zu beteiligen. Trotz zahlreicher Ansuchen von ausländischen Häftlingsverbän-

---

<sup>208</sup> Vgl. Denkmal-Datenbank der Stadt Linz, <http://www.linz.at/archiv/denkmal/Default.asp?action=denkmaldetail&id=2142> (aufgerufen am 29.6.2012)

<sup>209</sup> Vgl. Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer 176f.

<sup>210</sup> Perz, Mauthausen 205

<sup>211</sup> Vgl. ebd. 205

<sup>212</sup> Vgl. Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer 176f.

den, im Falle der Amicale de Mauthausen sogar von der französischen Botschaft unterstützt, mussten alle Aufwendungen von den beteiligten Verbänden selbst getragen werden.<sup>213</sup>

Einen wichtigen Anstoß, wiederum von außen, erlebte in den 1960ern die Auseinandersetzung mit dem oberösterreichischen Wehrdienstverweigerer Franz Jägerstätter. Im Jahr 1964 erschien in den USA die erste Biografie Jägerstätters, verfasst vom Soziologen Gordon C. Zahn.<sup>214</sup> In der Folge kam es vor allem im Umfeld der US-amerikanischen Friedensbewegung zu einer starken Rezeption des Schicksals Franz Jägerstätters. Er sollte zum bekanntesten österreichischen NS-Gegner, nicht nur in den USA, werden.<sup>215</sup>

In Österreich erschien 1967 eine deutsche Übersetzung der Arbeit Zahns<sup>216</sup>, durch die Franz Jägerstätter einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde. Seelsorgeamtsleiter Franz Vieböck besprach die Publikation im Linzer Kirchenblatt, in dem lange Zeit keine Auseinandersetzung mit Jägerstätter geduldet worden war. Vieböck würdigte zwar Jägerstätters Konsequenz, mit der er seinem Gewissen gefolgt war, verteidigte aber die Haltung der oberösterreichischen Kirche: „Zahn wundert sich, dass die kirchlichen Behörden auch 1946 noch gezögert haben, Jägerstätter als *den* Helden hinzustellen. Zehntausende von Kriegsgefangenen, die 1945 bis 1948 allmählich heimkehrten, wären durch eine solche Stellungnahme vor den Kopf gestoßen gewesen und hätten an der Kirche irre werden müssen.“<sup>217</sup> Zahn war nicht zuletzt auch erstaunt gewesen, bei seinen Recherchen in Oberösterreich die Witwe Jägerstätters, Pfarrer Karobath und viele ZeitzeugInnen kennenzulernen, die Jägerstätter gekannt hatten, „aber offenbar daran gewöhnt waren, daß diese Erinnerung nicht öffentlich werden sollte“<sup>218</sup>.

Ein besonders großes Echo löste die Ausstrahlung des Spielfilms „Der Fall Jägerstätter“ (Regie: Axel Corti) am Nationalfeiertag 1971 im ORF aus. Der Film erreichte hohe Einschaltquoten und musste mehrfach wiederholt werden. Es kam in der Folge zu unzähligen öffentlichen Diskussionsveranstaltungen, ausländische Medien zeigten großes Interesse – der Film wurde im westdeutschen Fernsehen sowie in britischen und US-amerikanischen Kinos gezeigt – und auch St. Radegund, der Heimatort Jägerstätters, wurde

---

<sup>213</sup> Vgl. Perz, Mauthausen 207

<sup>214</sup> Gordon C. Zahn, In Solitary Witness. The Life and Death of Franz Jägerstätter (Springfield 1964)

<sup>215</sup> Vgl. Maislinger, Fall Jägerstätter 20-24

<sup>216</sup> Gordon C. Zahn, Er folgte seinem Gewissen. Das einsame Zeugnis des Franz Jägerstätter (Graz 1967)

<sup>217</sup> Vgl. Putz, Franz Jägerstätter: Reibebaum 116f.

<sup>218</sup> Putz – Renoldner – Würthinger, Jägerstätter-Gedenken 42



von JournalistInnen, WissenschaftlerInnen, TheologInnen oder einfachen gläubigen Menschen aufgesucht.<sup>219</sup>

Impulse erhielt die Erinnerungskultur in Oberösterreich in den 1960er Jahren jedoch nicht nur von außen. Mitte der 1960er Jahre waren auch wieder Initiativen von österreichischer Seite bemerkbar. Im Jahr 1965 wurde ein Mahnmal für jüdische KZ-Häftlinge am Friedhof der Israelitischen Kultusgemeinde neben dem Linzer Barbarafriedhof errichtet.<sup>220</sup> Anlass war die Umbettung von 97 unbekanntem jüdischen Opfern der Todesmärsche im April 1945 aus Enns auf den jüdischen Friedhof.<sup>221</sup> Ebenfalls als Geste des Gedenkens und einer „Wiedergutmachung“ kann die finanzielle Beteiligung der Stadt Linz an der Wiedererrichtung der Linzer Synagoge Mitte der 1960er Jahre gesehen werden.<sup>222</sup> Der dafür verantwortliche Linzer Bürgermeister Edmund Aigner erinnerte 1968 mit mahnenden Worten an den 30 Jahre zuvor erfolgten „Anschluss“. Sein Nachfolger Franz Hillinger, selbst seit 1941 NSDAP-Mitglied, war hingegen zehn Jahre später nicht zu einem ähnlichen Zeichen der Erinnerung und Mahnung bereit.<sup>223</sup>

1965 wagte das Archiv der Stadt Linz auch ein für damalige Zeiten und für eine Institution wie ein Stadtarchiv ungewöhnliches und politisch riskantes Projekt. Auf Basis eines Interviewprojekts und der Sammlung von anderem Dokumentationsmaterial gestaltete das Archiv eine Ausstellung zum 20. Jahrestag des Kriegsendes, die auf große Resonanz stieß. Auch sollten in der Folge regelmäßig zeitgeschichtliche Themen Aufnahme in die Historischen Jahrbücher der Stadt Linz finden.<sup>224</sup> 1971 veröffentlichte hier beispielsweise Gerhard Botz eine erste Studie über den „Anschluss“ in Linz.<sup>225</sup> Das Beispiel eines Forschungsauftrages des Landes Oberösterreich aus dem Jahr 1955 zeigt, dass es zehn Jahre vor dem erwähnten Projekt des Stadtarchivs noch weniger um die Zeit des Nationalsozialismus als um den Beginn der Besatzungszeit und um die Wiedererrichtung des Landes Oberösterreich gegangen war. Die NS-Zeit selbst spielte in der Darstellung kaum eine Rolle.<sup>226</sup>

---

<sup>219</sup> Vgl. ebd. 42; Putz, Franz Jägerstätter: Reibebaum 99; Maislinger, Fall Jägerstätter 31f.

<sup>220</sup> Selektive Wahrnehmung der NS-Vergangenheit 122

<sup>221</sup> Vgl. Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer 155

<sup>222</sup> Vgl. Einleitung. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 12

<sup>223</sup> Vgl. Selektive Wahrnehmung der NS-Vergangenheit 121

<sup>224</sup> Vgl. Walter Schuster – Maria Jenner, Das Archiv der Stadt Linz und die Zeitgeschichte. In: *Scrinium*. Zeitschrift des Verbandes Österreichischer Archivarinnen und Archivare (VÖA) 65 (2011) 117-126, 118f.

<sup>225</sup> Gerhard Botz, Hitlers Aufenthalt in Linz im März 1938 und der „Anschluß“. In: *Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1970 (1971)* 185-214

<sup>226</sup> Der bis in die 2000er Jahre einzige Forschungsauftrag des Landes an das Landesarchiv hatte die Dokumentation der Ereignisse von April bis Dezember 1945 zum Ziel. Das Manuskript wurde jedoch erst 1991 publiziert. Vgl. Cornelia Sulzbacher – Gerhart Marckhgott,

Diese Beispiele stehen allgemein für die Entwicklung der Zeitgeschichte in Österreich, die erst Mitte der 1960er Jahre einen Aufschwung verzeichnen und sich nach und nach etablieren konnte. 1963 war auch in einer Art Wiederbelebung des antifaschistischen Geistes der unmittelbaren Nachkriegsjahre das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW) von Vertretern der drei Opferverbände gegründet worden. Diese Zusammenarbeit, ein Zeichen des innenpolitischen „Taufwitters“, wäre in den 1950ern politisch kaum möglich gewesen. Drei Jahre später erfolgte die Einrichtung des Instituts für Zeitgeschichte an der Universität Wien.<sup>227</sup> 1967 erschien auch die erste wissenschaftliche Arbeit, die sich mit den Konzentrationslagern auf dem Gebiet Österreichs auseinandersetzte.<sup>228</sup> Im Jahr darauf kam es schließlich durch die Gründung der Arbeitsgemeinschaft der KZ-Verbände und Widerstandskämpfer Österreichs zu einer institutionalisierten Zusammenarbeit der drei Opferverbände – der ÖVP-Kameradschaft, des Bundes sozialistischer Freiheitskämpfer und Opfer des Faschismus und des KPÖ-nahen KZ-Verbandes.<sup>229</sup>

1964 erfolgte die Gründung der parteienübergreifenden Österreichischen Lagergemeinschaft Mauthausen (ÖLG).<sup>230</sup> Diese Gründung, die auf Initiative des KZ-Verbands erfolgt war, stellte eine wichtige Voraussetzung dafür dar, dass wieder Politiker von ÖVP und SPÖ bei den Befreiungsfeiern in Mauthausen erschienen. Weiters wurde durch die Gründung der ÖLG Mauthausen in Österreich „nicht mehr ausschließlich als ‚kommunistischer Wallfahrtsort‘ wahrgenommen“.<sup>231</sup>

Bei den Feierlichkeiten im Mai 1965 traten schließlich erstmals wieder Vertreter der drei Gründungsparteien der Zweiten Republik gemeinsam auf, die Bundesregierung war mit zwei Ministern vertreten.<sup>232</sup>

Ein wichtiges Projekt der 1960er Jahre war die Schaffung eines Museums in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen. Trotz seiner Zugehörigkeit zur KPÖ wurde der bei der Wiener Polizei tätige ehemalige Mauthausen-Häftling Hans Maršálek auf Vorschlag der ÖLG zum Koordinator des Museumsprojekts und somit de facto zum Leiter der Gedenkstätte ernannt. Dieser baute in der Folge ein umfangreiches Archiv zur Geschichte des Konzentrationslagers auf. Im Mai 1970 konnte das Museum eröffnet werden, womit eine

Zeitgeschichte im Oö. Landesarchiv. In: *Scrinium. Zeitschrift des Verbandes Österreichischer Archivarinnen und Archivare (VÖA)* 65 (2011) 127-138, 128

<sup>227</sup> Vgl. Neugebauer, Dokumentationsarchiv 406

<sup>228</sup> Gisela Rabitsch, *Die Konzentrationslager in Österreich 1938-1945. Überblick und Geschehen* (Diss. Univ. Wien 1967)

<sup>229</sup> Perz, Mauthausen 221

<sup>230</sup> Vgl. Perz – Uhl, *Gedächtnis-Orte* 571

<sup>231</sup> Perz, Mauthausen 219

<sup>232</sup> Vgl. ebd. 221

letzte zentrale Forderung der Häftlingsverbände aus den 1940er Jahren erfüllt war.<sup>233</sup> Die dortige Ausstellung war lange Zeit – neben jener im DÖW in Wien – die einzige Dauerausstellung zur Geschichte des Nationalsozialismus in Österreich.<sup>234</sup>

Die Befreiungsfeier im Mai 1970 symbolisierte schließlich die „Rückholung“ des KZ Mauthausen in die Erinnerungskultur zumindest des offiziellen Österreich. Kardinal König las den Gedenkgottesdienst, für die Bundesregierung nahmen der Innenminister und Kanzler Kreisky teil, der auch die Gedenkrede hielt.<sup>235</sup>

Nach der Einrichtung des Museums erfuhr die KZ-Gedenkstätte bis zur Jahrtausendwende nur mehr wenige Veränderungen. Mauthausen wurde „vor dem Hintergrund sozialdemokratischer Bildungspolitik [...] bis Mitte der 1980er Jahre zum zentralen Ort der Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen in Österreich“. Teil dieser Strategie war nicht zuletzt die Übernahme der KZ-Gedenkstätte in die unmittelbare Verwaltung des Innenministeriums mit 1.1.1971. Zuvor war sie in der Verwaltung des Landes Oberösterreich gewesen.<sup>236</sup>

Mehrere Faktoren führten dazu, dass es in den 1960ern zur Einrichtung einer weiteren Gedenkstätte in Oberösterreich kam. Im Jahr 1964 sandte Simon Wiesenthal einen Brief an Justizminister Christian Broda, in dem er darauf hinwies, dass sich in Hartheim eine Stätte zur Ausbildung von Mördern befunden habe. Wiesenthal beschrieb in diesem Brief die Vorgänge in Schloss Hartheim während der NS-Euthanasie und betonte, dass das dortige Personal im Hinblick auf seine spätere Funktion während des Holocaust ausgebildet worden sei.<sup>237</sup> Diese Annahme einer „Mörderschule“ stützte sich auf die Tatsache, dass etwa ein Drittel der während der „Aktion T4“ in Hartheim beschäftigten Personen ab 1942 in den Vernichtungslagern der „Aktion Reinhardt“ tätig war. Dieser Brief, den Wiesenthal an verschiedene Medien gesandt haben dürfte, sowie die in dieser Zeit in der BRD laufenden Prozesse gegen Täter der NS-Euthanasie, wie z. B. gegen den in Frankfurt a. M. vor Gericht stehenden stellvertretenden Leiter der Tötungsanstalt Hartheim Dr. Georg Renno, führten erstmals seit Ende der 1940er Jahre wieder zu einer nennenswerten Präsenz des Themas Hartheim und NS-Euthanasie in den Medien. Journalisten und an den Gerichtsverfahren beteiligte Juristen besuchten den Ort, auch in Österreich wurde wieder ermittelt und in Wels

---

<sup>233</sup> Vgl. ebd. 223-228

<sup>234</sup> Vgl. ebd. 232

<sup>235</sup> Vgl. ebd.

<sup>236</sup> Vgl. ebd. 235

<sup>237</sup> Vgl. Reese – Kepplinger, Gedenken 523

ein Verfahren gegen den ehemaligen Gauinspektor Stefan Schachermayer eingeleitet. Dieses wurde jedoch vor der Anklageerhebung eingestellt.

Die neuerliche Medienpräsenz des Themas und die Proteste und Beschwerden ausländischer BesucherInnen über die Zustände im Schloss, die auch das Amt der Oö. Landesregierung erreichten<sup>238</sup>, dürften dazu beigetragen haben, dass der Oö. Landeswohltätigkeitsverein, in dessen Besitz das Schloss stand, die Einrichtung einer Gedenkstätte auf seine Agenda setzte. So beschäftigte sich beispielsweise die Jahreshauptversammlung 1964 mit dem Vorwurf, dass in Hartheim noch immer keine Gedenktafel angebracht worden sei. Der Obmann bekundete seine Absicht, mit „Verbänden von politisch Verfolgten“ Kontakt aufzunehmen, da der Verein derzeit keine Gelder habe, um „Räume bzw. Gedenkstätten einzurichten“. Zudem seien die Schwerstbehinderten der Vereinszweck.<sup>239</sup>

Der Landeswohltätigkeitsverein, der nicht, wie der Name vermuten ließe, eine Einrichtung des Landes Oberösterreich, sondern ein privater Verein war, konnte in den 1960er Jahren seine Absicht umsetzen, in Hartheim wieder mit der Betreuung von Menschen mit Behinderung zu beginnen. Zu diesem Zweck wurde 1965 der Bau einer neuen Betreuungseinrichtung neben dem Schloss begonnen.<sup>240</sup> 1967 wurde vom Internationalen Dachaukomitee und der KZ-Gemeinschaft Dachau eine Gedenktafel für die in Hartheim ermordeten Häftlinge des KZ Dachau eingeweiht.<sup>241</sup>

Bereits im Vorfeld der Einrichtung der Gedenkstätte wurde in Zeitungsartikeln vor dem Verdrängen und dem Verharmlosen der NS-Zeit gewarnt. So berichtete das Linzer Volksblatt am 29. März 1969 unter dem Titel „Das sollten wir nicht vergessen – In Hartheim war der Tod zu Hause“ über die dortigen Verbrechen sowie die Beobachtungen der lokalen Bevölkerung während der Morde in Hartheim. Der für den Artikel interviewte Bürgermeister der Gemeinde Alkoven betont im Text, dass die Bewohner von Hartheim bzw. Alkoven von den Verbrechen wussten. Der Artikel wendet sich gegen die Forderungen nach einem „Schlusstrich“ und verurteilt „Geschichtslügen“ über Hitler und den Nationalsozialismus. Der Verfasser des Artikels sah offenbar u. a. die Notwendigkeit, die LeserInnen dieser oberösterreichischen Zeitung darauf hinzuweisen, dass nicht nur im KZ Mauthausen Verbrechen begangen worden waren. „Den Menschen, die allzu schnell und allzu gern vergessen, und der Jugend, der man manches gar nicht mehr erzählt, möchten wir in Erinnerung rufen, daß in Oberösterreich nicht nur

---

<sup>238</sup> Vgl. ebd. 528

<sup>239</sup> Zehethofer, Chronik 26

<sup>240</sup> Vgl. ebd. 28

<sup>241</sup> Der Neue Mahnruf 5, 20. Jg. (1967) 6

das KZ Mauthausen, sondern auch das viel weniger bekannte Schloß Hartheim als ewiges Mahnmal an die Schrecken des ‚tausendjährigen Reiches‘ steht.“<sup>242</sup>

Zwei Jahre später richtete der Landeswohltätigkeitsverein mit finanzieller Hilfe von Landesregierung und Denkmalamt zwei Räume des Gedenkens im Erdgeschoß ein. Es waren dies der ehemalige „Aufnahmeraum“ und die Gaskammer. In diese wurden auch die Tafeln gebracht, die in den Jahren zuvor von Häftlingsverbänden und Angehörigen der Opfer im Schlosshof angebracht worden waren.

Die Einweihung der Gedenkräume erfolgte zusammen mit jener des neu errichteten Instituts Hartheim am 23. Mai 1969. Bischof Franz Zauner las im Schlosshof den Festgottesdienst, und Landeshauptmann Heinrich Gleißner legte einen Kranz nieder.<sup>243</sup> Auf zwei Gedenktafeln im Schloss wurde auf den für die Verantwortlichen des Landeswohltätigkeitsverbands so wichtigen engen Zusammenhang zwischen der Errichtung des Instituts und der Einrichtung der Gedenkstätte hingewiesen. Auf der Tafel im größeren der beiden Gedenkräume hieß es unter anderem: „Das Behinderteninstitut Hartheim für Geistig- und Mehrfachbehinderte ist die lebende Sühnstätte für alle Opfer im Schloß Hartheim.“<sup>244</sup>

Die beiden Gedenkräume waren zwar allen Personen und Gruppen geöffnet, die hier Erinnerungszeichen setzen wollten, da sich jedoch beinahe alle vorhandenen Gedenktafeln auf ermordete KZ-Häftlinge bezogen, waren die Opfer der „Aktion T4“ – Menschen mit Behinderung und psychisch kranke Menschen – jedoch kaum präsent. Ein weiteres gravierendes Problem des Gedenkens in Hartheim, das noch weitere 30 Jahre seiner Lösung harren sollte, war die Nutzung des Schlosses als Wohnhaus.<sup>245</sup>

## Die Wiederentdeckung des Widerstands

Nicht nur die Forschung zum Nationalsozialismus war in den 1970ern – und dies österreichweit – von einer „Wiederentdeckung“ des lange Zeit marginalisierten Widerstands geprägt.<sup>246</sup> Eine neue Generation von politisch links stehenden StudentInnen an den Universitäten suchte im Zuge ihrer

---

<sup>242</sup> Linzer Volksblatt 29.3.1969, 21

<sup>243</sup> Vgl. Zehethofer, Chronik 37f.

<sup>244</sup> Zit. nach: Kepplinger, Gedenkstätten 558

<sup>245</sup> Vgl. ebd. 558f.

<sup>246</sup> Andreas Schmoller, Der Widerstand im Salzkammergut zwischen Gedächtnis und Geschichte. Peter Kammerstätters Beitrag zu einem Archiv des regionalen Widerstands. In: unSICHTBAR 60-67, 62

politischen Sozialisation nach Vorbildern und Traditionen und fand oftmals dadurch zur Beschäftigung mit dem sozialistischen und kommunistischen Widerstand. In der Folge entstanden zahlreiche akademische Arbeiten, und Themen wie Arbeiterbewegung, Nationalsozialismus und Widerstand fassten an den Universitäten Fuß, nicht zuletzt in Linz.

Überregionale bzw. internationale Bedeutung auf diesem Gebiet erlangte die damals noch junge Linzer Universität vor allem durch den Professor für Zeitgeschichte und Leiter des Ludwig Boltzmann Instituts für die Geschichte der Arbeiterbewegung Karl R. Stadler, der 1968 an die erst zwei Jahre alte Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in Linz gekommen war. Er übernahm hier den neu gegründeten Lehrstuhl für Zeitgeschichte – es war erst der zweite in Österreich<sup>247</sup> – und gründete im selben Jahr das Ludwig Boltzmann Institut für die Geschichte der Arbeiterbewegung. Aus Stadlers „Schule“ gingen in der Folge zahlreiche namhafte WissenschaftlerInnen hervor, die ihrerseits wiederum die Auseinandersetzung mit Themen wie Arbeiterbewegung oder Nationalsozialismus und somit die Erinnerungskultur prägen sollten. Zu nennen wären hier beispielsweise Gerhard Botz, Helmut Konrad, Hans Hautmann, Josef Weidenholzer, Reinhard Kannonier, Brigitte Kepplinger und Stadlers Nachfolger Rudolf Ardel. In den Publikationsreihen des 1968 in Linz gegründeten Ludwig Boltzmann Instituts für die Geschichte der Arbeiterbewegung wurden „Klassiker“ der Geschichte der Arbeiterbewegung sowie der Zeitgeschichte veröffentlicht, die weit über Österreich hinaus Beachtung fanden. Bereits seit 1965 fanden in Linz die Konferenzen der ITH – der Internationalen Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung, heute: Internationale Tagung der HistorikerInnen der Arbeiter- und anderer sozialer Bewegungen – statt, die in engem Zusammenhang mit dem von Karl R. Stadler geleiteten Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte und dem Boltzmann Institut standen. Nicht zuletzt waren diese Konferenzen während des Kalten Krieges ein wichtiger Ort des Austauschs zwischen HistorikerInnen aus Ost und West.<sup>248</sup>

Im außeruniversitären Bereich kam es Anfang der 1970er Jahre in Oberösterreich zu einer weiteren Institutionalisierung der Zeitgeschichte. Harry Slapnicka, der zum Pionier der oberösterreichischen Zeitgeschichte werden sollte, kam im Jahr 1971 an das Oö. Landesarchiv und entfaltete hier im

---

<sup>247</sup> Vgl. Helmut Konrad, Von Linz aus. Die Formierung der österreichischen Zeitgeschichte. In: Politische Gewalt und Machtausübung im 20. Jahrhundert. Zeitgeschichte, Zeitgeschehen und Kontroversen. Festschrift für Gerhard Botz. Hg. v. Heinrich Berger (Wien 2011) 47-57, 47

<sup>248</sup> Vgl. <http://www.jku.at/ifz/content/e151693/> (aufgerufen am 4.11.2012). Leider gibt es zur Geschichte des Instituts, des LBI und der ITH bislang keine ausführlicheren Arbeiten. Die verfügbaren Darstellungen beschränken sich auf die Selbstdarstellung des Instituts auf der Homepage der JKU und den oben angeführten Artikel von Helmut Konrad.

Rahmen der neu geschaffenen Abteilung Zeitgeschichte und Dokumentation eine reiche Forschungs-, Sammel- und Publikationstätigkeit, die im Vergleich mit anderen Bundesländern ihresgleichen suchte. Slapnicka arbeitete hauptsächlich auf sich allein gestellt und auch unabhängig von der aufkommenden zeitgeschichtlichen Forschung an den Universitäten.<sup>249</sup>

Im Jahr 1975 erschien nicht zuletzt eine erste Dokumentation der Gedenkstätten für die Opfer des Faschismus in Österreich. Sie wurde von der Arbeitsgemeinschaft der KZ-Verbände und Widerstandskämpfer Österreichs, der alle drei Opferverbände angehörten, herausgegeben und umfasste auch ein Kapitel zu Mahnmalen, Straßenbenennungen und Gedenkstätten in Oberösterreich sowie Informationen zu Widerstand und Verfolgung in diesem Bundesland. Erwähnung fanden darin die unterschiedlichsten Gruppen von NS-Opfern, die Stätten des Terrors in „Oberdonau“ wie Mauthausen, Hartheim und Ebensee und Zeichen des Gedenkens an zivile Opfer des Krieges. Der Band widmete sich auch in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft wenig präsenten Themen wie den Todesmärschen von Juden, die quer durch Oberösterreich geführt und tausende Opfer gefordert hatten. Nicht ausgespart wurde der zu dieser Zeit noch sehr umstrittene Fall des Innviertler Wehrdienstverweigerers Franz Jägerstätter.<sup>250</sup> Im Kapitel zu Oberösterreich findet sich unter anderem ein Bericht über die Widerstandsbewegung im Salzkammergut und einem ihrer wichtigsten Organisatoren, Sepp Plieseis<sup>251</sup> – eine Gruppe, die vor allem aufgrund des politischen Klimas während des Kalten Krieges außerhalb kommunistischer Kreise kaum mehr (positiv) wahrgenommen wurde, geschweige denn eine Würdigung von offizieller Seite gefunden hätte. In den 1970ern änderte sich dies nun. Der Hintergrund waren – wie zum Teil bereits beschrieben – ein allgemein stärkeres Interesse an zeitgeschichtlichen Themen, eine Änderung des politischen Klimas und die Tätigkeit einer neuen Generation von ForscherInnen.

Ebenfalls noch in den 1970ern folgte mit Harry Slapnickas Veröffentlichung „Oberösterreich – als es ‚Oberdonau‘ hieß“<sup>252</sup> die erste – als Publikation des Landesarchivs auch de facto „offizielle“ – Gesamtdarstellung der Geschichte Oberösterreichs in den Jahren 1938 – 1945.

Die 1970er waren jedoch noch eine Zeit, in der eine öffentliche Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit oder gar ein kritischer Umgang mit dieser alles andere als gesellschaftlich erwünscht waren. So war es auch im Jahr 1973 noch möglich, dass eine Straße (einstimmig) nach dem

---

<sup>249</sup> Vgl. Sulzbacher – Marckhgott, *Zeitgeschichte* 127

<sup>250</sup> Vgl. Fein, *Steine* 218f.

<sup>251</sup> Vgl. ebd. 220-222

<sup>252</sup> Harry Slapnicka, *Oberösterreich – als es ‚Oberdonau‘ hieß (1938-1945)* (Beiträge zur *Zeitgeschichte Oberösterreichs* 5, Linz 1978)

letzten NS-Bürgermeister von Linz Franz Langoth benannt wurde.<sup>253</sup> Nachdem sich heftiger Protest dagegen geregt hatte und Beweise für seine Verstrickung in Todesurteile vorgelegt worden waren, benannte die Stadt die Langothstraße gegen Proteste der Bewohner 1986 wieder um.

Ein weiteres Beispiel sind die Forschungen von Florian Zehethofer, der Mitte der 1970er Jahre die erste wissenschaftliche Arbeit über die NS-Verbrechen in Schloss Hartheim verfasste. Zehethofer berichtete dem Verfasser von den negativen Reaktionen auf seine Bemühungen der Aufarbeitung. Er sei vor einer Mauer gestanden – niemand zeigte sich auskunftsbereit, beim Versuch, Einblick in Akten zu erhalten, sei er mit dem Verweis auf die Sperrfristen überall abgewiesen worden.<sup>254</sup> 1978 erschien aber zumindest eine gekürzte Fassung von Zehethofers Arbeit in den Oberösterreichischen Heimatblättern<sup>255</sup>, die vom Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich (heute Institut für Kunst und Volkskultur) herausgegeben wurden. Eine derart eingehende Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus und insbesondere einem Ort des NS-Terrors in Oberösterreich war ein Novum in diesem de facto landes-offiziellen Periodikum. Weitere Aufsätze zum Themenbereich Konzentrationslager, Verfolgung und Widerstand sind danach in den Heimatblättern nur vereinzelt, vermehrt erst ab Mitte der 1990er zu finden.<sup>256</sup> Diese späte Auseinandersetzung mit dem NS-Terror ist jedoch allgemein in den Veröffentlichungen der oberösterreichischen Regionalgeschichts- und Heimatforschung zu beobachten.<sup>257</sup>

Dass die Nicht-Thematisierung nicht automatisch bzw. nicht immer als die simple Absicht, die Geschichte der NS-Zeit aus der regionalen Geschichte auszublenden oder gar als Ausdruck eines sympathisierenden Blicks der

---

<sup>253</sup> Vgl. Selektive Wahrnehmung der NS-Vergangenheit 121. Zur Biografie Langoths siehe: Walter Schuster, *Deutschnational Nationalsozialistisch Entnazifiziert. Franz Langoth – eine NS-Laufbahn* (Linz 1999)

<sup>254</sup> Vgl. ein Gespräch des Verf. mit Dr. Florian Zehethofer vom 9.1.2007. Zehethofer stand für seine Arbeit aus dem Jahr 1975 weder Akten aus den Gerichtsverfahren nach 1945 noch die Unterlagen der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart (heute LNK Wagner-Jauregg in Linz) zur Verfügung. Er stellte im Rückblick ein fehlendes Interesse der Öffentlichkeit an diesem Thema fest und beschrieb die „Mauer des Schweigens“, die ihm oftmals bei seinen Recherchearbeiten gegenüberstand.

<sup>255</sup> Florian Zehethofer, *Das Euthanasieproblem im Dritten Reich am Beispiel Schloß Hartheim (1938-1945)*. In: *Oberösterreichische Heimatblätter* 32 (1978) 1/2, 46-62

<sup>256</sup> Vgl. hierzu <http://www.oogeschichte.at/OOE-Heimatblaetter.559.0.html>. 1983 erschien ein erster Aufsatz über das lange Jahre unerforschte „Arbeitserziehungslager“ Weyer in den „Heimatblättern“. Siegwald Ganglmair, *Das „Arbeitserziehungslager“ Weyer im Bezirk Braunau am Inn 1940-1941. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte Oberösterreichs*. In: *Oberösterreichische Heimatblätter* 37 (1983) 69-73. 1986 erschien schließlich ein Aufsatz über P. Konrad Just und seine KZ-Haft: Reinhard Dess – Bernhard Prokisch, *Ein Oberösterreicher in Dachau und Buchenwald. Der Bericht des Pfarrvikars von Gramastetten P. Konrad Just OCist. über seine Inhaftierung 1938 – 1945*. In: *Oberösterreichische Heimatblätter* 40 (1986) 1, 3-14

<sup>257</sup> Zu den Veröffentlichungen zum Thema Oberösterreich im Nationalsozialismus siehe allgemein: Elisabeth Gruber – Cornelia Sulzbacher, *Bibliografie Oberdonau (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 12, Linz 2008)*



jeweiligen AutorInnen auf den Nationalsozialismus, betrachtet werden kann, zeigt das „Heimatsbuch Ebensee“ von 1971. Dessen Autor Franz Loidl, Priester und Verfasser einer Broschüre über seine Eindrücke und seine seelsorgliche Tätigkeit im befreiten KZ Ebensee im Mai 1945, erwähnte das Lager im „Heimatsbuch“ auf nur einer halben Seite. Zeitgleich mit dem „Heimatsbuch“ erschien im Jahr 1971 aber auch die Neuauflage seiner Broschüre aus dem Jahr 1946. Die knappe Erwähnung des Lagers im „Heimatsbuch“ dürfte daher nicht auf das Desinteresse des DÖW-Vorstandsmitglieds Loidl am Thema oder einen Versuch, das KZ auszublenden, zurückzuführen sein, sondern auf eine spezielle Betrachtungsweise der Heimatgeschichte, die oftmals allgemein in den Jahrzehnten nach 1945 festzustellen war. Es handelt sich dabei um die bereits erwähnte „Externalisierung“ der Orte des NS-Terrors aus der Heimat, ihre Betrachtung als „unheimatliche“, nicht zur eigenen Geschichte gehörende Orte. Diese Orte und zumeist auch der Nationalsozialismus selbst wurden als etwas Fremdes, als etwas von außen über die Heimat Gekommenes gesehen.<sup>258</sup> Diese Betrachtungsweise wurde durch die Tatsache erleichtert, dass die Entscheidung zur Einrichtung der Konzentrationslager und Tötungszentren nicht auf lokaler Ebene getroffen worden war. Im Zuge dessen wurden aber auch gleich die Einbindung in die regionalen Zusammenhänge und die vielgestaltigen Verflechtungen der Stätten des Terrors mit den jeweiligen Orten und ihrer Bevölkerung ausgeblendet.

Die Ausblendung des Themas Nationalsozialismus war aber nicht nur in den Publikationen festzustellen, sondern ebenso in den regionalen Heimatmuseen. Zusammen mit einer Gedenkkultur, die vom Kriegergedenken dominiert wurde, war dies laut Bertrand Perz „[...] wenig dazu angetan, eine kritische Haltung zur (Zeit)Geschichte vor Ort zu vermitteln“<sup>259</sup>. Erst in den 1990er und verstärkt in den 2000er Jahren sollte sich hier eine Trendwende, auch was den Bereich der Heimatbücher und Ortschroniken betrifft, bemerkbar machen.

Dass die Erinnerung an die Verbrechen des Nationalsozialismus und deren Aufarbeitung nicht allein von allgemeinen gesellschaftlich-politischen Entwicklungen oder vom Zeitgeist abhängig sind, sondern oftmals vom Engagement Einzelner geprägt bzw. getragen wurden, zeigt sich anhand der Person Peter Kammerstätter. Der Linzer Laienhistoriker – er war selbst im KZ Buchenwald inhaftiert – beschäftigte sich bereits seit dem Ende der 1960er Jahre mit dem Thema Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich.

---

<sup>258</sup> Vgl. Marie Magdalena Rest, Das Zeitgeschichte Museum und der Gedenkstätten in Ebensee. In: Zeitgeschichte ausstellen in Österreich. Museen – Gedenkstätten – Ausstellungen. Hg. v. Dirk Rupnow – Heidemarie Uhl (Wien/Köln/Weimar 2011) 337-367, 344

<sup>259</sup> Bertrand Perz. In: Zeitgeschichte Museum Ebensee – Katalog zur Dauerausstellung (Ebensee 2005) 13

Ab 1967 sammelte er – auf sich allein gestellt und ohne institutionellen Hintergrund – Materialien und Dokumente und führte hunderte Interviews mit ZeitzeugInnen und WiderstandskämpferInnen.<sup>260</sup> 1971 erschien seine erste Materialsammlung zum Todesmarsch der ungarischen Juden.<sup>261</sup> Es folgte 1978 eine umfangreiche Arbeit zur lange Zeit kaum beachteten und wegen der politischen Ausrichtung ihrer Hauptvertreter marginalisierten Widerstandsbewegung im Salzkammergut.<sup>262</sup> Ein Jahr später schloss Kammerstätter seine Dokumentation der so genannten „Mühlviertler Hasenjagd“<sup>263</sup> ab – ebenfalls ein Thema, das in der oberösterreichischen Nachkriegsgesellschaft allzu gerne vergessen worden war. Peter Kammerstätter veröffentlichte bis zu seinem Tod 1993 noch weitere Arbeiten zur Arbeiterbewegung und zu Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich. Seine umfangreichste Materialsammlung war jene zu den Februarkämpfen 1934 in Oberösterreich, die er 1983 fertigstellte.<sup>264</sup>

Im Zuge seiner Forschungs- und Sammeltätigkeit ging er in der damaligen Geschichtsforschung höchst unkonventionelle Wege. Kammerstätter wanderte z. B. Orte, Plätze und Strecken ab, an denen sich die beforschten Ereignisse zugetragen hatten, er befragte ZeitzeugInnen und PassantInnen mit oder ohne Tonbandgerät und recherchierte in Pfarr- und Gendarmeriechroniken. Kammerstätters Arbeit fiel unter anderem auch deswegen auf fruchtbaren Boden, da sich gerade in den 1970ern – ausgehend vom anglo-amerikanischen Raum – ein Schwenk in der Geschichtsforschung hin zur „Geschichte von unten“, zur Alltagsgeschichte und zur „Oral History“, bemerkbar machte, der auch in Österreich von jungen WissenschaftlerInnen aufgegriffen wurde.<sup>265</sup>

Peter Kammerstätters Beitrag zur Entwicklung der Erinnerungskultur in Oberösterreich bestand jedoch nicht nur in seiner Forschungs- und Sammeltätigkeit, sondern mindestens ebenso in seiner Tätigkeit als Vermittler, die er

---

<sup>260</sup> Vgl. Grabner, Peter Kammerstätter 26f.

<sup>261</sup> Peter, Kammerstätter, Der Todesmarsch ungarischer Juden von Mauthausen nach Gunskirchen im April 1945: eine Materialsammlung nach 25 Jahren (Linz 1971)

<sup>262</sup> Peter Kammerstätter, Materialsammlung über die Widerstands- und Partisanenbewegung Willy – Fred, Freiheitsbewegung im oberen Salzkammergut – Ausseerland 1943-1945: ein Beitrag zur Erforschung dieser Bewegung I-II (Linz 1978)

<sup>263</sup> Peter, Kammerstätter, Der Ausbruch der russischen Offiziere und Kommissare aus dem Block 20 des Konzentrationslagers Mauthausen am 2.2.1945: die Mühlviertler Hasenjagd; Materialsammlung: Aussagen von Menschen, die an der Verfolgung beteiligt waren oder zusehen mußten, und solchen, die Hilfe gaben (Linz 1979)

<sup>264</sup> Peter, Kammerstätter, Der Aufstand des Republikanischen Schutzbundes am 12. Februar 1934 in Oberösterreich: eine Sammlung von Materialien, Dokumenten und Aussagen von Beteiligten I-III (Linz 1983)

<sup>265</sup> Siehe zur „Frühphase“ der „Oral History“ auch: Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte „geschichtsloser“ Sozialgruppen. Hg. v. Gerhard Botz (Wien/Köln 1984). Dieser Band enthält u. a. einen Beitrag von Peter Kammerstätter: Aus der Praxis der Mündlichen Geschichte (187-202).

ebenfalls bis zu seinem Tod im Jahr 1993 ausübte. So führte er unzählige Menschen durch die KZ-Gedenkstätte Mauthausen, hielt Vorträge an Schulen, Universitäten und an der Volkshochschule und begründete eine Tradition des zeitgeschichtlichen Wanderns zu Stätten von Widerstand und Verfolgung. Kammerstätter verfügte über gute Kontakte zu universitären ForscherInnen und prägte eine Vielzahl von antifaschistisch gesinnten und historisch interessierten Menschen.<sup>266</sup> Das politische und weltanschauliche Spektrum war dabei trotz Kammerstätters kommunistischer Prägung groß, und seine Tätigkeit erfasste sowohl das sozialdemokratische als auch das katholische Milieu.<sup>267</sup> Einen nachhaltigen Beitrag zur Erinnerungskultur in Oberösterreich leistete Peter Kammerstätter nicht zuletzt durch den Aufbau seiner Sammlung, die sich heute im Archiv der Stadt Linz befindet und noch immer eine wichtige Quelle für Forschungsarbeiten zu Widerstand und Verfolgung oder zur regionalen Arbeiterbewegung darstellt. 1996 wurde die Person Kammerstätter selbst in die Erinnerungskultur einbezogen – die Stadt Linz brachte eine Gedenktafel an seinem ehemaligem Wohnhaus an.<sup>268</sup>

Nicht nur der linke Widerstand gegen den Nationalsozialismus wurde in den 1970ern zunehmend (wieder) thematisiert, auch der Widerstand aus katholischen Kreisen, die Verfolgung von Priestern und die allgemeine Situation der oberösterreichischen Kirche unter dem NS-Regime konnten sich, zumindest im historischen und publizistischen Bereich, zunehmender Beachtung erfreuen.<sup>269</sup> Die katholische Kirche räumte nun den nach 1945 zumeist kaum gewürdigten, vom NS-Regime verfolgten bzw. in Konzentrationslagern inhaftierten Priestern einen neuen Stellenwert ein und holte zumindest zu einem Teil nach, was sie über lange Zeit verabsäumt hatte.

Die öffentliche Auseinandersetzung mit Franz Jägerstätter erlebte wie erwähnt im Gefolge der Ausstrahlung von Axel Cortis Film einen besonderen Aufschwung. 1978 titelte schließlich die „Linzer Kirchenzeitung“: „Laßt Franz Jägerstätter nicht in Vergessenheit geraten!“ Diese Forderung wurde

---

<sup>266</sup> Vgl. Grabner, Peter Kammerstätter 29f.

<sup>267</sup> Siehe hierzu auch die Erinnerungen von Günther Grabner, Hubert Hummer, Erna Putz und Wolfgang Quatember in: Grabner, Peter Kammerstätter 33-43

<sup>268</sup> Vgl. Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 180

<sup>269</sup> Zu nennen wären hier stellvertretend für eine ganze Reihe von Publikationen: Paulus Nimmervoll, Die Schicksale des Zisterzienserstiftes Wilhering während der Zeit des Nationalsozialismus (1938-1945) (Dipl.arbeit Phil.-Theol. Hochschule Linz 1970); Johann Mittendorfer, Priester von Oberösterreich während des Nationalsozialismus von 1938 bis 1945 in Gefängnissen und Konzentrationslagern (Dipl.arbeit Phil.-Theol. Hochschule Linz 1976); Veröffentlicht als: Johann Mittendorfer, Oberösterreichische Priester in Gefängnissen und Konzentrationslagern zur Zeit des Nationalsozialismus (1938-1945). Teil 1. In: Jahresbericht des Bischöflichen Gymnasiums Kollegium Petrinum in Urfahr-Linz 72 (1976) 77-102; Teil 2. In: Jahresbericht des Bischöflichen Gymnasiums Kollegium Petrinum in Urfahr-Linz 73 (1977) 39-104; Rudolf Zinnhobler, Sie starben für ihre Überzeugung. Priester aus Oberösterreich als Opfer des Nationalsozialismus (Jb. d. Diözese Linz 1980, Linz 1979) 71-79; Rudolf Zinnhobler, Das Bistum Linz im Dritten Reich (Linzer phil.-theol. R. 11, Linz 1979)

im Vorfeld des bevorstehenden Jubiläums der 200-jährigen Zugehörigkeit des Innviertels zu Oberösterreich (1979) gestellt. Man wollte damit anregen, sich im Zuge des Jubiläums auch des Erinnerns an den Innviertler Jägerstätter anzunehmen.<sup>270</sup> Jägerstätters ehemaliger Pfarrer Josef Karobath bemühte sich besonders darum: „Noch wäre es zu früh, Franz Jägerstätters Seligsprechung anzustreben. Aber laßt ihn besonders in Oberösterreich nicht in Vergessenheit geraten!“<sup>271</sup> Ende der 1970er kam schließlich die spätere Biografin Jägerstätters, Erna Putz, in Kontakt mit Franziska Jägerstätter und entfaltete in der Folge eine intensive Tätigkeit für das Gedenken an Franz Jägerstätter. Ihren Auftakt bildete dabei ein Artikel über Jägerstätter im gemeinsamen Teil der Kirchenzeitungen von Linz, Salzburg, Gurk-Klagenfurt und Feldkirch, der zu sehr lebhaften Leserbriefdiskussionen führte.<sup>272</sup>

## Der Bruch – Basisinitiativen, Waldheim und Bedenkjahr

Die Zeitgeschichtsforschung wurde in Österreich bis in die 1980er Jahre von Arbeiten und Publikationen zur Zwischenkriegszeit dominiert. Erst dann sollte es zu einem Wandel der Forschungsschwerpunkte hin zu Themen, die die NS-Zeit betreffen, kommen. In Oberösterreich und Linz verzeichneten zeitgeschichtliche Themen – und auch solche zur Zeit von 1938 bis 1945 – ab Ende der 1970er Jahre einen Aufschwung. Die diesbezügliche Situation in der Landeshauptstadt Linz unterschied sich nicht sonderlich von derjenigen Gesamtösterreichs, wobei in Linz bereits frühe Ansätze von regionaler Forschungstätigkeit auszumachen waren.<sup>273</sup> Initiativen im Bereich der Aufarbeitung kamen in Linz während der 1970er und 1980er Jahre nicht zuletzt vom Schriftsteller und KPÖ-Gemeinderat Franz Kain, der während des „Ständestaates“ und der NS-Zeit selbst im Widerstand und in Haft gewesen war. Kain, das „antifaschistische Gewissen der Stadt“<sup>274</sup>, spielte auch eine wichtige Rolle in der Kampagne für die Umbenennung der Langothstraße. 1986 wurde schließlich die nach dem NS-Bürgermeister von Linz, Franz

---

<sup>270</sup> Vgl. Putz, Frage nach dem Krieg 33

<sup>271</sup> Zit. nach: ebd. 33

<sup>272</sup> Vgl. ebd. 33f.

<sup>273</sup> Vgl. Schuster – Jenner, Das Archiv 119. Zu nennen wäre hier z. B. die Arbeit von Helmut Fiereeder, Die Reichswerke „Hermann Göring“ in Österreich 1938 – 1945. Zur Gründungsgeschichte der Vereinigten Österreichischen Eisen- und Stahlwerke (VÖEST) (Diss. Univ. Salzburg 1979)

<sup>274</sup> Ganglmair, Widerstand 1461. Nach dem 1997 verstorbenen Franz Kain wurde 1999 durch die Stadt Linz ein Weg benannt. Vgl. <http://www.linz.at/strassennamen/default.asp?action=strassendetail&ID=3420> (aufgerufen am 17.8.2012)

Langoth, benannte Straße in Kaisergasse umbenannt.<sup>275</sup> Die Anrainer hatten sich dabei gegen eine Umbenennung gewehrt. Als Alternative zu Langoth war vom Bund sozialistischer Freiheitskämpfer und Opfer des Faschismus, Landesleitung Oberösterreich, Franz Jägerstätter ins Spiel gebracht worden. Da viele BewohnerInnen der Straße wegen der Neubenennung ohne Befragung aufgebracht waren und man außerdem befürchtete, dass es bei einer Namensgebung nach Jägerstätter noch mehr Proteste geben würde, wählte man schließlich den alten Namen Kaisergasse. Zwei Jahre später, 1988, erhielt eine Straße in Linz-Katzbach Jägerstätters Namen, was von der Linzer ÖVP abgelehnt wurde.<sup>276</sup> In „Jägerstätters Bezirkshauptstadt“ war hingegen eine Straßenbenennung noch im Jahr 1994 nicht möglich. Eine massive Kampagne der Braunauer FPÖ gegen den geplanten Jägerstätter-Brunnen und die gleichnamige Straße bewirkte einen Meinungsumschwung in der dominierenden SPÖ.<sup>277</sup>

Einen wichtigen Impuls für die (neuerliche) Beschäftigung mit dem Thema Nationalsozialismus in Oberösterreich sowie dessen Opfern stellte in den 1980er Jahren die Publikation des Bandes „Widerstand in Oberösterreich 1934-1945“<sup>278</sup> durch das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes dar, dessen Erarbeitung bereits im Vorfeld eine intensivere Erforschung der Zeit 1934 bis 1945 nötig gemacht hatte sowie verschiedene bereits laufende und auch abgeschlossene Forschungsarbeiten zusammenführte. In dieser 1982 erschienenen Dokumentation, an deren Erstellung unter anderem Gerhard Botz, Helmut Konrad, Josef Weidenholzer, Hans Hautmann, Peter Kammerstätter, Harry Slapnicka und Rudolf Zinnhobler mitgearbeitet hatten, kamen verschiedene, von den Nationalsozialisten verfolgte Gruppen wie die Zeugen Jehovas oder die so genannten „Zigeuner“ zur Sprache, die bis dahin – und darüber hinaus – weder in der Forschung noch der Öffentlichkeit Beachtung gefunden hatten.

Das steigende Forschungsinteresse und die verstärkte Publikationstätigkeit in dieser Zeit korrespondierten jedoch nicht unbedingt mit einem wachsenden politischen Willen zur historischen Aufarbeitung der NS-Zeit. Sie waren auch nicht die Folge eines politischen Bekenntnisses durch die Entscheidungsträger. In Linz sollte es erst nach dem Amtsantritt eines Vertreters einer neuen, jungen Politikergeneration als Bürgermeister dazu kommen. Franz Dobusch benannte schon in seiner Antrittsrede im Jänner 1988 die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus als einen besonderen

---

<sup>275</sup> Vgl. <http://www.linz.at/archiv/langoth/index.html> (aufgerufen am 2.7.2012)

<sup>276</sup> Vgl. Putz, Franz Jägerstätter: Reibebaum 116f.

<sup>277</sup> Vgl. ebd. 117f.

<sup>278</sup> Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich 1934-1945. Hg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Wien/München/Linz 1982)

Schwerpunkt seiner Amtstätigkeit. Der neue Bürgermeister sah die Stadt Linz in der Verantwortung, sich als ehemalige „Heimatstadt des Führers“, als bürokratisches Zentrum der NS-Herrschaft in Oberdonau und als Schwerpunkt der in der NS-Zeit aufgebauten Industrie ihrer Vergangenheit zu stellen.<sup>279</sup>

Derartige politische Bekenntnisse und Willensbekundungen zur Aufarbeitung blieben in den 1980ern jedoch noch die Ausnahme. Die 1980er – das Jahrzehnt in dem Heidemarie Uhl „die Bruchlinie im österreichischen bzw. europäischen Umgang mit der NS-Vergangenheit“<sup>280</sup> verortet, waren eine Zeit, in der sich zahlreiche lokale Initiativen und Gruppen gründeten, um die ihrer Meinung nach mangelhafte oder nicht vorhandene Erinnerung an die Verbrechen und die Opfer der NS-Zeit vor Ort in die Hand zu nehmen. Oftmals mussten dabei große Widerstände in langwierigen Prozessen überwunden werden.<sup>281</sup>

Dieses aus der Zivilgesellschaft kommende Engagement war dabei keinesfalls ein oberösterreichisches Spezifikum, sondern lässt sich ebenso in anderen Bundesländern feststellen.<sup>282</sup> Uhl spricht in diesem Zusammenhang von der Herausbildung einer „neuen Erinnerungskultur“<sup>283</sup>. Im Zuge der Bemühungen entstanden auch häufig erste Arbeiten und Dokumentationen über die lokalen Geschehnisse der Jahre 1938-1945. Hintergrund war eine sich in den 1980er Jahren verbreitende „Geschichte von unten“-Bewegung, zumeist getragen durch Initiativen und Gruppen aus dem antifaschistischen, alternativen und linken Spektrum, die sich auf „die Suche nach historischen Bezugspunkten für ihr eigenes Lebensgefühl [machten] und begannen, die Geschichte emanzipatorischer, widerständiger Bewegungen vor Ort zu erkunden“<sup>284</sup>. „Neue soziale Bewegungen“, Bürgerinitiativen und Basisgruppen entstanden in dieser Zeit in den verschiedensten Bereichen der Gesellschaft, und es herrschte in gewisser Weise eine Aufbruchsstimmung. Dieser Prozess war seit den 1970er Jahren in den meisten westeuropäischen Ländern zu beobachten gewesen. Vor allem junge Menschen standen dem bisherigen politischen System und den traditionellen Parteien kritisch gegenüber und versuchten, in jenen Bereichen, in denen sie ein Versagen der Politik zu

---

<sup>279</sup> Vgl. Schuster – Jenner, Das Archiv 120

<sup>280</sup> Uhl, Niederösterreich 10. Siehe auch Rathkolb, Republik 366f.

<sup>281</sup> Vgl. Uhl, Niederösterreich 10f.

<sup>282</sup> Vgl. ebd. 10f.

<sup>283</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 546

<sup>284</sup> Heidemarie Uhl, zit. nach: Rest, Gedenkstätten 347

erkennen glaubten, die Initiative zu ergreifen und ihre politischen Alternativen umzusetzen.<sup>285</sup>

Die Beschäftigung mit den lokalen historischen Ereignissen war meist auch mit der Thematisierung von aktuellen politischen Entwicklungen, wie z. B. erstarkenden rechtsradikalen oder rechtspopulistischen Bewegungen verbunden.<sup>286</sup> So gründete sich beispielsweise im Bezirk Vöcklabruck anlässlich der Präsidentschaftskandidatur des Vorsitzenden der Nationaldemokratischen Partei (NDP), Norbert Burger, im Jahr 1980 ein Antifaschistisches Komitee, dessen Mitglieder in der Folge auch auf dem Gebiet des Erinnerns und Gedenkens wichtige Zeichen setzen sollten. Anlässlich des 40-jährigen Jubiläums der Befreiung des KZ Mauthausen und seiner Außenlager konnte 1985 vor allem aufgrund der jahrzehntelangen Bemühungen des ehemaligen französischen Häftlings Paul le Caër eine Gedenkstätte für das Außenlager Schlier (Redl-Zipf) enthüllt werden. Parallel dazu wurde eine Ausstellung zu Widerstand und Verfolgung im Bezirk Vöcklabruck 1934-1945 gezeigt, im Anschluss erschien eine Dokumentation der entsprechenden Ereignisse im Bezirk Vöcklabruck.<sup>287</sup>

Ein anderes Beispiel, die „Mühlviertler Kultur- und Umweltinitiative“ (MÜK), setzte sich bereits bei ihrer Gründung im November 1987 zum Ziel, die Ereignisse während der NS-Zeit im Bezirk Freistadt zu erforschen.<sup>288</sup> Aus diesem Vorhaben entstand eine umfassende Dokumentation der Geschichte dieses Bezirks im Nationalsozialismus, die in Buchform veröffentlicht wurde.

In Wels standen vor allem die so genannten „braunen Flecken“ im Mittelpunkt der Kritik von Seiten antifaschistisch gesinnter Menschen. 1984 formierte sich eine „Aktionsgemeinschaft“ gegen den Landesparteitag der rechtsextremen NDP und blockierte diesen, außerdem demonstrierte die „Aktionsgemeinschaft“ gegen das jährliche Treffen der „Glasenbacher“. 1987 erreichte die nunmehr Initiative Welsener gegen Faschismus genannte Gruppe die Einstellung des Treffens der Wohlfahrtsvereinigung der Glasen-

---

<sup>285</sup> Siehe hierzu beispielsweise: Herbert Gottweis, Neue soziale Bewegungen in Österreich. In: Handbuch des politischen Systems Österreichs. Die Zweite Republik. Hg. v. Herbert Dachs u. a. (Wien 1991) 342-358

<sup>286</sup> Siehe beispielsweise: Faschismus und Neofaschismus im Innviertel – Beiträge zum Bedenkjahr 1988. Hg. v. Innviertler Autorenkollektiv (o. O., o. J.)

<sup>287</sup> Vgl. Günther Grabner, Mauthausen-Komitee Vöcklabruck. 25 Jahre Entwicklung 1985-2010 (o. O. 2010) 4; Christian Hawle, Widerstand und Verfolgung im Bezirk Vöcklabruck 1934-1945. Eine Dokumentation (Vöcklabruck 1985). Nach zwei weiteren Auflagen wurde 1995 eine überarbeitete Fassung als Buch veröffentlicht: Christian Hawle – Gerhard Kriebbaum – Margret Lehner, Täter und Opfer. Nationalsozialistische Gewalt und Widerstand im Bezirk Vöcklabruck 1938 – 1945. Eine Dokumentation. Hg. v. Mauthausen-Aktiv Vöcklabruck (Wien/Linz/Weitra 1995)

<sup>288</sup> Vgl. Franz Steinmaßl, Das Hakenkreuz im Hügelland. Nationalsozialismus, Widerstand und Verfolgung im Bezirk Freistadt 1938-1945 (Grünbach 1988) 5

bacher in Wels, ein Jahr später veranstaltete sie zum 50. Jahrestag der „Reichspogromnacht“ einen Fackelzug im Gedenken an die Opfer. Bürgermeister Karl Bregartner, dem ein Naheverhältnis zu Personen aus rechtsextremen Kreisen nachgesagt wurde, erhielt einen Forderungskatalog, der die Beseitigung der „braunen Flecken“ – beispielsweise die Umbenennung der Kernstockstraße, der Moritz-Etzold-Halle und die Entfernung der K IV-Tafel – sowie die Errichtung eines Mahnmals für die Welser Juden beinhaltete.<sup>289</sup>

Die Aufarbeitung der NS-Verbrechen an behinderten und psychisch kranken Menschen entsprang ebenfalls zumeist der Kritik an aktuellen Missständen, wie z. B. den Verhältnissen in Betreuungseinrichtungen und psychiatrischen Kliniken. Die Opfer der NS-Euthanasie stellten lange Zeit eine Gruppe dar, auf die das Zitat Jean Baudrillards besonders zuzutreffen schien: „Das Vergessen der Auslöschung ist Teil der Auslöschung selbst.“<sup>290</sup> Vor allem die Psychiatriereformbewegung führte in der BRD der 1970er Jahre zu einer intensiven Beschäftigung mit der NS-Euthanasie, die in den 1980ern auch in Österreich ankommen sollte.<sup>291</sup> In der Folge gründeten sich Initiativen, die die Verbrechen sowohl erforschen, als auch dieser lange Zeit verdrängten und vergessenen Opfer gedenken wollten.

Als erste Einrichtung in Oberösterreich beschäftigte sich das Diakoniewerk Gallneukirchen im Jahr 1981 zum 40. Jahrestag der Transporte nach Hartheim mit den Ereignissen während der NS-Zeit.<sup>292</sup> Ebenfalls in den 1980ern wurden die Morde in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart während der NS-Zeit zumindest in ihren Grundzügen erforscht und die Ergebnisse publiziert. Die Akteure der Aufarbeitung waren dabei Ärzte aus der Landesnervenklinik Wagner-Jauregg.<sup>293</sup>

Im Zuge der Kritik an den gravierenden Missständen in der Betreuungseinrichtung Institut Hartheim griffen junge Menschen, die unter anderem in

---

<sup>289</sup> Vgl. Eiter, Konflikt

<sup>290</sup> Zit. nach: Reinhold Gärtner, *Erinnern und Erinnerungskultur*. In: *Politik im Vierteljahr*. Personen, Strukturen und Inhalte in Oberösterreich. Hg. v. David M. Wineroither (Wien 2010) 167-184, 183

<sup>291</sup> Vgl. Schwanninger, Aufgabe 95-107; Zum gesellschaftlichen Umgang mit der NS-Euthanasie, zur juristischen Verfolgung der Täter und zur Entwicklung des Gedenkens an die Opfer in der BRD siehe die Beiträge des Bandes: *NS-„Euthanasie“ und Erinnerung. Vergangenheitsaufarbeitung – Gedenkformen – Betroffenenperspektiven*. Hg. v. Stefanie Westermann – Richard Kühl – Tim Ohnhäuser (Medizin und Nationalsozialismus 3, Berlin 2011)

<sup>292</sup> *Gnadentod 1941. Eine Denkschrift*. Hg. v. Evangelischen Diakoniewerk Gallneukirchen (Gallneukirchen 1981)

<sup>293</sup> H. Rittmannsberger – M. Scholta, *Psychiatrie im Nationalsozialismus: Oberösterreich 1938 – 1945*. In: *200 Jahre Psychiatrisches Krankenhaus in Oberösterreich. Vom Pestlazarett zum Wagner-Jauregg-Krankenhaus* (Linz 1988); Hans Rittmannsberger, *Die Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart. Fakten und Hypothesen zur Rolle der Psychiatrie im Nationalsozialismus*. In: *Behinderte 1939-1989 – töten, ausgrenzen, integrieren? In Erinnerung der Opfer der Vernichtung „lebensunwerten Lebens“*. Hg. v. Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich (Schriftenreihe des OÖ. Volksbildungswerkes 30, Linz 1990), 29-38



der Behindertenbewegung aktiv waren, die NS-Verbrechen im Schloss Hartheim wieder auf und machten sie zum Gegenstand von Publikationen und Dokumentationen. Die Ereignisse in Schloss Hartheim wurden durch die Ausstrahlung von Radio- und Fernsehdokumentationen auch (wieder) einem breiteren Publikum bekannt.<sup>294</sup> Nicht zuletzt erfuhr das Thema Hartheim und die NS-Euthanasie in den 1980ern durch Franz Riegers Roman „Schattenschweigen“ eine literarische Bearbeitung.<sup>295</sup> Im Jahr 1989 beschäftigte sich schließlich auch eine von der Landespolitik unterstützte Tagung der Arbeitsgemeinschaft öö. Behinderteneinrichtungen und des Öö. Volksbildungswerkes mit der Ermordung behinderter und psychisch kranker Menschen während der NS-Herrschaft.<sup>296</sup> Die durch Reformbewegungen im Bereich der Psychiatrie und Behindertenbetreuung ausgelöste intensive Beschäftigung mit der NS-Euthanasie führte in den 1980er Jahren auch in anderen Bundesländern zu Initiativen im Bereich von Forschung und Gedenken.<sup>297</sup>

Dem Versuch einer Gruppe von Künstlern und Menschen mit Behinderung, Mitte der 1980er Jahre in Hartheim ein Denkmal zu errichten, war jedoch „wegen strikter Ablehnung der dortigen Bevölkerung, Behörden und Institute“<sup>298</sup> kein Erfolg beschieden. Noch versuchte man vor Ort „der Kontamination durch den Nationalsozialismus die Strategie ‚Amnestie durch Amnesie‘ entgegenzusetzen“. Proteste der BesucherInnen gegen die Zustände im Schloss führten auch von Seiten der Gemeinde zu keinerlei Aktivität. Kamen sie ins Schloss, um ihrer Angehörigen zu gedenken, so „wurden sie mit dem Alltagsleben der Bewohner konfrontiert: spielende Kinder, Bettzeug, das zum Lüften über die Brüstung des Arkadenhofes gehängt wurde, Essensgeruch, der den Hof durchzog“<sup>299</sup>. Die 1969 eingerichteten Gedenkräume wirkten vor diesem Hintergrund wie Fremdkörper.<sup>300</sup> Die Feierlichkeiten und der große Besucherandrang, der in Hartheim rund um die große Befreiungsfeier in Mauthausen Anfang Mai zu verzeichnen war, blieben „ein punktuelles Ereignis im Jahreslauf, das den Ort in jeder Hinsicht unberührt

---

<sup>294</sup> Johannes Neuhauser – Egon Humer – Andreas Gruber, T4 – Hartheim 1 – Sterben und Leben im Schloß, Dokumentarfilm, ÖFF/ORF 1988

<sup>295</sup> Franz Rieger, Schattenschweigen oder Hartheim (Graz/Wien/Köln 1984)

<sup>296</sup> Die Referate wurden in einem Tagungsband veröffentlicht: Behinderte 1939-1989 – töten, ausgrenzen, integrieren? In Erinnerung der Opfer der Vernichtung „lebensunwerten Lebens“. Hg. v. Landesinstitut für Volksbildung und Heimatpflege in Oberösterreich (Schriftenreihe des Öö. Volksbildungswerkes 30, Linz 1990)

<sup>297</sup> Als Beispiel sei hier nur das Bundesland Salzburg genannt, wo es nach langjährigen und für diesen Bereich exemplarischen Diskussionen und Auseinandersetzungen im Jahr 1991 zur Errichtung eines Mahnmals für die Opfer der NS-Euthanasie kommen sollte. Vgl. Kerschbaumer, Gedenken 27f.

<sup>298</sup> Handikap. zeitschrift für den körperbehinderten 14 (1985) 2 (Sondernummer) 3, zit. nach: Kepplinger, Gedenkstätten 560

<sup>299</sup> Kepplinger, Gedenkstätten 560

<sup>300</sup> Vgl. ebd. 560

ließ<sup>301</sup>. Eine wirkliche Änderung der Verhältnisse in Hartheim sollte sich erst in den 1990ern ergeben.

Zur geschilderten Beschäftigung mit historischen Themen durch alternative und Reformbewegungen, die in den 1970ern und 1980ern entstanden waren, kam 1986 die Debatte um die Rolle des Präsidentschaftskandidaten Kurt Waldheim während der NS-Zeit hinzu. Bereits im Jahr zuvor hatte der Handschlag des Verteidigungsministers Friedhelm Frischenschlager, mit dem er den aus italienischer Haft entlassenen bzw. begnadigten Kriegsverbrecher Walter Reder an der Grenze empfangen hatte, für öffentliche Diskussionen gesorgt.<sup>302</sup> Die Auseinandersetzungen rund um die Wahl Kurt Waldheims zum Bundespräsidenten wirkten sich mobilisierend auf die kritische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit aus. Helene Maimann ist sicherlich zuzustimmen, wenn sie meint, dass die Waldheim-Debatte „den Stöpsel aus der Flasche zog, in der sich der Geist der österreichischen Vergangenheit befand“<sup>303</sup>. Die alleinige Ursache für den in den 1980ern im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu beobachtenden Paradigmenwechsel war die Waldheim-Debatte jedoch mit Sicherheit nicht. Die heute weit verbreitete Annahme, dass erst im Zuge bzw. Gefolge der so genannten Waldheim-Affäre die Aufarbeitung der NS-Verbrechen und der Beteiligung von Österreichern an diesen begonnen worden wäre<sup>304</sup>, muss hinterfragt werden. Die Debatte rund um Waldheim machte zwar die Zeit des Nationalsozialismus wieder zu einem heftig diskutierten Thema in der österreichischen Öffentlichkeit, aber den Beginn der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus erst auf die 1980er Jahre festzusetzen, hieße, die vielen vorangegangenen Bemühungen und Initiativen – nicht zuletzt im wissenschaftlichen Bereich – zu negieren.

Zwei Jahre nach der Wahl Waldheims wurde der 50. Jahrestag des „Anschlusses“ Österreichs an Nazi-Deutschland als „Bedenkjahr“ begangen. Dieses Jahr brachte in ganz Österreich eine Vielzahl von Aktivitäten und Initiativen auf dem Gebiet der Aufarbeitung und des Gedenkens mit sich, die oftmals eine nachhaltige Wirkung zeigen sollten. Zusammen mit dem Amtsantritt des neuen Bürgermeisters Dobusch kam es beispielsweise in der Stadt Linz ab dem Jahr 1988 zu einer starken Zunahme bei der Errichtung von Mahnmalen, Gedenksteinen, -installationen und -tafeln. So brachte die Stadt Linz am Nachfolgebau des Polizeigefangenenhauses in der Mozartstraße<sup>305</sup>,

---

<sup>301</sup> Ebd. 562

<sup>302</sup> Vgl. Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 557

<sup>303</sup> Zit. nach: ebd. 557

<sup>304</sup> Vgl. Holzer, Nachbarn 56

<sup>305</sup> Vgl. Ganglmair, Widerstand 1464. Die Anbringung war bereits im September 1987 erfolgt.

dem ehemaligen Sitz der Gestapo in der Langgasse<sup>306</sup> und am Landesgericht<sup>307</sup> Gedenktafeln für die dort inhaftierten NS-Opfer und WiderstandskämpferInnen an. Ebenfalls 1988 wurde das bereits in den 1950ern geplante, aber aus politischen Gründen nicht realisierte Denkmal für die NS-Opfer auf dem Bernaschekplatz in Linz-Urfahr errichtet.<sup>308</sup> Das Land Oberösterreich beteiligte sich an den Kosten.<sup>309</sup> Nicht zuletzt spielte die Arbeitsgemeinschaft der Opferverbände eine wichtige Rolle bei der Errichtung des Denkmals.

Die Zahlen unterstreichen – zumindest für die Stadt Linz – diese Trendwende: Wurde zwischen 1946 und 1987 nur eine Straße nach einem Opfer des Nationalsozialismus benannt, so sollten es ab dem Jahr 1988 sieben neue Verkehrsflächen sein, die die Namen von Opfern des Nationalsozialismus oder von WiderstandskämpferInnen erhielten.<sup>310</sup> Zwischen 1945 und 1985 wurden in Linz fünf Denkmäler oder Gedenktafeln für NS-Opfer errichtet. Dem standen zwanzig für im Krieg gefallene Wehrmachtssoldaten gegenüber. Ab Mitte der 1980er konnte Linz jedoch 14 neue Denkmäler und Gedenktafeln für NS-Opfer und WiderstandskämpferInnen verzeichnen.<sup>311</sup> Von 1988 bis 2005 wurden in Linz insgesamt fast 40 öffentliche Zeichen des Erinnerns in Form von Gedenktafeln, Straßenbenennungen oder Verleihungen von städtischen Auszeichnungen gesetzt.<sup>312</sup>

Nicht nur im oberösterreichischen Zentralraum brachte das Jahr 1988 eine Vielzahl an Aktivitäten mit sich. Auch in den Bezirken, beispielsweise an den Orten der früheren Außenlager, wurden Initiativen gesetzt. Im Bezirk Vöcklabruck gründete sich eine Arbeitsgruppe mit dem Ziel, Gedenk- und Erinnerungsarbeit für die Opfer des Nationalsozialismus sowie Informationsarbeit zu leisten und Veranstaltungen zu organisieren. Eine Dokumentation über den Widerstand von Seiten der Eisenbahner<sup>313</sup> sowie die Errichtung eines Gedenksteins am Ort des Außenlagers Vöcklabruck-Wagrain folgten im selben Jahr.<sup>314</sup>

---

<sup>306</sup> Vgl. Denkmal-Datenbank der Stadt Linz, <http://www.linz.at/archiv/denkmal/Default.asp?action=denkmaldetail&id=547> (aufgerufen am 29.6.2012)

<sup>307</sup> Vgl. Denkmal-Datenbank der Stadt Linz, <http://www.linz.at/archiv/denkmal/Default.asp?action=denkmaldetail&id=546> (aufgerufen am 29.6.2012)

<sup>308</sup> Vgl. Denkmal-Datenbank der Stadt Linz, <http://www.linz.at/archiv/denkmal/Default.asp?action=denkmaldetail&id=1273> (aufgerufen am 29.6.2012)

<sup>309</sup> Ganglmair, Widerstand 1465

<sup>310</sup> Vgl. Straßenbenennungen nach NS-Opfern und WiderstandskämpferInnen. In: <http://www.linz.at/geschichte/de/42236.asp> (aufgerufen am 4.11.2012)

<sup>311</sup> Vgl. Einleitung. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 12

<sup>312</sup> Vgl. Verstärkte Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit 1986-2005. In: Nationalsozialismus – Auseinandersetzung in Linz 147-152, 151

<sup>313</sup> Erich Tremml – Christian Hawle, Rund um die Eisenbahn – der Widerstand in Attnang-Puchheim 1934-45 – eine Dokumentation (Vöcklabruck 1988)

<sup>314</sup> Vgl. Grabner, Mauthausen-Komitee Vöcklabruck 5

Auch in den Medien wurde anlässlich des „Bedenkjahres 1988“ wieder verstärkt über die NS-Zeit und ihre Opfer berichtet. Beispielsweise widmete sich die Ausgabe der Kirchenzeitung der Diözese Linz vom 10. März 1988 den Opfern der Verfolgung durch das NS-Regime und dem Widerstand. Wie in den Kirchenzeitungen der Erzdiözese Salzburg und der Diözese Gurk-Klagenfurt wurde eine Auflistung von 2.400 Namen von NS-Opfern abgedruckt. Ergänzend wurden Berichte über verschiedene verfolgte Gruppen wie Juden, Roma und Sinti, Menschen mit Behinderung oder psychischer Krankheit und über WiderstandskämpferInnen veröffentlicht. Ebenso fand der zu dieser Zeit noch höchst umstrittene Wehrdienstverweigerer Franz Jägerstätter ausführliche Erwähnung. In einem Artikel an die LeserInnen bezieht sich die Kirchenzeitung positiv auf die Forderung, „daß in den Kirchen Gedenktafeln für die Opfer des grausamen Terrors des Nationalsozialismus angebracht werden. Als Ergänzung zu den in allen Orten stehenden Kriegerdenkmälern, aber auch als Mahnmale für die Gegenwart.“<sup>315</sup>

Nicht nur das Beispiel aus der Linzer Kirchenzeitung zeigt, dass in den 1980er Jahren erste Ansätze zu beobachten waren, bis dahin kaum beachtete und auch nach 1945 marginalisierte und diskriminierte Opfergruppen in das Gedenken miteinzubeziehen. Mit literarischen Mitteln konnte der aus Steyr stammende Autor Erich Hackl im Jahr 1989 in sehr publikumswirksamer Weise auf ein NS-Opfer aus der Gruppe der so genannten „Zigeuner“ aufmerksam machen. Der Tatsachenroman „Abschied von Sidonie“ behandelt das Schicksal des Roma-Mädchens Sidonie Adlersburg, das in Steyr bei Pflegeeltern – diese befinden sich selbst im kommunistischen Widerstand – aufwächst und letztendlich dem nationalsozialistischen Vernichtungsprogramm in Auschwitz zum Opfer fällt. 1990 folgte ein Film unter der Regie von Karin Brandauer, und das Buch wurde in viele Sprachen übersetzt.

Die Familie Breirather hatte sich nach 1945 intensiv um eine Aufarbeitung des Falls der Sidonie Adlersburg und das Gedenken an sie bemüht, war jedoch lange Zeit auf Schweigen gestoßen. Auch die Bemühungen von Sidonies Ziehbruder Manfred Breirather stießen vorerst auf Ablehnung. 1988 wurde eine Gedenktafel am Jugendzentrum von Sierning-Letten, dem Ort, wo die Familie wohnte, angebracht.<sup>316</sup> Im Jahr 2000 wurde schließlich auf Initiative von Manfred Breirather der Gemeindecindergarten von Sierning-Letten nach Sidonie Adlersburg benannt, außerdem errichtete man vor dem Gebäude ein Denkmal.<sup>317</sup>

---

<sup>315</sup> Vgl. Kirchenzeitung der Diözese Linz 10.3.1988, 3

<sup>316</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Abschied\\_von\\_Sidonie](http://de.wikipedia.org/wiki/Abschied_von_Sidonie) (aufgerufen am 2.11.2012)

<sup>317</sup> Vgl. <http://gedenkorte.sintiundroma.de/index.php?ortID=99> (aufgerufen am 26.7.2012); Susanne Rolinek – Gerald Lehner – Christian Strasser, Im Schatten von Hitlers Heimat. Reiseführer durch die braune Topografie von Oberösterreich (Wien 2010) 95

Der Prozess der Würdigung des Wehrdienstverweigerers Franz Jägerstätter durch die katholische Kirche erlebte in den 1980er Jahren eine neue Dynamik. Mit Maximilian Aichern stand seit 1981 ein Bischof an der Spitze der Diözese, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger Bischof Franz Zauner von Beginn an große Sympathien für Jägerstätter zeigte. So hielt Aichern 1983 zum 40. Jahrestag des Todes von Franz Jägerstätter einen Gedenkgottesdienst in St. Radegund.<sup>318</sup> Eine breiter werdende Gruppe von UnterstützerInnen, unter ihnen US-amerikanische Bischöfe und Pax Christi, setzte sich für eine Heilig- bzw. Seligsprechung von Jägerstätter ein. Auch Papst Johannes Paul II. bekundete bei zwei Begegnungen mit Franziska Jägerstätter Sympathie für sie und ihren Mann.<sup>319</sup>

1985 erschien schließlich die Biografie von Erna Putz über Franz Jägerstätter, die mehrere Auflagen erfuhr und zahlreiche Präsentationen und Diskussionsveranstaltungen zur Folge hatte.<sup>320</sup>

Putz nahm ab den 1980ern allgemein eine zentrale Rolle in den Bemühungen um das Gedenken an Franz Jägerstätter ein. Sie erhielt darauf keinesfalls nur positive Reaktionen, sondern zahlreiche Menschen, vor allem Angehörige der Kriegsgeneration, reagierten zum Teil erbost. Jägerstätters Seligsprechung sei eine Pauschalverurteilung der ehemaligen Wehrmachtssoldaten, man habe ja keine andere Wahl gehabt und Franz Jägerstätter habe außerdem seine Familie im Stich gelassen.<sup>321</sup>

Eine besondere Erinnerungskultur in Bezug auf Franz Jägerstätter entwickelte sich ab Mitte der 1980er Jahre im Rahmen der Seminare rund um den jährlichen Gedenktag (9. August), die in seinem Heimatort St. Radegund abgehalten wurden und an denen zahlreiche ehemalige Wehrmachtssoldaten teilnahmen, die dabei die Gelegenheit wahrnahmen, über ihre lange Zeit beschwiegenen Erlebnisse sprechen zu können und eigene innere Konflikte aufzuarbeiten. Diese Gruppe von ehemaligen Kriegsteilnehmern stand Jägerstätter ausgesprochen positiv gegenüber und würdigte seine Entscheidung.<sup>322</sup>

Der 80. Geburtstag Jägerstätters konnte schließlich mit einem Gottesdienst im Linzer Dom begangen werden. Bischof Aichern und der US-amerikanische Bischof Thomas Gumbleton zelebrierten die Friedensvesper.

---

<sup>318</sup> Vgl. Putz, Frage nach dem Krieg 34

<sup>319</sup> Vgl. ebd. 36-42

<sup>320</sup> Erna Putz, Franz Jägerstätter „... besser die Hände als der Wille gefesselt...“ (Linz/Wien 1985)

<sup>321</sup> Vgl. Putz, Frage nach dem Krieg 42. Eine Auswahl von Leserbriefen und Artikeln, die von Jägerstätter-Gegnern verfasst wurden, findet sich im Anhang der einer jüngeren Diplomarbeit: Kathrin Quatember, Die Rezeption Franz Jägerstätters im Spiegel der Widerstandsrezeption nach 1945 (Dipl. arbeit Univ. Salzburg 2008)

<sup>322</sup> Vgl. Putz, Franz Jägerstätter: Reibebaum 102-105

Proteste von Seiten ehemaliger Soldaten gegen die Ehrung Jägerstätters im Linzer Dom blieben nicht aus.<sup>323</sup>

Nach den Jahrzehnten des Schweigens, in denen wie beschrieben vor allem ausländische Vereinigungen das Gedenken aufrecht erhalten hatten, wurden das KZ Ebensee und seine Opfer in den 1980er Jahren (wieder) verstärkt zu einem Thema. Im Jahr 1985 widmete sich eine Ausstellung im örtlichen Heimatmuseum dem 40. Jahrestag der Befreiung. Die Initiative war dabei von einer Gruppe junger EbenseerInnen und einem engagierten, ebenfalls jungen Bürgermeister ausgegangen.<sup>324</sup> 1987 widmete sich schließlich die erste umfangreichere Studie<sup>325</sup> – sie wurde zwei Jahre später publiziert<sup>326</sup> – der Geschichte dieses in Oberösterreich über lange Jahre „vergessenen“ Konzentrationslagers. Im „Bedenkjahr 1988“ erfolgte die Gründung des „Vereins Widerstandsmuseum“, der 2002 in „Verein Zeitgeschichte Museum und KZ-Gedenkstätte“ umbenannt werden sollte.<sup>327</sup> Die Absicht war, ein Museum einzurichten sowie die Spuren des Konzentrationslagers zu sichern und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.<sup>328</sup> Weiters sollten Projekte und Veranstaltungen durchgeführt werden, „die geeignet sind, der Festigung demokratischen und antifaschistischen Bewußtseins zu dienen“<sup>329</sup>.

Von KZ-Überlebenden aus der toskanischen Stadt Prato kam schließlich das Angebot zu einer Städtepartnerschaft, die im September 1987 in Prato und im Mai 1988 in Ebensee unterzeichnet wurde. Bis heute werden im Zuge dieser Partnerschaft zwischen einem früheren Ort des NS-Terrors in Oberösterreich und einem Ort in Italien, aus dem eine größere Gruppe von Häftlingen kam, vielfältige – zum Teil von der EU geförderte – Projekte und Aktivitäten durchgeführt. In der Folge wurden die jährlichen KZ-Befreiungsfeiern in Ebensee wieder zu eindrucksvollen gemeinsamen Manifestationen, die sie bis in die 1950er Jahre auch bereits gewesen waren.<sup>330</sup>

Das Projekt eines Museums bzw. einer Ausstellung zum Thema Widerstand im Salzkammergut bzw. zur Zeitgeschichte dieser Region ging nicht zuletzt auf die Arbeiten von Peter Kammerstätter zurück. Er, der bereits viele Interviews mit ehemaligen WiderstandskämpferInnen und ZeitzeugIn-

<sup>323</sup> Vgl. ebd. 111

<sup>324</sup> Vgl. Quatember, Die Geschichte der KZ-Gedenkstätte Ebensee 198

<sup>325</sup> Florian Freund, Die Geschichte des KZ Ebensee. Raketenrüstung und Zwangsarbeit (Diss. Univ. Wien 1987)

<sup>326</sup> Florian Freund, Arbeitslager Zement – das Konzentrationslager Ebensee und die Raketenrüstung (Wien 1989)

<sup>327</sup> Vgl. Rest, Gedenkstätten 337

<sup>328</sup> Denkinger – Felber – Quatember, Zeitgeschichte Museum und KZ-Gedenkstätte Ebensee 23

<sup>329</sup> Zit. nach: Rest, Gedenkstätten 345

<sup>330</sup> Vgl. Gedanken zum 20-jährigen Bestehen. Hg. v. Verein Zeitgeschichte Museum Ebensee (Ebensee 2008) 8

nen in der Region geführt und zahlreiche Materialien gesammelt hatte, war ein wichtiger Mentor dieses Projekts.<sup>331</sup> Gleichzeitig zum Aufbau des Zeitgeschichte Museums wurde auch an einer Ausstellung zur Zwangsarbeit und zum Leben der Häftlinge gearbeitet, die in den ehemaligen Stollen des Konzentrationslagers Ebensee eingerichtet werden sollte.<sup>332</sup> 1988 begann der Verein mit der Herausgabe der Zeitschrift „betrifft Widerstand“, die in der Folge (bis heute) mehrmals jährlich erscheinen sollte und Artikel zur lokalen und österreichischen Geschichte während der NS-Zeit bzw. zum Umgang mit dieser nach 1945 umfasst.<sup>333</sup>

Neben Ebensee gelangten ab den 1980ern auch andere ehemalige Außenlager des KZ Mauthausen in den Fokus des Erinnerns und Gedenkens in Oberösterreich. Es erschienen nicht zuletzt mehrere wissenschaftliche Darstellungen zu ihrer Geschichte.<sup>334</sup> Das Netz an Außenlagern, das sich über beinahe das ganze Land gespannt hatte, war unter anderem im Zuge der Zentralisierung des Gedenkens in Mauthausen in Vergessenheit geraten, was durchaus im Interesse weiter Teile der Bevölkerung – nicht nur an den betroffenen Orten – war. Mit den verstärkten Aktivitäten an den Orten der Außenlager – Vöcklabruck wurde bereits erwähnt – konnte ein langsamer Prozess der Dezentralisierung und Verbreiterung des Gedenkens eingeleitet werden.

In den 1980er Jahren begann man sich auch an einem besonders „belasteten“ Ort Oberösterreichs, nämlich in Hitlers Geburtsstadt Braunau, Gedanken zu machen, wie man diesem Teil der eigenen Geschichte und der Tatsache, dass die Stadt im In- und Ausland mit ihrem „berühmtesten Sohn“ in Verbindung gebracht wurde und dieser immer noch „Pilger“ mit einschlägigen politischen Motiven in die Stadt lockte, begegnen sollte. Mit dem Setzen eines Mahnsteins vor Hitlers Geburtshaus im Jahr 1989, zwei Wochen vor Hitlers 100. Geburtstag, wollte sich die Stadt Braunau im Vorfeld der zu erwartenden internationalen Aufmerksamkeit eindeutig positionieren und auch endgültig vom Hitlertourismus distanzieren, der Auswüchse bis hin zum Verkauf von Souvenirs angenommen hatte. Vorangegangen war dieser Geste ein Generationenwechsel an der Spitze der Kommunalpolitik. Bei der

---

<sup>331</sup> Wolfgang Quatember, Peter Kammerstätter – Der „eigentliche Vater“ des Zeitgeschichte Museums in Ebensee. In: Grabner, Kammerstätter 41-43

<sup>332</sup> Denkingner – Felber – Quatember, Zeitgeschichte Museum und KZ-Gedenkstätte Ebensee 23

<sup>333</sup> Vgl. Gedanken zum 20-jährigen Bestehen 58

<sup>334</sup> Zu nennen wären beispielsweise: Hans Marsalek, Konzentrationslager Gusen. Ein Nebenlager des KZ Mauthausen (Wien 1987); Bertrand Perz, Steyr-Münichholz, ein Konzentrationslager der Steyr-Daimler-Puch AG. Zur Genese der KZ-Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie. In: Jahrbuch 1989. Hg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Wien 1989) 52-61; 50 Jahre KZ-Nebenlager Vöcklabruck-Wagrain. Eine Denkschrift (Vöcklabruck 1991)

Einweihung des Mahnsteins, der aus dem Steinbruch des KZ Mauthausen stammt, war der neue Bürgermeister erst drei Monate im Amt.<sup>335</sup> An diesem Mahnstein wurde (und wird bis heute) Anfang Mai die „Gedenkstunde für die Opfer von Krieg und Faschismus“ abgehalten.<sup>336</sup> Einen weiteren wichtigen Akzent zur Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit setzte die Stadt Braunau mit der Etablierung der vom Verein für Zeitgeschichte getragenen jährlichen „Braunauer Zeitgeschichtstage“, die 1992 mit einer Tagung zum Thema „Unerwünschtes Erbe“ begannen.<sup>337</sup>

Wie auch bereits andere Beispiele zeigten, war die in den 1980ern beginnende Wende in der öffentlichen Erinnerungskultur nicht zuletzt auch eine Folge des Antritts einer jüngeren Generation von (Lokal-)Politikern, die weitaus weniger Scheu hatte, sich mit der NS-Zeit zu beschäftigen als ihre Vorgänger.

## Etablierung und Institutionalisierung

Der sich in den 1980ern stark beschleunigende Prozess der Aufarbeitung der NS-Verbrechen, der Einbeziehung bislang kaum beachteter bzw. marginalisierter Opfergruppen und der Dezentralisierung des Erinnerns und Gedenkens setzte sich in den 1990ern mit einer neuen Dynamik fort. Im Laufe der 1990er Jahre waren zahlreiche Initiativen, sowohl punktueller, lokaler Natur, wie auch im Rahmen von größeren Projekten, z. B. der Einrichtung neuer Gedenkstätten, zu beobachten. Vor allem die Mauthausen Aktiv Gruppen (später Mauthausen Komitees) in verschiedenen oberösterreichischen Orten erwiesen sich als wichtige Triebkräfte bei der Entwicklung und Verbreiterung des Gedenkens. Jedoch waren auch andere Akteure, wie beispielsweise Pfarrgemeinderäte und in manchen Fälle Unternehmen, auf dem Gebiet der Erinnerung tätig.

Verschiedene „vergessene“ Orte des NS-Terrors konnten in den 1990er Jahren in das öffentliche Gedenken miteinbezogen werden. So wurde beispielsweise im Jahr 1990 auf Anregung des damaligen Mauthausen Aktivs (heute Mauthausen Komitee) für das „Arbeitserziehungslager“ der Gestapo in Linz-Schörghub ein Mahnmal errichtet.<sup>338</sup> An weiteren Orten von ehe-

<sup>335</sup> Vgl. <http://www.braunau.at/system/web/sonderseite.aspx?menuonr=220524132&detailonr=220524132> (aufgerufen am 2.11.2012)

<sup>336</sup> Vgl. <http://www.braunau.at/system/web/sonderseite.aspx?menuonr=220524055&detailonr=220524055> (aufgerufen am 2.11.2012)

<sup>337</sup> Vgl. <http://www.braunau.at/system/web/sonderseite.aspx?menuonr=220524116&detailonr=220524116>; <http://www.hrb.at/bzt/> (aufgerufen am 2.11.2012)

<sup>338</sup> Vgl. <http://www.linz.at/archiv/denkmal/Default.asp?action=denkmaldetail&id=1443> (aufgerufen am 29.6.2012)



maligen Außenlagern, wie z. B. 1992 in Lenzing-Pettighofen, wurden, in diesem Fall in Zusammenarbeit mit der Marktgemeinde Lenzing, Mahnmale errichtet.<sup>339</sup> 1995 wurden an der erhaltenen Küchenbaracke des Außenlagers Ternberg, wo rund 400 Häftlinge am Bau eines Kraftwerks arbeiten mussten, und am Kraftwerk selbst von der Ennskraftwerke AG Gedenktafeln angebracht.<sup>340</sup> Ebenfalls seit 1995 erinnert eine Gedenktafel an der Staustufe Großraming an die Häftlinge der Außenlager Großraming und Weyer-Dipoldsau.<sup>341</sup> Am Gelände des letzteren Lagers war bereits im Jahr 1988 durch den Pfarrgemeinderat Weyer ein Gedenkstein errichtet worden, der gleichzeitig an die Todesmärsche ungarischer Juden durch das Ennstal erinnern soll.<sup>342</sup> Im Jahr 2000 erschien schließlich die erste umfassende Darstellung des Kraftwerkbaus und der Zwangsarbeit im Ennstal während der NS-Zeit.<sup>343</sup> Am Linzer Barbarafriedhof wurde für hingerichtete WiderstandskämpferInnen ein Obelisk errichtet und auf dem Platz ihrer Hinrichtung, dem Trefflinger Schießplatz, eine Gedenkanlage – durch Bundespräsident Waldheim – eingeweiht.<sup>344</sup>

In den 1990ern konnte noch an mehreren weiteren Orten, die bislang „weiße Flecken“ auf der Karte der oberösterreichischen Erinnerung dargestellt hatten, Zeichen des Gedenkens gesetzt werden. 1995 wurde über Beschluss der Marktgemeinde Schwertberg eine Gedenkstätte an die „Mühlviertler Hasenjagd“, sowohl für die von Schwertberger Familien geleistete Hilfe, wie auch an die verübten Verbrechen, geschaffen.<sup>345</sup> Der 1994 erschienene Kinofilm des Regisseurs Andreas Gruber hatte die Massenflucht von sowjetischen Kriegsgefangenen aus dem KZ Mauthausen und die darauf folgende Menschenjagd, die von der SS „Mühlviertler Hasenjagd“ genannt wurde, einem breiteren Publikum bekannt gemacht. Der Film wurde mit 123.000 BesucherInnen der erfolgreichste österreichische Film der Kinosaison 1994/95.<sup>346</sup>

---

<sup>339</sup> Rolinek – Lehner – Strasser, Schatten 183; Grabner, Mauthausen-Komitee Vöcklabruck 6

<sup>340</sup> Vgl. Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer 203f. 2008 wurde in der Baracke, die lange Zeit u. a. als Unterkunft für Ferienlager der Katholischen Jungschar diente, von der Katholischen Jugend ein Gedenkraum eingerichtet. Vgl. <http://ennstal.ooe.kjweb.at/> gedenkraum-infos/ (aufgerufen am 12.9.2012)

<sup>341</sup> Vgl. Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer 207

<sup>342</sup> Vgl. ebd. 206

<sup>343</sup> Adolf Brunnthaler, Strom für den Führer. Der Bau der Ennskraftwerke und die KZ-Lager Ternberg, Großraming und Dipoldsau (Weitra 2000)

<sup>344</sup> Ganglmair, Widerstand 1465

<sup>345</sup> Vgl. Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer 190

<sup>346</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Hasenjagd\\_%E2%80%93\\_Vor\\_lauter\\_Feigheit\\_gibt\\_es\\_kein\\_Erbarmen](http://de.wikipedia.org/wiki/Hasenjagd_%E2%80%93_Vor_lauter_Feigheit_gibt_es_kein_Erbarmen;); [http://de.wikipedia.org/wiki/M%C3%BChlviertler\\_Hasenjagd](http://de.wikipedia.org/wiki/M%C3%BChlviertler_Hasenjagd) (aufgerufen am 12.9.2012)

Ein wichtiger Anstoß zur Auseinandersetzung mit diesem Thema war von Peter Kammerstätter und seiner 1979 erschienenen Materialsammlung gegeben worden. In den 1990er Jahren sollten auch mehrere literarische und historische Arbeiten zu diesem Thema erscheinen.<sup>347</sup>

Nach Jahrzehnten gab nun im Laufe der 1990er Jahre auch die Republik ihr so lange Zeit verfolgtes Konzept der Zentralisierung des Erinnerns und Gedenkens in der KZ-Gedenkstätte Mauthausen auf. Noch 1995 war es möglich gewesen, dass das ehemalige Eingangsgebäude („Jourhaus“) des KZ Gusen in ein Wohnhaus umgebaut wurde. Weder Bundesdenkmalamt noch Innenministerium waren tätig geworden. Bei den Befreiungsfeiern im Jahr 1997 wurde die Gedenkstätte Gusen jedoch feierlich in die Obhut des Innenministeriums genommen – die Erfüllung einer Forderung, die bereits in den 1960ern aufgestellt worden war. Vorangegangen war das intensive Engagement einer lokalen Initiative in St. Georgen an der Gusen, die sich aus dem örtlichen „Arbeitskreis für Heimat-, Denkmal- und Geschichtspflege“ entwickelt hatte. Die schnelle und internationale Vernetzung erfolgte über die Homepage des Vereins. Das Ziel des Vereins war es, „das Geschehen in den Konzentrationslagern in Gusen I bis III öffentlich stärker bekannt zu machen und von der dominanten Stellung, die die Gedenkstätte Mauthausen in der Erinnerung spielt, zu lösen“<sup>348</sup>. 2001 gelang es schließlich, ein Personenkomitee für die Einrichtung eines Besucherzentrums in Gusen zusammenzustellen. Dieses konnte schließlich 2004 auf dem Gelände des Krematoriums – neben dem aus den 1960er Jahren stammenden „Memorials“ – errichtet werden. Ein Jahr später wurde dort eine Dauerausstellung über die Geschichte des KZ Gusen eröffnet.<sup>349</sup>

Auch auf dem Gebiet der Erinnerung an andere Teile des „vergessenen“ KZ Gusen konnten Fortschritte erzielt werden. So regte der Heimatverein Lungitz im Jahr 1999 an, auf dem Gelände des ehemaligen KZ Gusen III einen Gedenkstein zu errichten. Das Vorhaben konnte im Jahr darauf mit Unterstützung des Landes Oberösterreich, des Bundesministeriums für Inneres, der ÖBB und der Heimatvereine St. Georgen a. d. Gusen und Katsdorf umgesetzt werden.<sup>350</sup> 2001 wurde in Ried in der Riedmark, jenem Ort an

---

<sup>347</sup> So erschienen beispielsweise: Thomas Karny, Die Hatz: Bilder zur Mühlviertler „Hasenjagd“ (Grünbach 1992); Ernst Gusenbauer, „Was man erwischt, wird kalt erschossen“. Ried in der Riedmark und die „Mühlviertler Hasenjagd“ am 2. Februar 1945. In: Oberösterreichische Heimatblätter 2, 46. Jg. (1992) 263-267; Elisabeth Reichart, Februarschatten (Salzburg/Wien 1995); Linda DeMeritt, Representations of History: The Mühlviertler Hasenjagd as Word and Image. In: Modern Austrian Literature 32.4 (1999) 134-145

<sup>348</sup> Perz, Die KZ-Gedenkstätte Mauthausen 207

<sup>349</sup> Vgl. ebd. 207f.

<sup>350</sup> Vgl. Oberösterreichische Gedenkstätten für KZ-Opfer 174

dem die Leichen der ermordeten Gefangenen gesammelt und gezählt worden waren, ein von der Sozialistischen Jugend initiiertes Gedenkstein errichtet.<sup>351</sup>

Nicht nur im geografischen Sinn konnte die Verbreiterung des Erinnerns und Gedenkens in den 1990er Jahren fortgesetzt werden – auch was die verschiedenen verfolgten Gruppen betrifft, setzte sich dieser Trend fort. Die lange Zeit kaum beachteten jüdischen Opfer des Nationalsozialismus wurden nun erstmals auf lokaler und regionaler Ebene thematisiert. Die Aufarbeitung war jedoch wieder von der Initiative engagierter Menschen abhängig. Die erste größere Arbeit zu jüdischem Leben in Oberösterreich erschien 1993 zu Steyr.<sup>352</sup> In Bad Ischl, wo nicht wenige nach den Rassegesetzen des NS-Regimes als Juden geltende Menschen ihre „Sommerfrische“ verbrachten, beschäftigte man sich – wie auch sonst im Salzkammergut – erst spät mit den früheren Gästen, die oftmals nach 1945 nicht mehr wiedergekehrt waren.<sup>353</sup> Einen Beitrag zur Erinnerung an den ebenso lange Zeit verdrängten und vergessenen Widerstand in dieser Region, dem Salzkammergut, stellte der auf den Arbeiten und Konzepten des 1993 verstorbenen Laienhistorikers Peter Kammerstätter basierende Wanderführer „Auf den Spuren der Partisanen“ dar.<sup>354</sup>

Mit der Herausgabe einer Sonderpostmarke zum 50. Jahrestag der Hinrichtung erfuhr Franz Jägerstätter im Jahr 1993 eine deutliche Anerkennung durch den österreichischen Staat. An der Sonderpostamts-Eröffnung und der Bischofsmesse vor dem Jägerstätterhaus in St. Radegund nahmen außerdem hohe Landespolitiker teil. Weiters übersandte Bundespräsident Thomas Klestil eine Botschaft.<sup>355</sup> Der damalige Kulturreferent und Landesrat Josef Pühringer hielt am 8. August 1993 bei der Segnung und Wiedereröffnung des Jägerstätterhauses eine Festrede und würdigte Jägerstätter als „außerordentlichen Menschen, der zurecht in die Reihen großer Oberösterreicher einzureihen ist und der uns und kommenden Generationen in seinem unbändi-

---

<sup>351</sup> Vgl. [http://www.ots.at/presseaussendung/OTS\\_20010504\\_OTS0036/kollross-sozialistische-jugend-initiiert-mahnmal-zur-muehlviertler-hasenjagd](http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20010504_OTS0036/kollross-sozialistische-jugend-initiiert-mahnmal-zur-muehlviertler-hasenjagd) (aufgerufen am 12.7.2012)

<sup>352</sup> Waltraud Neuhauser-Pfeiffer – Karl Ramsmaier, *Vergessene Spuren. Die Geschichte der Juden in Steyr* (Linz 1993). Eine umfangreiche Studie zu Linz sollte erst 2008 folgen: Verena Wagner, *Jüdisches Leben in Linz 1849-1943 I-II* (Linz 2008)

<sup>353</sup> Eine erste wissenschaftliche Arbeit verfasste Jutta Hangler, „Die Arisierung Bad Ischls macht Fortschritte...“. Die Endjudung von Liegenschaften am Beispiel eines oberösterreichischen Tourismusortes (Dipl.arbeit Univ. Salzburg 1997); gekürzte Version in: *Die Villen „Neu-Jerusalem“*. Die Arisierung von Immobilieneigentum am Beispiel des Kurortes Bad Ischl. In: *Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchives* 19 (2000) 259-296; siehe auch: *Arisierung und Restitution jüdischer Liegenschaften in Bad Ischl*. Ergebnisse eines Projektes des Zeitgeschichte Museums Ebensee im Auftrag der Stadtgemeinde Bad Ischl (2009)

<sup>354</sup> Christian Topf, *Auf den Spuren der Partisanen. Zeitgeschichtliche Wanderungen im Salzkammergut* (Grünbach 1996)

<sup>355</sup> Vgl. Putz – Renoldner – Würthner, *Jägerstätter-Gedenken* 46

gen christlichen Glauben, in seinem persönlichen Mut und in seinem konsequenten Handeln ein Vorbild sein kann und sein soll, egal, ob er offiziell heilig gesprochen ist oder nicht“<sup>356</sup>.

Zum 50. Jahrestag seiner Befreiung stand das ehemalige KZ Mauthausen im Jahr 1995 weitaus stärker als in den Jahrzehnten zuvor in der Öffentlichkeit. Rund um die Befreiungsfeier im Mai kam es zu einer Reihe von Veranstaltungen und Aktionen in verschiedenen Orten Oberösterreichs, vor allem an den Stätten der früheren Außenlager.<sup>357</sup> Die Befreiungsfeier im ehemaligen KZ Mauthausen wurde von 30.000 Menschen besucht und fand eine – zumindest seit langem – nicht gekannte Resonanz, was nicht zuletzt am Besuch von Kanzler, Landeshauptmann, Nationalratspräsidenten und weiteren hochrangigen Vertretern der Politik sowie einem ausgedehnten Kulturprogramm gelegen sein dürfte. Ebenfalls wurde vermerkt, dass besonders viele junge Leute an der Feier teilnahmen. In das offizielle Gedenken wurde auch die ehemalige Tötungsanstalt Hartheim miteinbezogen, wo Bundespräsident Klestil an der Gedenkfeier teilnahm.<sup>358</sup>

Die in den 1990ern in Mauthausen einsetzenden Gedenkformen setzten jedoch „weniger auf Reform als auf Eventkultur. An Stelle kritischer Auseinandersetzung mit der Geschichte des Lagers wurde auf Erlebnis und Emotion gesetzt und Mauthausen so stärker zum konsumierbaren Kulturgut gemacht [...]“<sup>359</sup>. Perz äußerte im Jahr 2004 die Befürchtung, dass der „Bedeutungszuwachs von Mauthausen mit einer inhaltlichen Entwertung und Abstrahierung vom historischen Geschehen einhergeht“<sup>360</sup>.

Zweifelsohne war aber seit den 1980er Jahren die Sensibilität gegenüber der NS-Zeit und ihren Opfern größer geworden. So konnte die Kampagne gegen die „braunen Flecken“ in Wels in den 1990ern große Erfolge verzeichnen. Zahlreiche Medienberichte machten das Problem bundesweit bekannt, und viele Prominente unterstützten die „Initiative Welser gegen Faschismus“. Nicht zuletzt fasste der Landesparteiivorstand der SPÖ einen einstimmigen Beschluss für die Entfernung der „braunen Flecken“, den Bürgermeister Bregartner (SPÖ) aber nicht umsetzen wollte. Nach langjährigen Protesten, unter anderem von 82 WissenschaftlerInnen der Johannes Kepler Universität, Demonstrationen und parlamentarischen Anfragen kam es 1996/97 zur Beseitigung der „braunen Flecken“ und 1999 zum Rücktritt des

---

<sup>356</sup> Festrede von Landesrat Josef Pühringer zur Wiedereröffnung des Jägerstätterhauses. In: Franz Jägerstätter. Zur Erinnerung seines Zeugnisses 64-68, 68

<sup>357</sup> Vgl. Kirchenzeitung der Diözese Linz 4.5.1995, 5

<sup>358</sup> Vgl. Neues Volksblatt 8.5.1995; Mühlviertler Rundschau 4.5.1995, 2

<sup>359</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 545-579, 573f.

<sup>360</sup> Ebd. 574

Bürgermeisters.<sup>361</sup> 1995 war außerdem ein Mahnmal für die jüdischen NS-Opfer aus Wels am Kaiser-Josef-Platz enthüllt worden. Seit 2004 befindet sich dieses in leicht veränderter Form im Pollheimer Park in Wels.<sup>362</sup>

Einen wichtigen Anstoß erhielt die Debatte um Krieg und Nationalsozialismus in Oberösterreich durch die „Wehrmachtsausstellung“, die im November und Dezember 1996 in der Linzer Kunsthochschule „auf historisch kontaminiertem Gebiet“ im Brückenkopfgebäude am Hauptplatz gezeigt wurde. Die Ausstellung, die bereits an ihren früheren Orten für Auseinandersetzungen gesorgt hatte, löste auch in Linz heftige Diskussionen aus, nicht nur rund um die Frage einer öffentlichen Förderung, die von Stadt und Land negativ entschieden wurde. Als erschwerend für die Durchführung der Ausstellung in Linz kam nämlich hinzu, dass die Vorbereitungen in die Wahlkampfzeit fielen und Kriegsgeneration und Kameradschaftsbund ein nicht zu vernachlässigendes Wählerpotenzial bildeten.<sup>363</sup> ÖVP und FPÖ sprachen sich gegen Subventionen für die Ausstellung aus. Diese sei von umstrittener Wissenschaftlichkeit und schüre Generationenkonflikte.<sup>364</sup> Die Berichterstattung der Medien war dennoch größtenteils eher positiv. Es kam auch zu keinen „Schlammschlachten“, geschweige denn zu Gewaltakten.<sup>365</sup>

In den Leserbriefspalten der Zeitungen kam es jedoch zu heftigen Diskussionen. Die Ausstellung griff das bisherige Geschichtsbild der überwiegenden Mehrheit der ehemaligen Wehrmachtssoldaten an, „die Frage nach der eigenen Schuld und Mitschuld steht plötzlich im Raum, die liebgewordenen Entlastungsschemata von Jahrzehnten geraten plötzlich ins Wanken.“<sup>366</sup>

Das Ergebnis von Ausstellung und Begleitprogramm wurde von den Veranstaltern durchwegs positiv bewertet: „Für die politische Kultur in Linz bedeutete die Wehrmachtsausstellung mit den sie begleitenden Veranstaltungen einen wesentlichen Schritt in die Richtung eines offenen und breiten Diskurses über die Zeit des Nationalsozialismus, der vor allem bisher tabuisierte Themen aufgreift [...]“<sup>367</sup>

Im Jahr nach der Wehrmachtsausstellung leitete die Diözese Linz am 7. Oktober 1997 das Seligsprechungsverfahren für den bekanntesten Wehr-

---

<sup>361</sup> Vgl. Eiter, Konflikt

<sup>362</sup> Vgl. <http://www.antifa.at/initiative/erinnerungsstaetten.html> (aufgerufen am 5.11.2012)

<sup>363</sup> Vgl. Reinhard Kannonier, Geschichte, Politik und Öffentlichkeit. Die Vorbereitungsphase: ein kurzes Lehrstück über lange Irrwege. In: Irritationen. Die Wehrmachtsausstellung in Linz. Hg. v. Reinhard Kannonier – Brigitte Kepplinger (Grünbach 1997) 9-24, 15

<sup>364</sup> Vgl. ebd. 18

<sup>365</sup> Vgl. ebd. 19f.

<sup>366</sup> Rudolf Ardelt, Zur Ausstellung. In: Irritationen 21-24, 23

<sup>367</sup> Brigitte Kepplinger, Einleitung. In: Irritationen 7-8, 7

dienstverweigerer Österreichs ein, Franz Jägerstätter. Vorgegangen waren seit 1989 die Einvernehmung von Zeugen und unterstützende Voten der österreichischen Bischofskonferenz, des Linzer Domkapitels und einer eigens dafür gebildeten historisch-theologischen Kommission. Der neue Wiener Erzbischof Christoph Schönborn war außerdem auch ein Fürsprecher Jägerstätters.<sup>368</sup> Bereits einige Monate zuvor, im Mai 1997, war von Bischof Aichern im Beisein von zahlreichen Stadt- und Landespolitikern am ehemaligen Wehrmachtsgefängnis in Linz, dem nunmehrigen Landeskulturzentrum Ursulinenhof, wo Jägerstätter im Frühjahr 1943 inhaftiert war, eine Gedenktafel eingeweiht worden.<sup>369</sup>

Die öffentlichen Diskussionen rund um die NS-Zeit, nicht zuletzt rund um die Wehrmachtsausstellung, dürften auch dazu beigetragen haben, dass in den 1990ern eine von öffentlichen Stellen geförderte, wissenschaftliche Aufarbeitung der NS-Zeit einsetzte. Der Linzer Bürgermeister Franz Dobusch hatte sich, wie bereits erwähnt, schon in seiner Amtsantrittsrede im Jahr 1988 zur Aufarbeitung der NS-Zeit bekannt. Mit einem Gemeinderatsbeschluss im September 1996 begann die Landeshauptstadt ein Pionierprojekt zur wissenschaftlichen Erforschung der Zeit des Nationalsozialismus.<sup>370</sup> Ebenso sollten die Vorgeschichte vor 1938 und die Entnazifizierung nach 1945 darin Platz finden. Im Rahmen des Projekts, das überregionale Anerkennung und große Resonanz fand, wurden mehrere umfangreiche Bände, Filme und ein Verzeichnis aller Stätten nationalsozialistischer Verfolgung veröffentlicht. Die Ergebnisse wurden zudem in Ausstellungen, Vorträgen, Veranstaltungsreihen und im Web präsentiert.<sup>371</sup> Flankiert wurden diese Projekte von weiteren Denkmalsetzungen und Straßenbenennungen in Linz, wie z. B. der Bernardisstraße.<sup>372</sup>

Der Trend zur Verbreiterung und Intensivierung der Beschäftigung mit der NS-Zeit lässt sich nicht nur an den erwähnten Projekten und damit verbundenen Publikationen, sondern ebenso an der Zahl der unabhängig davon verfassten wissenschaftlichen Arbeiten und Einzelpublikationen zu verschiedensten (Teil-)Aspekten des Nationalsozialismus in Oberösterreich ablesen, die in den 1990er Jahren sprunghaft anstieg. Die Themen hatten sich hierbei – und diese Entwicklung war kein oberösterreichisches Phänomen – beginnend in den 1980ern verschoben. In den 1990er Jahren beschäf-

---

<sup>368</sup> Vgl. Putz, Franz Jägerstätter: Reibebaum 88-129, 112

<sup>369</sup> Vgl. Putz – Renoldner – Würthinger, Jägerstätter-Gedenken 47f.; Denkmal-Datenbank der Stadt Linz, <http://www.linz.at/archiv/denkmal/Default.asp?action=denkmaldetail&id=1278> (aufgerufen am 29.6.2012)

<sup>370</sup> Vgl. Schuster – Jenner, Das Archiv 120

<sup>371</sup> Vgl. Schuster – Jenner, Das Archiv 122

<sup>372</sup> Vgl. <http://www.linz.at/strassennamen/Default.asp?action=strassendetail&ID=3330> (aufgerufen am 6.11.2012)

tigte sich die Historiographie – mit wenigen Ausnahmen – kaum noch mit dem Widerstand, hingegen standen die Wehrmacht und ihre Verbrechen, die NS-Euthanasie und -Medizin, der Kunstraub und die Zwangsarbeit im Fokus des Forschungsinteresses.<sup>373</sup> Die Verbreiterung der Themen, die bereits angesprochen wurde, sollte ab den 1990er Jahren auch mit einer zunehmenden Regionalisierung der Forschung und Dokumentation korrespondieren. Vermehrt berichteten oberösterreichische ZeitzeugInnen von ihren Erlebnissen während der Jahre 1938 bis 1945 und über die Geschehnisse auf lokaler Ebene.<sup>374</sup> Die Gründung von Verlagen, die Publikationen zu regionalen Aspekten des Nationalsozialismus publizierten, unterstützte diese Entwicklung bzw. war zu einem gewissen Teil selbst Reaktion auf den verstärkten Wunsch nach Aufarbeitung der lokalen/regionalen Geschichte.<sup>375</sup>

In den 1990er Jahren konnte nicht zuletzt die Zentralisierung des Gedenkens auf die KZ-Gedenkstätte Mauthausen endgültig durchbrochen werden. Diese war ohnehin vor allem ein österreichisches Phänomen. Wie erwähnt waren die einzelnen Orte des Terrors in Oberösterreich, vor allem die Außenlager des KZ Mauthausen, vor allem hierzulande „weiße Flecken“ auf der Karte der Erinnerungsorte. In der Wahrnehmung und der Gedenkpraxis beispielsweise italienischer oder französischer Initiativen, ehemaliger Häftlinge und deren Angehöriger waren diese Orte immer präsent gewesen und hatten über einen hohen Stellenwert verfügt. Diese Orte, wie z. B. Ebensee oder Hartheim, konnten nun zunehmend in die oberösterreichische Öffentlichkeit (zurück)geholt werden.

In den 1990er Jahren wurden in Oberösterreich die Fundamente für zwei weitere dauerhaft betriebene und mit wissenschaftlichem Personal besetzte Gedenkstätten neben der KZ-Gedenkstätte Mauthausen gelegt. Der bereits Ende der 1980er Jahre gegründete Verein Zeitgeschichte Museum Ebensee, dessen Absicht es war, neben einem zeitgeschichtlichen Museum auch eine Dauerausstellung auf dem ehemaligen Lagergelände zu errichten, konnte seine Ziele nach und nach umsetzen. 1990 wurde ein Teil der unterirdischen Rüstungsstollen angemietet, 1994 brachte der Verein Informationstafeln an und konnte 1996 schließlich den Gedenkstollen dauerhaft für BesucherInnen öffnen. Im selben Jahr wurde eine wissenschaftlich fundierte Dauerausstel-

---

<sup>373</sup> Ganglmair, Widerstand 146f

<sup>374</sup> Verlagsgründungen wie der „Edition Geschichte der Heimat“ oder des Wagner Verlags, die zahlreiche Publikationen zu regionalen Aspekten des Nationalsozialismus publizier(t)en, unterstützten diese Entwicklung bzw. waren zu einem gewissen Teil selbst Reaktion auf den verstärkten Wunsch nach Aufarbeitung der lokalen/regionalen Geschichte.

<sup>375</sup> Zu nennen wären hier beispielsweise die Edition Geschichte der Heimat oder der Wagner Verlag, die zahlreiche zeitgeschichtliche Arbeiten auf lokaler/regionaler Ebene aufgriffen und publizierten.

lung eröffnet.<sup>376</sup> Nach der KZ-Gedenkstätte Mauthausen war dies die zweite Dauerausstellung an einem Ort des NS-Terrors in Oberösterreich.

Im selben Zeitraum wurde die in den 1980ern verstärkte Auseinandersetzung mit der NS-Euthanasie weitergeführt. Neben die wissenschaftlichen Bemühungen zur Rekonstruktion der Verbrechen<sup>377</sup> traten die intensivierten Bemühungen für ein adäquates Gedenken an die ermordeten Menschen. 1991 wurde vor dem Diakonissen-Mutterhaus in Gallneukirchen ein Mahnmal für die Opfer aus der dortigen Einrichtung errichtet.<sup>378</sup> 1992 kam es auf Initiative der Klinikleitung zur Anbringung einer Gedenktafel im Eingangsbereich der nunmehrigen Landesnervenklinik Wagner-Jauregg. Die Inschrift erwähnt sowohl die Gesamtzahl der Euthanasie-Opfer, als auch die nach Hartheim überstellten sowie in der Klinik selbst ermordeten PatientInnen der früheren Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart.<sup>379</sup> Auch auf lokaler Ebene beschäftigten sich vereinzelt Initiativen mit den Opfern der NS-Euthanasie.<sup>380</sup> Im Zentrum der Bemühungen um einen Gedenkort für die Opfer der NS-Euthanasie stand jedoch Schloss Hartheim. Wie oben erwähnt stieß die Situation im noch immer als Wohnhaus genutzten Gebäude seit langem auf große Kritik, und es mehrten sich die Stimmen, die einen würdigen Ort der Erinnerung und des Gedenkens für die Euthanasie-Opfer in Oberösterreich forderten. Seit Anfang der 1990er Jahre war Hartheim auch stärker in die Aktivitäten rund um die KZ-Gedenkstätte Mauthausen und des Vereins „Mauthausen Aktiv“ eingebunden. Die Tatsache, dass es sich im Falle von Hartheim aber um eine Opfergruppe handelt, die bereits vor 1938 und noch lange nach 1945 stigmatisiert worden war, stellte die Entwicklung des Erinnerns und Gedenkens vor Probleme. Zwar besuchten seit langem ausländische Delegationen z. B. aus Polen, Italien und Frankreich das Schloss, die der in Hartheim ermordeten KZ-Häftlinge gedachten, die Angehörigen der Opfer der „Aktion T4“ – letztere waren vor allem psychisch kranke und/oder behinderte Menschen, mehrere hundert davon aus Oberösterreich – beteiligten sich am Gedenken jedoch kaum.<sup>381</sup> Der Hintergrund dafür dürfte die er-

---

<sup>376</sup> Quatember, Die Geschichte der KZ-Gedenkstätte Ebensee 204

<sup>377</sup> Mit den Opfern aus Gallneukirchen beschäftigten sich Johannes Neuhauser und Michaela Pfaffenwimmer im Buch „Hartheim – wohin unbekannt“ (Weitra 1992). Gerhart Marckhgott setzte sich mit der Quellenlage und den Möglichkeiten der Rekonstruktion der Verbrechen und der Namen der Opfer auseinander: Euthanasie in Oberdonau. In: Zeitgeschichte 5, 21. Jg. (Wien/Salzburg 1994) 165-182

<sup>378</sup> Vgl. Kepplinger, Gedenkstätten 565

<sup>379</sup> Vgl. <http://www.linz.at/archiv/denkmal/Default.asp?action=denkmaldetail&id=1277> (aufgerufen am 29.6.2012)

<sup>380</sup> So z. B. 1991 im Rahmen der Ausstellung „Verfolgt und ermordet. Behinderte Menschen als Opfer der Euthanasie im Dritten Reich“ in Vöcklabruck. Vgl. Grabner, Mauthausen-Komitee Vöcklabruck 7

<sup>381</sup> Vgl. „Mut zu NS-Gedenken. KZ-Verein will Oberösterreicher für Trauerarbeit gewinnen“. In: Mühlviertler Rundschau 8.12.1994



wähnte Stigmatisierung und Ausgrenzung dieser Opfergruppe gewesen sein, die es bereits vor 1938/39 und auch nach 1945 gegeben hatte. Dies wird nicht zuletzt anhand der Gedenktafeln im Schloss Hartheim sichtbar, die seit den 1960er Jahren in den Tötungsräumen von Opferangehörigen und –verbänden angebracht worden waren. Zumindest bis Ende der 1980er befand sich keine einzige Tafel darunter, die an einen behinderten oder psychisch kranken Menschen erinnert hätte. Alle Tafeln erinnerten bis dahin an ermordete KZ-Häftlinge, hauptsächlich aus Italien, Frankreich oder Polen.<sup>382</sup> Erst ab Mitte der 2000er Jahre sollten sich vermehrt Angehörige von Opfern der NS-Euthanasie, auch aus Oberösterreich, am Gedenken in Hartheim beteiligen.

Ein wichtiger Akzent für eine würdige Verwendung von Schloss Hartheim ging in den 1990er Jahren von der benachbarten Betreuungseinrichtung für Menschen mit Behinderung, dem Institut Hartheim, aus. Prominente Unterstützer der Einrichtung eines Gedenkortes wie der Dirigent Franz Welschmöst, der mit Menschen mit Behinderung im Institut Hartheim Musik machte, der Adjutant des Bundespräsidenten Hubertus Trauttenberg, der sich Mitte der 1990er auch als Befürworter der Wehrmachtsausstellung in Linz exponiert hatte, und verschiedene WissenschaftlerInnen und Fachleute aus dem Behindertenbereich konnten gewonnen werden.<sup>383</sup> 1995 wurde schließlich der Verein Schloss Hartheim gegründet. Die Gründungsmitglieder waren Personen aus dem öffentlichen Leben, dem Bereich der Betreuung von Menschen mit Behinderung oder psychischen Krankheiten, aus den Wissenschaften und der Politik und kamen auch aus unterschiedlichen politischen Lagern. So waren beispielsweise der erst seit kurzem amtierende Landeshauptmann Josef Pühringer, Landesrat Josef Ackerl wie auch der kommunistische Schriftsteller und Landesvorsitzende des KZ-Verbands Franz Kain unter ihnen.<sup>384</sup> Die Heterogenität der Mitglieder und die Überparteilichkeit des Vereins sowie die von Beginn an vorhandene starke Unterstützung von Seiten der Landespolitik dürften zur erfolgreichen Umsetzung des geplanten Projekts beigetragen haben.

„Errichtung und Betrieb der Gedenkstätte“ stellten die Hauptziele des neu gegründeten Vereins dar, daneben sollten aber noch wissenschaftliche Forschungs- und Dokumentationstätigkeiten zur NS-Euthanasie und „über derzeitige und zukünftige Bestrebungen zur Durchführung von Euthanasiemaßnahmen, des Mißbrauches der Genforschung und der sogenannten Sterbebe-

---

<sup>382</sup> Vgl. Johannes Neuhauser, Die Vernichtungsanstalt Hartheim – Versuch einer Sensibilisierung. In: Behinderte 1939-1989 – töten, ausgrenzen, integrieren? In Erinnerung der Opfer der Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ (Schriftenreihe des Oberösterreichischen Volksbildungswerkes 30, Linz 1990) 21-28, 27

<sup>383</sup> Vgl. Kepplinger, Gedenkstätten 562

<sup>384</sup> Die entsprechenden Unterlagen befinden sich im Archiv des Vereins Schloss Hartheim.

gleitung“ betrieben werden.<sup>385</sup> Somit trat bereits vor der Einrichtung des Gedenkort ein starker Gegenwartsbezug neben das Erinnern an die Opfer der NS-Euthanasie und die Dokumentation der Verbrechen – eine inhaltliche Ausrichtung, die ein Spezifikum Hartheims im Vergleich mit anderen Gedenkstätten in Österreich und Deutschland darstellen sollte.

Im Jahr 1997 fasste das Land Oberösterreich den Entschluss, das denkmalgeschützte Gebäude zu restaurieren, die Gedenkräume zu überarbeiten und eine Dauerausstellung einzurichten.<sup>386</sup> Bereits seit der Vereinsgründung 1995 war auch das Oö. Landesarchiv personell und institutionell an den Planungs- und Vorbereitungsarbeiten beteiligt.<sup>387</sup>

Um die Nutzung des Schlosses als Wohnhaus zu beenden, wurde für die MieterInnen im Jahr 1999 in Zusammenarbeit des Landes, einer Wohnbaugenossenschaft, der Gemeinde Alkoven und des Instituts Hartheim ein Ersatzwohnbau errichtet. Manche Mietsparteien wollten trotz der ähnlich günstigen Konditionen in den Ersatzwohnungen nur sehr ungern aus dem Schloss ausziehen.

Im Jahr 2003 konnte schließlich eine als Dauerausstellung konzipierte Sonderausstellung des Landes Oberösterreich mit dem Titel „Wert des Lebens“ im renovierten Schloss eröffnet werden. Seit dem Folgejahr existiert der vom Verein Schloss Hartheim getragene „Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim“, der die pädagogische Arbeit, die Forschungs- und Dokumentationsstätigkeit sowie die Erhaltung und Weiterentwicklung der Ausstellung in Hartheim trägt. Der Großteil der dafür nötigen finanziellen Mittel stammt von einer eigens eingerichteten Stiftung sowie vom Land Oberösterreich.<sup>388</sup>

## Erinnern und Gedenken in den 2000er Jahren. Zwischen Dezentralisierung, Normalisierung und Historisierung

Ab der Jahrtausendwende sollte die Zeitgeschichte und hier vor allem die Beschäftigung mit der Zeit des Nationalsozialismus eine Hochkonjunktur erleben. Eine Vielzahl von Forschungsprojekten und Publikationen beschäftigte sich mit unterschiedlichsten Fragestellungen, und auch lange Zeit vernachlässigte Bereiche fanden ihre Berücksichtigung. Auf Seiten des Oö.

---

<sup>385</sup> Vgl. Satzung des Vereines Schloss Hartheim aus dem Jahr 1995. Archiv des Vereines Schloss Hartheim

<sup>386</sup> Vgl. Gärtner, Erinnern 174f.

<sup>387</sup> Vgl. Sulzbacher – Marckhgott, Zeitgeschichte 131

<sup>388</sup> Vgl. Kepplinger, Gedenkstätten 563

Landesarchivs führte dies zu einer „massiven Verschiebung der Forschungs- und Publikationsschwerpunkte“ und zu einer Dominanz zeitgeschichtlicher Themen. Erstmals seit Jahrzehnten gab es konkrete Arbeitsaufträge bzw. Auftragsprojekte von Seiten des Landes Oberösterreich.<sup>389</sup> Auf Initiative der Grünen im Oö. Landtag beschloss die Landesregierung im Jahr 2001 die Durchführung eines Großprojekts zur Erforschung der NS-Zeit in Oberösterreich. LH Dr. Josef Pühringer beauftragte das Landesarchiv mit der Planung und Durchführung des Projekts. Im Rahmen des Projekts wurden bis zum Jahr 2010 zwölf Monografien und Sammelbände zu Aspekten der NS-Herrschaft in Oberösterreich publiziert. Weitere Ergänzungsbände sollen noch folgen. Parallel dazu wurde noch ein Projekt zur Erforschung der Biografien oö. Funktionsträger in Verwaltung und NSDAP durchgeführt.<sup>390</sup> Weitere Projekte widmeten sich den so genannten „Arisierungen“ und der Sammlung von Unterlagen zu den oö. NS-Opfern sowie der Erstellung von entsprechenden Datenbanken.<sup>391</sup>

Nicht nur die wissenschaftliche Aufarbeitung der NS-Zeit sowie die Einrichtung von adäquaten Orten der Erinnerung wurde seit den 1990er Jahren verstärkt in Angriff genommen, sondern es rückte auch die Frage der – in nicht wenigen Fällen mangelhaft oder gar nicht erfolgten – Entschädigung der NS-Opfer in den Mittelpunkt. 1998 war zur Untersuchung des Komplexes Vermögensentzug, Rückstellung und Entschädigung die Historikerkommission der Republik Österreich gegründet worden.<sup>392</sup> Im selben Jahr veranlasste auch der Bürgermeister der Stadt Linz eine Untersuchung der Sammlungsbestände der Neuen Galerie der Stadt Linz. Im Fokus standen dabei Kunstwerke, die eventuell aus früherem jüdischen Besitz stammen könnten. Infolge dieser Untersuchungen wurden Gemälde an frühere BesitzerInnen bzw. deren ErbInnen zurückgegeben.<sup>393</sup> Im Jahr 2012 entschied die Stadt Linz neuerlich, Gemälde aus dem Besitz eines Sammlers, der in der NS-Zeit seine Kunstsammlung zwangsverkaufen musste, an dessen Erben zu übergeben.<sup>394</sup>

Aus der Tätigkeit der Historikerkommission gingen auch Arbeiten hervor, die sich mit dem Komplex der Zwangsarbeit in Oberösterreich ausei-

---

<sup>389</sup> Vgl. Sulzbacher – Marckhgott, *Zeitgeschichte* 128

<sup>390</sup> Vgl. ebd. 131f.

<sup>391</sup> Vgl. ebd. 132f.

<sup>392</sup> Vgl. Clemens Jabloner u. a., *Schlussbericht der Historikerkommission der Republik Österreich (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich I, Wien 2003)* 17-18

<sup>393</sup> Vgl. Schuster – Jenner, *Das Archiv* 122f.

<sup>394</sup> Vgl. <http://derstandard.at/1339639750367/Linz-gibt-erneut-Nazi-Raubkunst-zurueck> (aufgerufen am 5.7.2012)

nersetzen.<sup>395</sup> Über dieses Thema war noch länger und gründlicher als über andere Bereiche des Komplexes des NS-Terrors geschwiegen worden, und man hat „sich gerade in Oberösterreich zu lange insgeheim als glücklicher Erbe nationalsozialistischer Industrie Gründungen und Wohnbauten gefühlt und den Hintergrund von Gewalt und Zwang, der sich dahinter verbirgt, geflissentlich verdrängt“<sup>396</sup>.

Trotz der medialen Präsenz des Themas Zwangsarbeit ab den 1990er Jahren und den Bemühungen verschiedener ForscherInnen gibt es gerade zu diesem Bereich und hier vor allem zu einzelnen Betrieben, in denen Zwangsarbeit geleistet wurde, zahlreiche Forschungslücken.<sup>397</sup> Genauerer Untersuchung bedürfte beispielsweise auch das „Durchgangslager 39“ – ein Sammellager für Kranke und Schwangere in Linz, in dem zwischen 1942 und 1945 über 300 Personen den Tod fanden, unter ihnen zahlreiche Kinder.<sup>398</sup> Bislang existiert auch kein Mahnmal oder anderes Zeichen des Gedenkens für diese Opfer.

Die mangelnde Erforschung dieser Thematik korrespondiert mit der Tatsache, dass die Opfer aus dem Bereich der Zwangsarbeit kaum Teil der Erinnerungskultur sind – auch nicht der öffentlichen. Zumindest ein besonders düsteres Kapitel wurde Mitte der 2000er Jahre – zumindest für eine der zahlreichen Einrichtungen – aufgearbeitet: der Mord bzw. das Sterbenlassen von Säuglingen und Kindern von Zwangsarbeiterinnen im Heim für „fremdvölkische Kinder“ in Schloss Etzelsdorf bei Wels. Sowohl die Buchveröffentlichung als auch der zum Thema erstellte Film lösten ein starkes Medienecho aus.<sup>399</sup> Neben diesem Heim in Etzelsdorf existierten in Oberösterreich jedoch noch etliche andere „fremdvölkische Kinderheime“, deren Geschichte bislang unerforscht und deren Opfer unerwähnt blieben.

---

<sup>395</sup> Siehe beispielsweise: NS-Zwangsarbeit: Der Standort Linz der Reichswerke Hermann Göring AG Berlin, 1938-1945 I-II. Hg. v. Oliver Rathkolb (Wien/Köln/Weimar 2001)

<sup>396</sup> Roman Sandgruber, zit. nach: Hermann Rafetseder, Der „Ausländereinsatz“ zur Zeit des NS-Regimes am Beispiel der Stadt Linz. In: Nationalsozialismus in Linz II 1107-1269, 1264

<sup>397</sup> Zumindest in der Arbeit von Roman Sandgruber zur Zellwollindustrie in Lenzing wird der Bereich der ausländischen (Zwangs-)Arbeitskräfte in seiner Komplexität ausführlich dargestellt: Lenzing. Anatomie einer Industrie Gründung im Dritten Reich (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 9, Linz 2010)

<sup>398</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Durchgangslager\\_39](http://de.wikipedia.org/wiki/Durchgangslager_39) (aufgerufen am 2.11.2012). Folgender Aufsatz von Gabriella Hauch hatte erstmals die Situation von „Ostarbeiterinnen“ und ihren Kindern in „Oberdonau“ zum Thema: Ostarbeiterinnen – Vergessene Frauen und ihre Kinder. In: Nationalsozialismus in Linz II 1271-1310; Zum Umgang mit psychisch oder physisch kranken ausländischen Arbeitskräften in „Oberdonau“ gibt es bislang nur die Diplomarbeit von Markus Rachbauer, Die Ermordung von psychisch und physisch kranken ausländischen ZivilarbeiterInnen im Rahmen der NS-„Euthanasie“ – unter schwerpunktmäßiger Betrachtung des Gaus Oberdonau (Dipl.arbeit, Univ. Salzburg 2009).

<sup>399</sup> Martin Kranzl-Greinecker, Die Kinder von Etzelsdorf. Notizen über das „fremdvölkische Kinderheim“ im Schloss Etzelsdorf, Pichl bei Wels (1944-1946) (Linz 2005); Carola Mair, Die Kinder von Etzelsdorf. Ein österreichisches Zeitdokument über das Schicksal von Zwangsarbeiterinnen und deren Kinder um 1945 (Film, 2006)

Im Jahr 2001 fand mit der Eröffnung des Zeitgeschichte Museums Ebensee das Projekt einer in den 1980ern gegründeten Initiative seine erfolgreiche Umsetzung. Mit der Eröffnung der Dauerausstellung in den ehemaligen Stollen des Außenlagers hatte sie aber schon in den 1990ern einen wichtigen Beitrag zur Auseinandersetzung mit dem lange Zeit „vergessenen“ KZ Ebensee geleistet.<sup>400</sup> Das Zeitgeschichte Museum ist nicht nur Ausstellungsort, sondern bietet auch pädagogische Programme an und führt Vorträge, wissenschaftliche Forschungsprojekte und Sonderausstellungen durch. Seit der Jahrtausendwende widmet sich die Arbeit auch verstärkt den aus der Region stammenden jüdischen Opfern.<sup>401</sup> Weiters engagiert sich das Zeitgeschichte Museum in der Kennzeichnung historischer Ort der Region, wie z. B. durch die Setzung eines Denkmals am Ort des „Reichsstraßenbau Lagers Traunsee“, wo von Juni 1940 bis Mai 1942 insgesamt 476 Juden aus Wien zur Arbeit im Straßenbau gezwungen wurden. Bis auf wenige Ausnahmen wurden sie in der Folge alle in den Vernichtungslagern ermordet. Danach diente das Lager zur Anhaltung von russischen Zwangsarbeitern. Im Jahr 2002 konnte am Ort des Lagers in der Gemeinde Traunkirchen ein Denkmal errichtet werden.<sup>402</sup>

Das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus sollte in den 2000er Jahren nach einem schwierigen Prozess auch langsam in den ländlichen Orten ankommen. Am Land standen das Kriegerdenkmal und die gefallenen Soldaten im Zentrum der Erinnerung, vom NS-Regime verfolgte und ermordete Menschen fanden hingegen nur selten öffentliche Erwähnung.

Dieser langjährige Prozess der Dezentralisierung und Verbreiterung des Gedenkens lässt sich zum einen mit der Zahl der Gedenkfeiern, vor allem an den Orten ehemaliger Außenlager, unterstreichen. Waren es 1987 noch bundesweit sechs Gedenkfeiern, die von der Österreichischen Lagergemeinschaft und dem Antifaschistischen Komitee organisiert worden waren, so verzeichnete man im Jahr 2003 bereits 34 Feiern. Getragen wurden diese von den lokalen Gruppen des Mauthausen Komitees Österreich (MKÖ).<sup>403</sup>

Zum anderen setzten nun nicht wenige Gemeinden in den Jahren nach der Jahrtausendwende Zeichen der Erinnerung an verfolgte bzw. ermordete MitbürgerInnen. Als eine der ersten Gemeinden setzte hier beispielsweise Molln ein Zeichen. Auf Anregung der Zeugen Jehovas (und nach einem Diskussionsprozess) fasste der Gemeinderat im Jahr 2001 den Beschluss, ein Mahn-

---

<sup>400</sup> Vgl. Denkinger – Felber – Quatember, Zeitgeschichte Museum und KZ-Gedenkstätte Ebensee 22

<sup>401</sup> Vgl. Rest, Gedenkstätten 352

<sup>402</sup> Mitteilung von Wolfgang Quatember an den Verf., 30. 9.2011

<sup>403</sup> Bis 2002 waren diese unter dem Namen „Mauthausen Aktiv Österreich“ tätig. Vgl. Grabner, Mauthausen-Komitee Vöcklabruck 13

mal für elf ermordete Mollner BürgerInnen sowie zwei ermordete polnische Zwangsarbeiter zu errichten. Unter den elf Opfern befanden sich sowohl Zeugen Jehovas als auch Opfer der NS-Euthanasie und politisch Verfolgte. Eine Integration der Namen in das Kriegerdenkmal wurde, da es sich nicht um Kriegsoffer handelte, erst gar nicht in Erwägung gezogen, sondern es sollte ein eigenes Mahnmal an diese Menschen erinnern. Die Enthüllung des Mahnmals, gegen das sich kaum Widerstand geregt hatte, erfolgte im Jahr 2003. Nicht zuletzt stieß das Mahnmal auf Seiten der Verwandten der NS-Opfer auf positive Resonanz.<sup>404</sup>

Weitere Beispiele sind die Gemeinden Garsten und Bachmanning. Zu Garsten erschien im Jahr 2006 eine umfassende Darstellung der NS-Zeit und ihrer Opfer.<sup>405</sup> Im Jahr 2007 wurde über Beschluss des Pfarrgemeinderates am Friedhof ein Mahnmal zur Erinnerung an die zehn GemeindebürgerInnen errichtet, die der NS-Euthanasie zum Opfer gefallen waren. Die Initiative war dabei vom Mauthausen Komitee Steyr ausgegangen.<sup>406</sup> Im Juni 2011 wurde unter Anwesenheit des Bezirkshauptmannes und des Bürgermeisters in der Gemeinde Bachmanning im Bezirk Wels Land eine von einer lokalen Initiative initiierte Gedenktafel am Gemeindeamt angebracht. Sie erinnert an NS-Opfer mit verschiedenstem Hintergrund: an spanische und polnische Häftlinge des KZ-Nebenlagers Bachmanning, an die in Bachmanning – zumindest für einen Teil des Jahres – ansässige Sinti-Großfamilie Rosenfeld-Jungwirth, an den im KZ Mauthausen ermordeten kommunistischen Widerstandskämpfer Alois Steiner sowie an Paul und Wladimir, zwei Kinder osteuropäischer Zwangsarbeiterinnen, die im „Fremdvölkischen Kinderheim“ in Schloss Etzelsdorf zu Tode kamen.<sup>407</sup>

Wie langwierig und konfliktreich sich ein derartiger Prozess auf lokaler Ebene gestalten kann, zeigt ein Beispiel aus der Gemeinde Zell am Pettenfirst. Der dort ansässige Kommunist und Regimegegner Richard Groher wurde 1943 wegen „Wehrkraftzersetzung“ und „Feindbegünstigung“ hingerichtet. Sein Name fand in den 1950er Jahren keinen Platz auf dem örtlichen Kriegerdenkmal, über sein Schicksal wurde kaum gesprochen. Grohers Witwe lehnte es auch ab, dass der Name ihres Gatten auf ein Denkmal in Wien kommen sollte, da sie Angst vor zukünftigen Repressionen hatte. Verschiedene Initiativen, Groher in das Gedenken zu inkludieren, waren ab den

---

<sup>404</sup> Vgl. Gärtner, *Erinnern* 177-183

<sup>405</sup> Karl Ramsmaier – Waltraud Neuhauser, *Schwere Tage, dunkle Zeiten. Die NS-Zeit in Garsten 1938-1945* (Linz 2006)

<sup>406</sup> Vgl. [http://www.kirchenzeitung.at/index.php?id=28&tx\\_ttnews\[tt\\_news\]=61160&cHash=266ba78e2513ed203e603f29b42c7d6b](http://www.kirchenzeitung.at/index.php?id=28&tx_ttnews[tt_news]=61160&cHash=266ba78e2513ed203e603f29b42c7d6b) (aufgerufen am 4.11.2012)

<sup>407</sup> Vgl. <http://www.antifa.co.at/berichte/bericht.html>; <http://www.kzverband-ooe.at/index.php/veranstaltung-mainmenu-39/87-gedenktafel-enthuellung-in-bachmanning-wels-land> (aufgerufen am 26.7.2012)

1980ern zu vernehmen, sein Schicksal sollte schließlich 1999 im „Heimatabuch“ der Gemeinde dargestellt werden. Im Zuge des Gedenkjahrs 2005 formierte sich eine kleine lokale Gruppe, die eine Gedenktafel für Groher forderte. Nach Diskussionen einigten sich Gemeinde, Pfarre und Kameradschaftsbund auf einen Kompromiss und eine Tafel am Dorfplatz konnte eingeweiht werden.<sup>408</sup>

Anders als das Jahr 1995 mit seinem 50. Jubiläum der Befreiung vom Nationalsozialismus brachte das Gedenkjahr bzw. „Gedankenjahr 2005“ kaum Impulse auf dem Gebiet der Erinnerung an die NS-Zeit und ihre Opfer. Der Schwerpunkt der Aktivitäten in diesem Jahr lag sowohl auf gesamtstaatlicher wie regionaler Ebene auf dem Ende der Besatzungszeit und dem Staatsvertrag. Diese inhaltliche Ausrichtung mit einer deutlichen Unterrepräsentation der NS-Zeit bzw. des Befreiungsjahres 1945 erregte in der Folge zum Teil heftige Kritik. Den Verantwortlichen sowie der Bundesregierung wurde vorgeworfen, „[...] den ‚Opfermythos‘ in volksfestartigen Massenveranstaltungen zu einer gemeinschaftlichen ‚Erfolgsgeschichte‘ der Nachkriegsgenerationen umzudeuten und dabei in ein rot-weiß-rotes Credo einzuframen, das als verbindliches Paradigma weit über das Jahr 2005 hinaus seine politische und kulturelle Wirkung entfalten sollte.“<sup>409</sup> Die Schwerpunktsetzung auf den Staatsvertrag von 1955 kritisierte auch der Linzer Historiker Michael John, der im Jahr 2005 eine Ausstellung zum „Mythos Staatsvertrag“ im Museum Arbeitswelt in Steyr kuratierte.<sup>410</sup> Die offiziellen Veranstaltungen in Oberösterreich widmeten sich entsprechend der allgemeinen Ausrichtung des „Gedankenjahres“ den Jahren 1945 bis 1955, d. h. der „Besatzungszeit“. Der 60. Jahrestag von Kriegsende bzw. Befreiung sowie die Ereignisse davor spielten eine marginale Rolle.<sup>411</sup> Zumindest wies der Landesschulrat die Direktionen der Schulen auf die Möglichkeit hin, „KZ-Opfer bzw. Verfolgte des NS-Regimes“ für Vorträge einzuladen.<sup>412</sup> Auf regionaler Ebene kam es 2005 zu einigen wenigen, aber durchaus innovativen Gedenkprojekten, die u. a. Opfergruppen umfassten, die lange Zeit umstritten waren bzw. keine Beachtung gefunden hatten. In Lasberg (Mühlviertel) errichteten die Gemeinden Freistadt und Lasberg eine Gedenkstätte für hingerichtete Wehrmachtssoldaten, die der „Fahnenflucht“ beschuldigt

---

<sup>408</sup> Vgl. Maria Ecker, Spätes Gedenken: Richard Groher, 1902-1943. In: *Betrifft: Widerstand. Zeitschrift des Zeitgeschichte Museums und der KZ-Gedenkstätte Ebensee* 75 (2005) 34-36

<sup>409</sup> Martin Wassermair – Katharina Wegan, Gegenbilder zu einem rot-weiß-roten Credo. Ein Editorial. In: *rebranding images. Ein Streitbares Lesebuch zu Geschichtspolitik und Erinnerungskultur in Österreich*. Hg. v. Martin Wassermair – Katharina Wegan (Innsbruck 2006) 9-12, 10

<sup>410</sup> Vgl. <http://sciencev1.orf.at/science/news/133625> (aufgerufen am 12.7.2012)

<sup>411</sup> Siehe das Programm unter: <http://www.austria.gv.at/DesktopDefault.aspx?TabID=4496> (aufgerufen am 12.7.2012)

<sup>412</sup> <http://www.lsr-ooe.gv.at/cgi-bin/sap.asp?code='B9-39/7-2005'> (aufgerufen am 12.7.2012)

worden waren.<sup>413</sup> Im Bezirk Braunau führte eine eintägige Busfahrt mit dem Titel „Verfolgung & Widerstand im Bezirk Braunau 1938 – 1945. Eine Erfahrung mit Zeitgeschichte“ an verschiedene Orte, die in Verbindung mit Widerstand und Verfolgung während der Jahre 1938 bis 1945 stehen. Jede der sieben Stationen im Bezirk, an denen ReferentInnen sprachen, widmete sich einem speziellen Thema bzw. Bereich von Widerstand und Verfolgung. Die „Arisierungen“, die Militärjustiz am Beispiel Franz Jägerstätters, die sogenannten „Asozialen“ und „Zigeuner“, die Verfolgung von Katholiken, der Widerstand der Arbeiterbewegung, die Opfer der NS-Euthanasie und die Zeugen Jehovas wurden in Beiträgen behandelt. Dieses Gedenkprojekt steht für die in den 2000er Jahren gewonnene Breite des Zugangs zum Thema Nationalsozialismus bzw. zu dessen Opfergruppen.

Ein Projekt, das zeigt, dass Erinnerungsarbeit unter Einbeziehung und Mitwirkung breiter Kreise der Bevölkerung möglich ist, waren die Aufführungen des Theaters Hausruck ab dem Jahr 2005. Das Stück „Hunt oder der totale Februar“ des Autors Franzobel widmete sich den Ereignissen während der Februarkämpfe 1934 im Hausruckviertel. Dieses zwischen den politischen Lagern in Österreich lange Zeit höchst kontrovers diskutierte Thema sorgte im Vorfeld für Misstrauen.<sup>414</sup> Befürchtungen, das Theaterprojekt könnte „alte Gräben“ auf diesem zweigeteilten Feld der Erinnerung aufreißen, bestätigten sich jedoch nicht. 2007 behandelte das Stück „Zipf oder die dunkle Seite des Mondes“ desselben Autors das KZ Redl-Zipf, in dem Raketenversuche vorgenommen wurden. Lange Zeit war dieses Außenlager kein Thema in der Region, und die Erinnerung wurde nur durch ausländische Häftlingsverbände aufrechterhalten.<sup>415</sup> Die (Erinnerungs)Arbeit des Theaters erlangte schließlich auch im Ausland Anerkennung – nicht zuletzt durch ehemalige Häftlinge des KZ Redl-Zipf.<sup>416</sup> Seit einigen Jahren nimmt sich auch eine lokale Initiative der Erinnerung an das Außenlager in Redl-Zipf an. Die Ziele der ARGE Schlier sind die Erhaltung der Baulichkeiten auf dem Gelände der Brauerei Zipf, die „Zusammenführung bzw. Dokumentati-on aller Informationen zu diesem Abschnitt unserer Vergangenheit“ und

---

<sup>413</sup> Mitteilung von Fritz Fellner an den Verf., 19.9.2011. Ich danke Herrn Fellner für die Übersendung von Materialien zu dieser Gedenkstätte.

<sup>414</sup> Vgl. Chris Müller, Von den Schmachts Spuren des Bürgerkriegs zum Theaternebel. In: <http://www.theaterhausruck.at/html/?p=486> (aufgerufen am 9.7.2012)

<sup>415</sup> In einem Interview erwähnt der Autor, dass er erst im Zuge der Recherchen für das Stück „Hunt“ vom Außenlager Redl-Zipf erfahren habe, obwohl er aus der Region stamme. Vgl. Franzobel, So rasch wird man zum Monster. In: Die Presse, 18.7.2007. Die erste Publikation zum Außenlager Redl-Zipf erschien in Frankreich, woher viele Häftlinge des Lagers stammten: Paul Le Caer, Schlier. Hg. v. Amicale de Mauthausen (Paris 1984) 43-45

<sup>416</sup> Vgl. <http://oe1.orf.at/artikel/212766> (aufgerufen am 9.7.2012)



„eine regelmäßige, geordnete öffentliche Zugänglichkeit der Baulichkeiten“.<sup>417</sup>

In beiden Fällen, bei „Hunt“ und „Zipf“, waren viele Menschen aus dem Aufführungsort Wolfsegg und aus der Umgebung in das Projekt eingebunden. Die „regionale Partizipation“ hat im Selbstbild des Theaters Hausruck einen hohen Stellenwert. „Die Menschen der Region werden als Zeitzeugen Teil der Geschichte, zählen zum großen Darstellerteam aus Laien und Theaterprofis oder unterstützen die Theaterproduktionen bei den zahlreichen Organisationsarbeiten.“<sup>418</sup> Entsprechend dieses Anspruchs wurden die behandelten Geschehnisse der Vergangenheit – nicht zuletzt durch die Medienberichterstattung – in der Region und darüber hinaus wieder zu einem Thema. Ein Beispiel, das die verschiedenen Ausprägungen von Erinnerungskultur zeigt, die sich nicht auf das Setzen von Gedenksteinen und Mahnmalen beschränken muss oder soll.

Im Jahr 2006 kam mit der Verlegung von so genannten „Stolpersteinen“ eine weitere dezentrale Form des Erinnerns an die Opfer des Nationalsozialismus in Oberösterreich hinzu. Bei den „Stolpersteinen“ handelt es sich um Pflastersteine, die vor dem letzten (freiwillig gewählten) Wohnort eines NS-Opfers in den Boden bzw. ins Trottoir eingelassen werden. Die Steine tragen eine kleine Messingtafel, auf der folgende Angaben stehen: Hier wohnte: der Name des Opfers, das Geburtsjahr und eine kurze Angabe zu den Umständen seines Todes. Mittlerweile erinnern an rund 500 Orten in Deutschland und verschiedenen Ländern Europas „Stolpersteine“ an vom NS-Regime verfolgte Menschen.<sup>419</sup> Durch die Verlegung der Steine vor den Wohnhäusern soll die Erinnerung in die Mitte der Gesellschaft gerückt werden, dorthin, wo diese Menschen lebten. Diesen dezentralen Ansatz des Gedenkens und Erinnerns drückt der „Erfinder“ der „Stolpersteine“, Gunter Demnig, folgendermaßen aus: „Es ist entscheidend, dass das Gedenken in unsere Lebensmitte gerückt wird und Erinnerungsmale nicht weitab liegen, wo sie bequem links liegen gelassen werden können.“<sup>420</sup>

Im August 2006 wurden in sieben Gemeinden des Bezirks Braunau/Inn „Stolpersteine“ für elf Menschen verlegt, die dem NS-Regime zum Opfer gefallen waren.<sup>421</sup> Es handelte sich dabei um die zweite Verlegung von

---

<sup>417</sup> Vgl. <http://www.schlier.at/index.html> (aufgerufen am 9.7.2012)

<sup>418</sup> [http://www.theaterhausruck.at/html/?page\\_id=4](http://www.theaterhausruck.at/html/?page_id=4) (aufgerufen am 9.7.2012)

<sup>419</sup> Vgl. <http://www.stolpersteine.com/DE/start.html> (aufgerufen am 18.7.2012)

<sup>420</sup> Zit. nach: <http://www.antifa.at/initiative/erinnerungsstaetten.html> (aufgerufen am 19.7.2012)

<sup>421</sup> Vgl. <http://www.auslandsdienst.at/de/projekt/stolpersteine> (aufgerufen am 18.7.2012). Der zwölfte „Stolperstein“ wurde nicht wie geplant verlegt.

„Stolpersteinen“ in Österreich.<sup>422</sup> Bei der Auswahl der Menschen, an die mit den Steinen erinnert werden soll, wurde darauf geachtet, dass die verschiedensten Gruppen von Opfern vertreten sind. Die elf Personen setzen sich aus Opfern der NS-Euthanasie, kommunistischen Widerstandskämpfern, „Wehrkraftzersetzer“, Priestern und Sinti zusammen.

Zwei Jahre später verlegte die Welser Initiative gegen Faschismus mit Unterstützung der Stadt Wels und in Zusammenarbeit mit Schulen sechs „Stolpersteine“ im Gedenken an NS-Opfer aus Wels. Es handelt sich dabei um Mitglieder der „Welser Gruppe“, jüdische BürgerInnen und einen katholischen Pater. Wels war die vierte österreichische Stadt, in der „Stolpersteine“ verlegt wurden. Es handelte sich dabei auch um die zweite „Stolpersteinaktion“ in Oberösterreich.<sup>423</sup>

Seit 2010 erinnert in der Gemeinde Weng ein „Stolperstein“ an den ermordeten Sinto Klemens Rosenfels<sup>424</sup>, 2011 wurden neben dem Gelände des ehemaligen Lagers Weyer, welches heute zur Gemeinde Haigermoos gehört, sechs „Stolpersteine“ stellvertretend für jene Kinder verlegt, die im Lager verstorben waren bzw. zur Welt und später im besetzten Polen ums Leben gekommen waren. Die Gemeinde Haigermoos existierte während der NS-Zeit nicht, sondern war nach dem „Anschluss“ St. Pantaleon zugeschlagen worden. Diese Nicht-Existenz als Gemeinde wurde lange vorgeschoben, wenn es um die Setzung eines Erinnerungszeichens an die Opfer des Lagers ging. Erst im Jahr 2011 kam es zu einer Kooperation mit dem Verein Erinnerungsstätte Lager Weyer/Innviertel und zur Verlegung der Steine.<sup>425</sup>

2012 beschloss der Gemeinderat der Marktgemeinde Buchkirchen die Verlegung von Steinen für Mitglieder der Sinti-Familie Blach, die sich dort bis weit ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen lässt.<sup>426</sup>

Die NS-Zeit und ihre Opfer sind mittlerweile auch in der lokalen und regionalen Geschichtsschreibung „angekommen“. In den 2000er Jahren erschienen beispielsweise Darstellungen der NS-Zeit bzw. des Bereichs Widerstand und Verfolgung in zwei oberösterreichischen Bezirken, Braunau/Inn<sup>427</sup> und Vöcklabruck<sup>428</sup>. Zum Bezirk Freistadt war bereits im Jahr

---

<sup>422</sup> Die erste Verlegung war 1997 im Land Salzburg erfolgt. Vgl. <http://www.friedensbezirk-braunau.at/projekte-bezirk/stolperstein-verlegung-2011/index.php>

<sup>423</sup> Vgl. <http://www.antifa.at/initiative/erinnerungsstaetten.html> (aufgerufen am 26.7.2012)

<sup>424</sup> Vgl. <http://exo200.blogspot.co.at/2010/07/stolperstein.html> (aufgerufen am 26.7.2012)

<sup>425</sup> Vgl. <http://www.lager-weyer.at/aktuelles.html> (aufgerufen am 25.7.2012)

<sup>426</sup> Vgl. Impuls. Gemeindezeitung Buchkirchen Aug./Sept. 2012

<sup>427</sup> Florian Schwanninger, Im Heimatkreis des Führers. Nationalsozialismus, Widerstand und Verfolgung im Bezirk Braunau/Inn 1938 bis 1945 (Grünbach 2005)

<sup>428</sup> Alois Zellinger, Vöcklabruck in den Jahren 1933 bis 1945 (Linz 2006)

1988 eine Publikation veröffentlicht worden.<sup>429</sup> Die Jahre 1938 bis 1945 im Bezirk Ried/I. wurden ebenfalls intensiv beforscht, wobei eine Publikation in Vorbereitung ist. Die Ergebnisse der Forschungstätigkeit wurden bei zahlreichen Vorträgen, Stadtrundgängen und durch Beiträge in der lokalen Presse popularisiert. Artikel zur Regional- und Lokalgeschichte des Nationalsozialismus findet man außerdem in der heimatkundlichen Zeitschrift „Der Bundschuh“<sup>430</sup> sowie den „Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs“<sup>431</sup>.

Eine besonders rege Erinnerungs- und auch Forschungsarbeit konnte das 1988 gegründete Mauthausen Komitee Steyr entfalten. Am Beginn stand die Sanierung und Pflege des jüdischen Friedhofs, im Laufe der Jahre kamen Publikationen zur Geschichte der Steyrer Juden, die Errichtung von Gedenktafeln, ab 1989 eine jährliche Gedenkfeier auf dem jüdischen Friedhof und ab 1991 eine beim KZ-Denkmal in Steyr-Münichholz hinzu.<sup>432</sup> Das jüngste Großprojekt des MKÖ Steyr umfasst unter dem Titel „Stollen der Erinnerung“ die Nutzung eines Stollensystems unter dem Schloss Lamberg als Ort für eine Ausstellung zum Themenbereich KZ- und Zwangsarbeit in Steyr. Ein derartiges Ausstellungsprojekt war bereits 1988 geplant, konnte jedoch letztendlich wegen des 1993 erfolgten illegalen Abrisses der letzten Gebäude des Außenlagers Steyr-Münichholz nicht mehr durchgeführt werden. Zur Rüstungsproduktion waren in Steyr tausende Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge eingesetzt. Ihr Schicksal und die Hintergründe ihres Einsatzes sollen der hauptsächliche Gegenstand der geplanten Ausstellung sein. „Der Stollen der Erinnerung“ wird sich mit einem pädagogischen Programm vor allem an SchülerInnen richten und soll 2013 eröffnet werden. Als Kooperationspartner fungieren die Stadt Steyr, das Museum Arbeitswelt und das Bundesministerium für Inneres.<sup>433</sup>

---

<sup>429</sup> Franz Steinmaßl, *Das Hakenkreuz im Hügelland. Nationalsozialismus, Widerstand und Verfolgung im Bezirk Freistadt 1938-1945* (Grünbach 1988). Zu den regionalgeschichtlichen Darstellungen wäre auch noch Helmut Wagners Arbeit zum Kirchenkampf in Mühlviertler Pfarren zu zählen, obwohl es hier nur um einen bestimmten Bereich von Widerstand und Verfolgung geht: Helmut Wagner, *Der NS-Kirchenkampf in den Pfarren. Auswirkungen des NS-Kirchenkampfes auf pfarrliches Leben und seelsorgliche Praxis vor, während und nach der Zeit des NS-Regimes (1938-1945) am Beispiel von Mühlviertler Pfarren* (Linz 1998)

<sup>430</sup> *Der Bundschuh. Heimatkundliches aus dem Inn- und Hausruckviertel* (Schriftenreihe des Museums Innviertler Volkskundehaus). Hg. v. Museum Innviertler Volkskundehaus, Ried/I. Diese jährliche Zeitschrift erscheint seit 1998.

<sup>431</sup> *Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs*. Hg. v. Oberösterreichischen Landesarchiv. Die Zeitschrift erscheint unregelmäßig.

<sup>432</sup> Vgl. Karl Ramsmaier, *Erinnern und Gedenken. 20 Jahre Mauthausen Komitee Steyr* (Wien 2008) 7

<sup>433</sup> Vgl. Karl Ramsmaier, „Stollen der Erinnerung“. KZ- und Zwangsarbeit in Steyr. In: *KZ-Gedenkstätte Mauthausen – Mauthausen Memorial 2011*. Hg. v. Bundesministerium für Inneres (Wien 2012) 137-140

Nach der Stadt Linz und dem Land Oberösterreich initiierte auch die Stadt Wels, gemeinsam mit der Welser Initiative gegen Faschismus (Antifa), eine Publikationsreihe zur Geschichte des Nationalsozialismus in der zweitgrößten Stadt Oberösterreichs. Die Reihe, in der bislang zwei Bände erschienen<sup>434</sup>, versucht – neben anderen Aspekten des Nationalsozialismus –

die verschiedenen Bereiche von Widerstand und Verfolgung zu beleuchten. 2012 wurde außerdem in Wels ein „Erinnerungsweg“ eröffnet, der in rund 90 Minuten Gehzeit an elf Stationen führt, die mit dem Themenbereich Widerstand und Verfolgung in Verbindung stehen. Vor allem führt der Weg an ehemalige Wohnorte von NS-Opfern, aber auch Denkmäler sind Teil des „Erinnerungsweges“. Dieses Projekt geht zurück auf antifaschistische Stadtrundgänge, die von der Welser Initiative gegen Faschismus organisiert worden waren.<sup>435</sup>

Stadt- oder Reiseführer zu Stätten mit Bezug zur NS-Zeit stellen allgemein eine Innovation der letzten Jahre auf dem Gebiet des Erinnerens und Gedenkens dar. So erschien 2010 der zweite Band der „Im Schatten“-Reihe – einer Reihe, die sich zum Ziel setzt „Österreichs ‚braune Topografie‘ zu erschließen“.<sup>436</sup> Dieses Buch stellt in der Art eines zeitgeschichtlichen Reiseführers verschiedene Orte in Oberösterreich vor, die mit der NS-Geschichte bzw. mit Verfolgung und Widerstand in Verbindung stehen. Das Buch soll nach Eigendarstellung der AutorInnen dazu beitragen, „[...] die Leiden der Opfer, die ungesühnten Verbrechen der Täter und das ‚Dagegenhalten‘ der Widerstandskämpfer nicht vergessen zu lassen“<sup>437</sup>. Die Stadt Linz veröffentlichte weiters im Jahr 2012 einen Stadtplan in deutscher und englischer Sprache, der an 35 Erinnerungsorten die Februarkämpfe, die Zeit der NS-Diktatur sowie die Nachkriegszeit thematisiert. Der Stadtplan ist das erste Produkt einer Kooperation des Archivs der Stadt Linz mit Linz Kultur und dem Tourismusverband, die nach Absicht der Partner in nächster Zeit noch auf weitere Projekte mit Bezug zur NS-Zeit erweitert werden soll.<sup>438</sup>

Lange Zeit politisch unbequeme und „verschüttete“ Themen, wie der (kommunistisch dominierte) Widerstand im Salzkammergut, der erst in den 1970ern und verstärkt in den 1980ern seine „Wiederentdeckung“ erleben

---

<sup>434</sup> Nationalsozialismus in Wels I. Hg. v. Stadt Wels (Linz 2008); Nationalsozialismus in Wels II (Wels 2012)

<sup>435</sup> Vgl. <http://www.innenstadtagenda21.at/index.php/erinnerungsweg>; <http://www.antifa.at/initiative/erinnerungsstaetten.html> (aufgerufen am 5.11.2012)

<sup>436</sup> Klappentext von Rolinek – Lehner – Strasser, Schatten

<sup>437</sup> Vorwort. In: ebd. 9

<sup>438</sup> Linz Geschichte. Ein Überblick über historische Veränderungen in der Donaustadt hin zu Friedensstadt. 35 Erinnerungsorte 1934-1955. Hg. v. Tourismusverband Linz in Kooperation mit dem Archiv der Stadt Linz und Linz Kultur; vgl. <http://www.linz-tourismus.info/2012/09/geschichteplan-zeigt-35-erinnerungsorte/> (aufgerufen am 5.11.2012)

durfte, erfuhren in den 2000er Jahren ihre quasi „staatliche Anerkennung“ und konnten sogar im Rahmen von Landesausstellungen behandelt werden. So widmete sich im Jahr 2008 ein Ort der dezentralen Landesausstellung im Salzkammergut dem dortigen Widerstand gegen den Nationalsozialismus und seiner Rezeptionsgeschichte nach 1945.<sup>439</sup> Der Widerstand im Salzkammergut ist jedoch nach wie vor im öffentlichen Gedenken bzw. im öffentlichen Raum nicht vertreten. Bislang gibt es keine Denkmäler oder Straßenbenennungen für Mitglieder des Widerstands in den Gemeinden der Region. Nur am ehemaligen Versteck der Widerstandskämpfer, dem „Igel“, in der Nähe der Rettenbachalm bei Bad Ischl gibt es eine Gedenktafel.<sup>440</sup> Der Gemeinderat der Stadt Bad Ischl bekundete im Jahr 2012 die Absicht, bei nächster Gelegenheit einer Straße den Namen der Kommunistin Resi Pesendorfer zu geben, die eine wichtige Rolle in der Widerstandsorganisation im Salzkammergut eingenommen hatte.<sup>441</sup> Nach Angehörigen des kommunistischen Widerstands in Steyr, der hier eine Hochburg gehabt hatte und viele Opfer verzeichnen hatte müssen, wurden hingegen im Jahr 2011 drei Straßen in einem Steyrer Neubaugebiet benannt.<sup>442</sup> Wie erwähnt hatten in Steyr bereits 1945/46 zahlreiche Straßen die Namen von NS-Opfern erhalten.

In den letzten Jahren machte sich unter dem Eindruck der erinnerungspolitischen Entwicklungen seit den 1980er Jahren und der veränderten Altersstruktur der Mitglieder auch auf Seiten des Kameradschaftsbundes, des Trägers des Kriegergedenkens, ein Wandel in Bezug auf den Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus bemerkbar. Nicht mehr nur die gefallenen Soldaten, sondern auch „zivile Opfer der NS-Herrschaft“ – ein problematischer Begriff – sollten Gegenstand des Gedenkens sein. Ein erster Ausdruck dieser veränderten Erinnerungspraxis war die Errichtung einer Gedenktafel für drei Opfer der NS-Euthanasie in Vöcklamarkt durch Kameradschaftsbund und Marktgemeinde, die im Jahr 2006 im Rahmen des jährlichen Totengedenkens in der Nähe des Kriegerdenkmals enthüllt wurde.<sup>443</sup>

Dass die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus noch immer Gegenstand von heftigen Kontroversen sein kann – wenn auch in stark verminderter Zahl – zeigten die Diskussionen rund um das Kulturhauptstadtjahr

---

<sup>439</sup> Zur Ausstellung erschien auch ein Katalog: *unSICHTBAR. widerständiges im salzkammergut*. Hg. v. Klaus Kienesberger u. a. (Wien 2008)

<sup>440</sup> Die Gedenktafel wurde 1994 vom Verein Zeitgeschichte Museum Ebensee angebracht. Vgl. Gedanken zum 20-jährigen Bestehen 17

<sup>441</sup> Vgl. Mitteilung von Wolfgang Degeneve, Stadtamt Bad Ischl, an den Verfasser (6.8.2012)

<sup>442</sup> Vgl. Amtsblatt der Stadt Steyr 3 (März 2011) 72

<sup>443</sup> Vgl. Gemeindezeitung der Marktgemeinde Vöcklamarkt 12 (2006). Das Mahnmal sorgte 2009 für Schlagzeilen, da es bei einem Vandalenakt zerstört wurde. Vgl. <http://oeev1.orf.at/stories/363860> (aufgerufen am 9.7.2012)

2009 in Linz. Hier kam es noch einmal zu teils heftigen Diskussionen um den Umgang der Stadt Linz mit der NS-Zeit sowie ihrem (baulichen) Erbe.

Der Umgang der Stadt Linz und der Linz09-Intendanz mit Adolf Hitler und dem Nationalsozialismus wurde in diesem Jahr – mehr als sonst – im Ausland besonders genau beobachtet und kommentiert. U. a. wurde moniert, dass sich Linz im Kulturhauptstadtjahr dem „Hitler sells“ verschrieben habe und die Ausstellung „Kulturhauptstadt des Führers“ zu unkritisch sei. Die Intendanz geriet jedoch im Laufe des Jahres auch in die Kritik einheimischer Medien, nicht nur wegen der Projekte zur NS-Zeit. Der Historiker Roman Sandgruber kritisierte die eventhafte Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Linz und machte die Festivalintendanz für die Wahrnehmung von Linz als Nazi-Stadt verantwortlich. Er plädierte für eine Auseinandersetzung mit der NS-Zeit auf der Basis von Sachkenntnis und ethischem Verantwortungsbewusstsein. „Aktionen und Provokationen, die nur dem ‚Event‘ dienen und nur die internationale Medienindustrie füttern, haben hier keinen Platz und sind in den Ergebnissen klar kontraproduktiv“<sup>444</sup>, so Sandgruber. Laut der Linzer Soziologin Brigitte Kepplinger sei die Auseinandersetzung um den adäquaten Umgang mit dem (baulichen) Erbe des Nationalsozialismus „schnell zu einer Kulisse für die Austragung (partei)politischer Konflikte“<sup>445</sup> geworden, habe sich aber auf die lokale Ebene beschränkt und nur wenige nationale und internationale Reaktionen hervorgerufen. Lediglich die Fokussierung auf „Hitlers Linz“ sei international wahrgenommen worden. Nicht zuletzt hätten laut Kepplinger die Projekte von Linz09 keine nachhaltige Auswirkung auf die Erinnerungskultur in Linz gehabt, deren Weiterentwicklung und Vertiefung von der Festivalleitung postuliert worden war.<sup>446</sup>

Ein interessanter Prozess zur Stärkung der regionalen Identität durch die Erinnerung an den Nationalsozialismus ist in jüngster Zeit im Bezirk Braunau/Inn im Rahmen des Projekts „Friedensbezirk Braunau am Inn“ zu beobachten. Der durch die Tatsache, dass Adolf Hitler in der Bezirkshauptstadt Braunau a. I. im Jahr 1889 das Licht der Welt erblickte, regelmäßig in der medialen Aufmerksamkeit stehende Bezirk Braunau/Inn sollte nach Ansicht seines Bezirkshauptmannes durch die Entwicklung und Umsetzung des Projekts „Friedensbezirk“ eine neue, positive Identität bekommen. Eine geänderte Wahrnehmung des Bezirks ist ein wichtiges Ziel des Projekts. So heißt es im Vorwort zur Präsentation des „Friedensbezirks“: „Mit der Initiative ‚Friedensbezirk Braunau‘ wollen wir eine positive Identität und ein sympa-

---

<sup>444</sup> Zit. nach: Brigitte Kepplinger, Die Europäische Kulturhauptstadt Linz 2009 und ihr Zeitgeschichteprogramm. In: Stadtkultur – Kultur(haupt)stadt. Hg. v. Ferdinand Opll – Walter Schuster (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 23, Wien 2012)

<sup>445</sup> Ebd.

<sup>446</sup> Vgl. Kepplinger, Kulturhauptstadt

thisches, wertschätzendes Image für unseren Bezirk Braunau schaffen. Wir haben uns nicht ausgesucht, wo Hitler zur Welt kommt und wollen mit diesem Themenbezirk einen Gegenpol zum Geburtsstadtimage bilden.“<sup>447</sup> Als wichtiger Bestandteil des Projekts wird dabei auch „das Bekenntnis zur Haltung eines Franz Jägerstätter“<sup>448</sup> gesehen.

Die Einbeziehung einer Person, die lange Zeit von jeder öffentlichen Würdigung ausgeschlossen war, in einen Prozess des „Region Branding“ zeigt die massiven Veränderungen im Bereich des Erinnerungskultur, die in den letzten Jahrzehnten stattfanden, auf besonders prägnante Weise. Gerade Franz Jägerstätter, der am Nationalfeiertag 2007 nach jahrzehntelangen Bemühungen im Linzer Dom selig gesprochen wurde, war nicht in den Konsens der überwiegenden Mehrheit der Kriegsgeneration zu integrieren. Er verweigerte nicht nur den Dienst mit der Waffe, sondern er verweigerte sich auch nach 1945 – und zwar der herrschenden Sicht auf Krieg und NS-Zeit.

Diese Beispiele stehen für eine wichtige, aber langwierige Entwicklung auf dem Gebiet des Erinnerns und Gedenkens, die bereits in den 1980ern ihren Anfang nahm – die Integration von Gruppen, die lange Zeit im Abseits gestanden hatten. Zu nennen sind hier auch die Zeugen Jehovas sowie die Sinti und Roma, die in der NS-Zeit große Opfer zu verzeichnen hatten. Vor allem durch die Person Leopold Engleitner, der jahrzehntelang als NS-Opfer unbeachtet blieb, fand ab Ende der 1990er Jahre die Verfolgung der Zeugen Jehovas in der oberösterreichischen Öffentlichkeit – und weit darüber hinaus – Beachtung. Durch die rührige Arbeit seines Biografen wurde Engleitners Schicksal international bekannt.<sup>449</sup> Dazu trugen ausgedehnte Vortagstouren innerhalb und außerhalb Österreichs bei.<sup>450</sup> Engleitner erhielt – und dies war bei einem NS-Opfer aus den Reihen der Zeugen Jehovas lange Zeit kaum denkbar gewesen – verschiedene Ehrungen von Seiten des Landes, des Bundes und der Gemeinden. 2003 wurde Engleitner das Silberne Verdienstzeichen des Landes Oberösterreich verliehen.<sup>451</sup> Nicht zuletzt unterstützten die Zeugen Jehovas selbst die Aufarbeitung und Erforschung ihrer NS-Opfer,

---

<sup>447</sup> <http://www.friedensbezirk-braunau.at/> (aufgerufen am 18.7.2012)

<sup>448</sup> <http://www.friedensbezirk-braunau.at/die-idee/index.php> (aufgerufen am 18.7.2012)

<sup>449</sup> Bernhard Rammerstorfer, *Nein statt Ja und Amen. Leopold Engleitner: Er ging einen anderen Weg* (Linz 1999). Das Buch wurde in der Folge mehrfach aufgelegt und in drei Sprachen übersetzt. Eine Bibliografie zur Verfolgung der Zeugen Jehovas findet sich unter: <http://www.jakli.at/biblio.htm#regio> (aufgerufen am 4.7.2012). Darin werden auch die Arbeiten zu Oberösterreich und zu Leopold Engleitner (Medienberichte, Rezensionen, Literatur etc.) erwähnt.

<sup>450</sup> Eine Aufstellung über die zahlreichen Auftritte und Vorträge Engleitners erhält man unter: <http://www.rammerstorfer.cc/deutsch/index.htm> (aufgerufen am 4.7.2012)

<sup>451</sup> Vgl. <http://www.rammerstorfer.cc/deutsch/events/2003/ehrenzeichen.php> (aufgerufen am 4.7.2012)

vor allem durch die Erstellung eines umfangreichen Archives, das NutzerInnen für Recherchen zur Verfügung steht.

Das Schicksal der über Jahrhunderte in Oberösterreich lebenden so genannten „Zigeuner“ – hauptsächlich handelte es sich dabei um Sinti – deren „plötzliches Verschwinden“ in den Jahren 1940/41 nach 1945 zu den großen „Geheimnissen“ in zahlreichen oberösterreichischen Orten gehörte (und gehört), wurde mit den beginnenden 2000er Jahren vor allem aufgrund des Engagements von Einzelpersonen und lokalen Vereinen aufgearbeitet. Ein wichtiger Beitrag zur Beschäftigung mit der Geschichte der Sinti und ihrer nahezu gänzlichen Vernichtung während der NS-Zeit kam von ihnen selbst. Vor allem über den Verein Ketani, einem Kulturverein für und von Sinti und Roma in Oberösterreich, wurden Bemühungen zur Aufarbeitung der Geschichte dieser Minderheit unterstützt.<sup>452</sup>

Während der Zeit des Nationalsozialismus waren über 90% der Sinti und Roma aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit vernichtet worden, insgesamt waren es ca. 600.000 Opfer. Nach 1945 hatten es die Überlebenden schwer, als NS-Opfer anerkannt zu werden und eine Entschädigung zu erhalten. Außerdem war es für viele schwierig, sich in die Nachkriegsgesellschaft einzugliedern, Armut und auch Analphabetentum waren häufig.<sup>453</sup> Aus den eigenen Reihen gab es infolgedessen über die mündliche Überlieferung hinaus kaum Versuche einer Aufarbeitung der Geschichte ihrer Verfolgung, von Seiten der österreichischen Gesellschaft und genauso der Geschichtswissenschaft war jahrzehntelang so gut wie kein Interesse vorhanden.<sup>454</sup>

Einen wichtigen Impuls für die Beschäftigung mit der Geschichte der Sinti in Oberösterreich gab die Veröffentlichung von Ludwig Lahers Roman „Herzfleischentartung“ im Jahr 2001.<sup>455</sup>

Dieser Roman schildert aufgrund historischer Tatsachen die Einrichtung eines „Arbeitserziehungslagers“ während der NS-Zeit in einer oberösterreichischen Landgemeinde, das Leben und Sterben im Lager und den Umgang der Bevölkerung mit diesem Ort des Terrors in ihrer unmittelbaren Nähe. Nach der Schließung des Lagers, die historisch höchst ungewöhnlich erfolgt war, wurde das Gelände als „Zigeuneranhaltelager“ genutzt, wo über 300

---

<sup>452</sup> Informationen zum Verein findet man unter: <http://www.sinti-roma.at/> (aufgerufen am 17.7.2012)

<sup>453</sup> Vgl. <http://www.sinti-roma.at/projekte.htm> (aufgerufen am 17.7.2012)

<sup>454</sup> Ein erster wichtiger Schritt auf dem Weg der Aufarbeitung war die Dissertation von Erika Thurner, *Die Zigeuner als Opfer nationalsozialistischer Verfolgung in Österreich* (Diss. Univ. Salzburg 1982)

<sup>455</sup> Ludwig Laher, *Herzfleischentartung* (Innsbruck 2001). Die historischen Fakten, die Laher als Basis seines Romans verwendete, stellte er in einem Aufsatz in den *Oö. Heimatblättern* dar: *Das Arbeitserziehungs- und Zigeuneranhaltelager Weyer-St. Pantaleon des Reichsgaues Oberdonau (1940-1941)*. In: *Oberösterreichische Heimatblätter* 1/2, 55. Jg. (2001) 53-65



Personen festgehalten und schließlich in das besetzte Polen deportiert wurden. Kaum jemand der InsassInnen erlebte die Befreiung 1945.

Das Lager Weyer, seit 1946 (wieder) zur Gemeinde Haigermoos gehörend, spielte nach 1945 in der Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus keine Rolle. In den Volksgerichtsprozessen nach 1945 war auch nur das „Arbeitserziehungslager“ Gegenstand der Verhandlungen, das „Zigeuneranhaltelager“ wurde „nicht einmal erwähnt, geschweige denn in die Verfahren einbezogen“<sup>456</sup>. Weder gab es ein Mahnmal noch Gedenkfeiern, noch waren das Lager und seine Opfer anderweitig in der Öffentlichkeit präsent – der berühmte „Mantel des Schweigens“ breitete sich über die Geschehnisse.<sup>457</sup>

In „Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich“ aus dem Jahr 1982 wurden die Vorgänge im Lager erstmals dokumentiert, wobei das „Zigeuneranhaltelager“ nur am Rande Erwähnung fand, in den Jahren danach folgten weitere und ausführlichere Arbeiten<sup>458</sup>.

Der Schriftsteller Ludwig Laher hatte im Zuge der Recherchen für seinen erwähnten Roman die Schaffung einer Erinnerungsstätte für die Opfer des Lagers Weyer angestoßen, welche schließlich im Juni 2000, fast genau 60 Jahre nach Errichtung des „Arbeitserziehungslagers“, eröffnet werden konnte. Zuvor hatte der Gemeinderat von St. Pantaleon einstimmig beschlossen, die Erinnerungsstätte zu schaffen. Die Eröffnung wurde unter Anwesenheit der öö. Landtagspräsidentin, des Bürgermeisters, des örtlichen Pfarrers, eines Vertreters der österreichischen Roma und der Österreichischen Lagergemeinschaft Mauthausen vorgenommen.<sup>459</sup> Vermutlich war es kein Zufall, dass der Anstoß zu dieser Gedenkstätte von einem zugezogenen Gemeindeglieder, in diesem Fall von Ludwig Laher, gegeben wurde, der 1993 nach St. Pantaleon übersiedelt war.

Die Erinnerungsstätte wird seitdem von der Gemeinde und einem eigens gegründeten Verein betreut. Dieser koordiniert die Erinnerungsarbeit, organisiert die jährlichen Gedenkfeiern und ist Mitglied des Mauthausen Komitees Österreich. Der Verein regt auch die Erinnerung an die oberösterreichischen „Zigeuner“ und die Aufarbeitung ihrer Geschichte in anderen Orten an bzw. unterstützt dortige Initiativen.<sup>460</sup>

---

<sup>456</sup> Ludwig Laher, Geschichte des Arbeitserziehungs- und Zigeuneranhaltelagers Weyer des Reichsgaues Oberdonau. In: Erinnerungsstätte Lager Weyer/Innviertel. Hg. v. Verein Erinnerungsstätte Lager Weyer/Innviertel (St. Pantaleon o. J.) 2-15, 14

<sup>457</sup> Vgl. Laher, Weyer 15

<sup>458</sup> Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich 1934-1945 II 405-409, 493-504; Ganglmair, „Arbeitserziehungslager“ 69-73; Andreas Maislinger, Ergänzung einer Ortschronik. „Arbeitserziehungslager“ und „Zigeuneranhaltelager“ Weyer (Innviertel). In: Österreich in Geschichte u. Literatur 32. Jg. (1988) H. 3/4, 174-181

<sup>459</sup> Vgl. Erinnerungsstätte Lager Weyer/Innviertel 16

<sup>460</sup> Vgl. ebd. 18

Ein Buch mit persönlichen Schilderungen von Frauen aus der Volksgruppe der Sinti erschien im Jahr 2004. Darin stellen drei Generationen von Frauen ihr Leben dar – während der Zeit der Verfolgung, aber auch ihr oftmals schwieriges Leben nach 1945 bis in die Gegenwart.<sup>461</sup> Im Jänner 2006 wurde eine von Ludwig Laher produzierte Dokumentation mit dem Titel „Sinti ob der Enns. Wider die Zigeunerklischees“ im ORF ausgestrahlt, mit über 500.000 ZuseherInnen wurde sie zu einem großen Erfolg.<sup>462</sup> Parallel dazu wurde eine längere Kinofassung mit dem Titel „Ketani heißt miteinander. Sintiwirklichkeiten statt Zigeunerklischees“ erstellt und ab September 2006 in verschiedenen österreichischen Kinos gezeigt.<sup>463</sup> In den Filmen kam nicht nur die Geschichte der Sinti während der NS-Zeit zur Sprache, sondern ebenso die Situation und Lage dieser Volksgruppe zuvor und in der Gegenwart.

Die erwähnten Publikationen und Dokumentationen über die Sinti in Oberösterreich sowie das Lager Weyer regten auch die „Wiederentdeckung“ der Geschichte der „Zigeuner“ in einigen Gemeinden an, wo ihre Existenz zum Teil über Jahrhunderte nachweisbar ist. Ludwig Laher und der Verein Erinnerungsstätte Weyer spielten dabei oftmals eine unterstützende Rolle. So kam es in Bachmanning, Buchkirchen, Hochburg-Ach, Kollerschlag oder Weng zu verschiedenen Formen der Beschäftigung mit den über lange Zeit in diesen Orten nachweisbaren „Zigeuner“-Familien.<sup>464</sup> In der kleinen Gemeinde Weng im Bezirk Braunau wurde 2009 von einem lokalen Kulturverein ein Dokumentarfilm über die Sinti-Familie Rosenfels angefertigt, in dem unter anderem ZeitzeugInnen über ihre Erinnerungen an die Mitglieder dieser in der NS-Zeit ausgelöschten Familie berichten.<sup>465</sup> Die Präsentation des Films „Die Rosenfels – Eine Familie aus Weng“ fand unter großer Beteiligung der Bevölkerung im örtlichen Gasthaus statt. Gedenkveranstaltungen und –projekte gab es noch in Hochburg-Ach, wo 2004 in Privatinitiative ein Gedenkkreuz in der Nähe des ehemaligen „Zigeunerhäusls“ errichtet wurde<sup>466</sup>, in Buchkirchen<sup>467</sup> und Bachmanning. Die Reaktionen der Bevölkerung

---

<sup>461</sup> Uns hat es nicht geben sollen. Rosa Winter, Gitta und Nicole Martl: drei Generationen Sinti-Frauen erzählen. Hg. v. Ludwig Laher (Grünbach 2004)

<sup>462</sup> Der Film wurde im Februar 2007 auf 3Sat gezeigt.

<sup>463</sup> Vgl. <http://www.ludwig-laher.com/archiv.htm> (aufgerufen am 17.7.2012)

<sup>464</sup> Vgl. Erinnerungsstätte Lager Weyer/Innviertel. Hg. v. Verein Erinnerungsstätte Lager Weyer/Innviertel (St. Pantaleon o. J.) 18

<sup>465</sup> Vgl. <http://exo200.blogspot.co.at/search/label/Rosenfels> (aufgerufen am 26.7.2012)

<sup>466</sup> Vgl. <http://www.hrb.at/bzt/doc/zgt/b1/presse/brs040812.html>; <http://gedenkorte.sintiundroma.de/index.php?ortID=102> (aufgerufen am 26.7.2012). Die Gemeinde Hochburg-Ach kommt auch seit einigen Jahren für die Erhaltung des Grabes eines 1938 verstorbenen Mitglieds der Familie Kerndlbacher auf (Mitteilung des Bürgermeisters Johann Reschenhofer an den Verfasser, 27.7.2012). Es ist die einzige (erhaltene) Grabstätte der Kerndlbacher auf den Friedhöfen Hochburg und Ach.

in diesen Orten waren dabei durchwegs positiv. ZeitzeugInnen erzählten von ihren überwiegend positiven Erlebnissen und holten Bilder hervor – zumeist Erstkommunionsbilder, auf denen ein Sinti-Kind zu sehen war, das sich durch die Hautfarbe etwas von den anderen Kindern abhob. Symptomatisch für den Umgang mit den während der NS-Zeit nahezu zur Gänze ausgelöschten Sinti-Familien ist jedoch die Aussage vieler ZeitzeugInnen: „Auf einmal waren sie weg!“<sup>468</sup>

Die erwähnten Projekte im lokalen ländlichen Umfeld konnten in Anspruch nehmen, dass sie einen wichtigen Teil zur Zurückholung der Sinti in das öffentliche Bewusstsein leisteten und nicht zuletzt auch Klarheit um das nebulöse Verschwinden dieser „etwas anderen“ MitbürgerInnen schufen bzw. dieses in die rassistische Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten einordneten.

Eine umfassende Geschichte der „Zigeuner“ in Oberösterreich wurde schließlich im Jahr 2010 in der vom Oö. Landesarchiv herausgegebenen Reihe „Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus“ publiziert.<sup>469</sup> Das Buch wurde im Beisein von Gitta Martl vom Verein Ketani sowie von Landeshauptmann Dr. Pühringer präsentiert, was nicht zuletzt als politisches Signal gegenüber dieser lange Zeit marginalisierten Gruppe gesehen werden kann. Pühringer betonte bei der Präsentation den Wert der Aufarbeitung der Vergangenheit für ein „respektvolles Miteinander, [...] gleichberechtigte Akzeptanz, [und] gesellschaftliches Lernen“. Nicht zuletzt ging er auf die Rolle ein, die Oberösterreich und seine BewohnerInnen bei der Verfolgung der „Zigeuner“ gespielt hatten: „Ein Land, das die beinahe völlige Auslöschung seiner Minderheiten nicht nur erlebt hat, sondern daran auch beteiligt war, muss in diesen Fragen besonders aufmerksam und sorgfältig sein.“<sup>470</sup>

Die Eröffnung des „Verschütteten Raumes“ im November 2011 im Schlossmuseum Linz knüpfte an die geschilderte Integration „vergessener“ Gruppen in die oberösterreichische Erinnerungskultur an. Dieses Projekt versucht, zwei über Jahrhunderte in Oberösterreich ansässige Gruppen – die jüdische Bevölkerung sowie Sinti und Roma – wieder in die „offizielle“ Darstellung der Landesgeschichte (zurück) zu holen.<sup>471</sup> In einem Raum, der

---

<sup>467</sup> Vgl. <http://www.buchkirchen.at/system/web/sonderseite.aspx?menuonr=218575998&detailonr=218575998> (aufgerufen am 26.7.2012); Impuls. Gemeindezeitung Buchkirchen Dez. 2008/Jän. 2009

<sup>468</sup> <http://exo200.blogspot.co.at/2009/10/die-rosenfels-eine-familie-aus-weng.html> (aufgerufen am 25.7.2012)

<sup>469</sup> Florian Freund, Oberösterreich und die „Zigeuner“. Politik gegen eine Minderheit im 19. und 20. Jahrhundert (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 10, Linz 2010)

<sup>470</sup> [http://www.land-oberoesterreich.gv.at/cps/rde/xchg/SID-DAD4812E-4A52C584/ooe/hs.xsl/97845\\_DEU\\_HTML.htm#SubOberdonau1562010](http://www.land-oberoesterreich.gv.at/cps/rde/xchg/SID-DAD4812E-4A52C584/ooe/hs.xsl/97845_DEU_HTML.htm#SubOberdonau1562010) (aufgerufen am 25.7.2012)

<sup>471</sup> Kuratiert wurde die Ausstellung von Birgit Kirchmayr und Ludwig Laher.

bei der Zerstörung des Südflügels des Schlosses verschüttet worden war und im Zuge der Bauarbeiten an einem neuen Gebäudeteil vor wenigen Jahren archäologisch wieder freigelegt wurde, kommt nun die Geschichte von Jüdinnen und Juden sowie von Sinti und Roma in Oberösterreich zur Sprache. Der „Verschüttete Raum“ präsentiert somit die „verschüttete Geschichte“ von zwei gesellschaftlichen Gruppen, „deren Existenz und kulturelle Beiträge in dieser Gesellschaft durch den Bruch des Nationalsozialismus vielfach zerstört und ausgelöscht wurden“<sup>472</sup>. Die Eröffnung der Ausstellung, die auch als Komplettierung der zahlreichen Aufarbeitungsinitiativen der vergangenen zehn Jahre gesehen werden kann, wurde durch Landeshauptmann Dr. Josef Pühringer vorgenommen. Nicht zuletzt sollte dieser offizielle Charakter der Eröffnung die Bemühungen zur Rückholung der Geschichte dieser in der NS-Zeit nahezu ausgelöschten Gruppen unterstreichen.

## Resümee und Ausblick

Die Aufarbeitung der NS-Zeit und das Gedenken und Erinnern an ihre Opfer begannen auch in Oberösterreich bereits früh nach der Befreiung im Mai 1945. Verkehrsflächen wurden umbenannt und erhielten in einigen Fällen die Namen von NS-Opfern, Gedenkveranstaltungen wurden durchgeführt, Mahnmale errichtet und Zeitungen berichteten noch im Jahr 1945 ausführlich über die – auch auf oberösterreichischem Boden – begangenen Verbrechen. Die Intensität war jedoch – was das Setzen von Zeichen des Gedenkens betrifft – regional sehr unterschiedlich, wobei jedoch keine Abweichungen zwischen den beiden Besatzungszonen in Oberösterreich festgestellt werden konnten, sondern vor allem zwischen den größeren Städten und dem ländlichen Raum, wobei zu letzterem auch die Bezirkshauptstädte zu zählen sind. Die Stadt Linz ging bei der Rück- bzw. Neubenennung von Verkehrsflächen sowie bei der Errichtung von Mahnmalen relativ zurückhaltend vor. Nur wenige Straßen wurden nach NS-Opfern benannt, zum Teil ging man bei der Benennung der Verkehrsflächen in die Zeit der Monarchie zurück. Über die dafür ausschlaggebenden Gründe konnten in der vorliegenden Studie nur Vermutungen angestellt werden. In den meisten Bezirkshauptstädten wurden unmittelbar nach 1945 jedoch gar keine Straßen nach NS-Opfern benannt oder Mahnmale errichtet, ebenso waren am Land kaum derartige Aktivitäten im öffentlichen Raum feststellbar. Eine Sonderrolle nahm in dieser frühen Phase die Stadt Steyr ein, wo im Stadtteil Münichholz

---

<sup>472</sup> Presseinformation zur Sammlungspräsentation „Verschütteter Raum. Ein Erinnerungsort im Museum“ im Schlossmuseum Linz. In: <http://www.landesmuseum.at/presse/archiv/verschuetterter-raum/> (aufgerufen am 17.7.2012)

flächendeckend Straßen nach NS-Opfern und Personen der Arbeiterbewegung benannt wurden.

Mit Heinrich Gleißner, der selbst KZ-Häftling gewesen war, hatte Oberösterreich einen Landeshauptmann, für den Gedenken an die NS-Opfer – über die verschiedenen Parteien hinweg – einen großen Stellenwert hatte und der sich persönlich oftmals in diese Belange, wie zum Beispiel im Fall der KZ-Gedenkstätte Mauthausen, einschaltete. Die Einrichtung dieser Gedenkstätte ist unter anderem auf die rege Tätigkeit Gleißners und der Landespolitik zurückzuführen. Die Bundespolitik hatte hingegen lange Zeit wenig Interesse an der Gedenkstätte Mauthausen, die auch bis 1970 in der Verwaltung des Landes Oberösterreich stand.

Ein wichtiger Akteur auf dem Gebiet des Erinnerns und Gedenkens in Oberösterreich war der überparteiliche Opferverband gewesen, der 1948 unter den Vorzeichen des Kalten Krieges durch den Innenminister aufgelöst wurde. Die stärksten Impulse zur Weiterführung eines überparteilichen Verbandes gingen von Oberösterreich aus, wo sich auch Landeshauptmann Gleißner für einen gemeinsamen Verband und die Zusammenarbeit der NS-Opfer und WiderstandskämpferInnen über die Parteien hinweg einsetzte, aber aufgrund des geänderten politischen Klimas in Zeiten des ausbrechenden Kalten Krieges erfolglos blieb.

Mit der (Re-)Integration der früheren Nationalsozialisten, der Rückkehr der Kriegsgefangenen, dem geänderten außenpolitischen Klima und dem scharfen antikommunistischen Kurs der österreichischen Innenpolitik ab 1947/48 sollte es zu einem raschen Zerfall des antifaschistischen Grundkonsenses kommen, der zumindest bei den Politikern und Entscheidungsträgern der ersten Stunde geherrscht hatte. Der Stellenwert der NS-Opfer und WiderstandskämpferInnen schwand, was sich unter anderem in der Erinnerungs- und Gedenkkultur ausdrücken sollte. So kam es ab 1949 nur mehr in Ausnahmefällen zur Setzung von Erinnerungszeichen von österreichischer bzw. offizieller Seite. Das Erinnern an die Opfer des Nationalsozialismus blieb nun für Jahrzehnte die Sache ausländischer Organisationen und in der (ober)österreichischen Gesellschaft marginalisierter Gruppierungen wie des KZ-Verbandes. Die WiderstandskämpferInnen und NS-Opfer, wie z. B. die Widerstandsgruppen im Salzkammergut, waren wenige Jahre zuvor von der Regierung noch für außenpolitische Zwecke instrumentalisiert worden. Mit dem Staatsvertrag im Jahr 1955 und dem Ende der Besatzung musste der österreichische Staat kaum mehr Rücksicht auf das Ausland nehmen.

In dieser Zeit wurde die Erinnerung an die NS-Zeit von den Kriegerdenkmälern geprägt, die ab Ende der 1940er Jahre in jedem Ort errichtet bzw. um die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs erweitert wurden. Die Veteranenorganisationen bestimmten dabei die „Rituale des Gedenkens“. Bei der immensen Zahl an Kriegsopfern war der Wille zu einem würdigen Gedenken

verständlich, problematisch waren jedoch die damit verbundene politische Interpretation von Krieg und NS-Zeit sowie der Ausschluss aller anderen Opfergruppen aus diesem Gedenken. War auf der Ebene der politischen Eliten der so genannte Opfermythos wirksam, demzufolge nicht nur der österreichische Staat – was völkerrechtlich durchaus richtig war – sondern auch die ganze österreichische Gesellschaft an NS-Herrschaft und Weltkrieg völlig unbeteiligt waren, so wurden auf der Ebene des Kriegergedenkens die in der deutschen Wehrmacht Gefallenen zu „treuen Erfüllern ihrer Pflicht“ oder gar zu „Verteidigern der Heimat“ umgedeutet. Unzählige Inschriften auf oberösterreichischen Kriegergedenkstätten geben davon Auskunft. Nicht zuletzt hatte ein Franz Jägerstätter, mittlerweile der wohl bekannteste Wehrdienstverweigerer Österreichs, in dieser Sicht auf die jüngste Vergangenheit keinen Platz. Berichte über sein Handeln und öffentliche Würdigungen wurden in den ersten Jahrzehnten nach 1945 sogar von der Spitze der katholischen Kirche verhindert, seine Familie hatte in ihrer dörflichen Umgebung keinen leichten Stand, auch wenn es in ihrem Heimatort kaum überzeugte NationalsozialistInnen gegeben hatte.

Die Opfer der NS-Herrschaft, sowohl jene im In- als auch im Ausland, wurden im Gegensatz zu den „eigenen“ Opfern nicht mehr öffentlich betrauert bzw. zur Kenntnis genommen. Nicht zuletzt wollte die Gesellschaft des Aufschwungs und des Wirtschaftswunders nicht mehr an Krieg und Diktatur erinnert werden. „Die Wirtschaftswunder-Ikonographie der Republik kam ohne Bilder aus Mauthausen aus“, wie Perz dies kurz und prägnant zusammenfasst.<sup>473</sup> Gleichzeitig wurden die Stätten des NS-Terrors aus der österreichischen Geschichte „externalisiert“, als etwas „unösterreichisches“ und „landfremdes“ dargestellt.

Das Erinnern an die Opfer und das Gedenken an den Orten des Terrors wurden in den 1950ern und 1960ern auch in Oberösterreich fast ausschließlich von ausländischen Häftlings- und Opferverbänden getragen. In der österreichischen Öffentlichkeit wurden die Gedenk- und Befreiungsfeiern hingegen lange Zeit nicht wahrgenommen. Die Gedenkfeiern in Mauthausen wurden auch von der österreichischen Bundesregierung – im Gegensatz zur Landespolitik – bis in die 1960er Jahre boykottiert, obwohl zahlreiche ausländische Diplomaten bei diesen Anlässen anwesend waren. Grund des Boykotts war die Durchführung der Feiern durch den KZ-Verband – die Mehrzahl seiner Mitglieder waren KommunistInnen.

Vor allem französische und italienische Verbände führten ab den späten 1940er Jahren Gedenkfahrten nach Mauthausen, Hartheim, Ebensee, Gusen und zu anderen ehemaligen Außenlagern in Oberösterreich durch, errichteten

---

<sup>473</sup> Perz – Uhl, Gedächtnis-Orte 571

dort Mahnmale oder setzten andere Zeichen des Erinnerns. Oftmals waren sie bestürzt über die Verhältnisse an diesen Orten, was sie in Beschwerden oder auch mittels diplomatischer Interventionen ihrer Heimatländer zum Ausdruck brachten. Die Vernachlässigung der ehemaligen Außenlager und die Konzentration des Gedenkens auf die Gedenkstätte in Mauthausen waren Teil des Zentralisierungskonzepts der österreichischen Politik, auch die Landespolitik unterstützte diese Strategie. Nicht zuletzt erfolgte die Auflösung von zahlreichen Opferfriedhöfen in Oberösterreich und die Umbettung der Leichen nach Mauthausen im Rahmen dieser Zentralisierung des Gedenkens. Der Nachkriegsgesellschaft kam diese „Exterritorialisierung“ der Verbrechen, die „Loslösung der Geschichte von ihren Stätten, von ihrer Verquickung mit der Normalität des Alltags“<sup>474</sup> sehr entgegen.

In den 1960ern kam es zu einer gewissen „Entspannung“, einem „Taufwetter“ auf dem Gebiet der Vergangenheitsbewältigung. Die aufkommende Zeitgeschichtsforschung in Österreich führte zusammen mit einem sich verändernden innen- und außenpolitischen Klima zu neuen Impulsen im Bereich der Aufarbeitung der NS-Zeit und des Gedenkens. Vor allem rund um den 20. Jahrestag der Befreiung wurde dies sichtbar. Die Stadt Linz beschäftigte sich Mitte der 1960er Jahre erstmals wissenschaftlich mit der NS-Zeit und setzte nach langem wieder Erinnerungszeichen für die Opfer im öffentlichen Raum. 1965 beteiligten sich auch wieder Regierungsvertreter an der Gedenkfeier in Mauthausen. 1970 nahmen schließlich Bundeskanzler Kreisky und Kardinal König an den Feierlichkeiten teil, und das Museum mit seiner Ausstellung wurde eröffnet. Diese Ausstellung in Mauthausen sollte lange Zeit – zusammen mit jener im DÖW in Wien – die einzige Dauerausstellung zur NS-Zeit in Österreich sein. Das Jahr 1970 markierte auch endgültig die „Rückholung“ des KZ Mauthausen in die Erinnerungskultur – zumindest des offiziellen Österreich. In der Folge sollte Mauthausen zur wichtigsten Bildungsstätte in Bezug auf die Geschichte des Nationalsozialismus in Österreich werden.

Die Mehrzahl der Akzente in Oberösterreich kam jedoch auch in dieser Zeit von ausländischen Organisationen. So konnte die Gedenkstätte in Gusen nur durch hartnäckige Bemühungen italienischer und französischer Verbände, entgegen dem Zentralisierungskonzept der österreichischen Verantwortlichen, eingerichtet werden. Ein 1965 in den USA und 1967 auf Deutsch erschienenes Buch zu Franz Jägerstätter brach – zumindest ansatzweise – auch das Schweigen zu seiner Person. 1971 sollte das Schicksal Jägerstätters durch Axel Cortis Verfilmung, die im ORF ausgestrahlt wurde und hohe Quoten erzielte, der breiten Öffentlichkeit in Österreich bekannt werden. Auf

---

<sup>474</sup> Ebd. 23

die Ausstrahlung folgten heftige Auseinandersetzungen über die Bewertung von Jägerstätters Verweigerung.

Auch das Thema NS-Euthanasie und Schloss Hartheim wurde in den 1960er Jahren wieder zum Gegenstand medialer Berichterstattung. In der BRD liefen Prozesse gegen Verantwortliche der Morde in Hartheim, außerdem lenkte Simon Wiesenthal die Aufmerksamkeit auf die so lange verdrängten und vergessenen Morde. Bislang hatten vor allem ausländische Organisationen die Erinnerung an die Tötungsanstalt Hartheim aufrecht erhalten. Ihre Beschwerden über die Zustände im Schloss, das als Wohnhaus genutzt wurde und wo die Bedingungen für ein würdiges Gedenken an die Opfer nicht vorhanden waren, führten letztendlich dazu, dass der Besitzer des Schlosses, der private Oö. Landeswohltätigkeitsverein, eine Gedenkstätte einrichtete, die 1969 im Beisein des Linzer Bischofs und des Landeshauptmannes eröffnet werden konnte.

Wichtige Impulse für den Aufschwung der österreichischen Zeitgeschichtsforschung gingen ab den späten 1960er Jahren von der jungen Linzer Universität (bzw. Hochschule) aus. Der seit 1968 hier tätige Professor für Zeitgeschichte Karl R. Stadler und seine MitarbeiterInnen im Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung veröffentlichten in der Folge zahlreiche Standardwerke zur Zeitgeschichte und der Geschichte der Arbeiterbewegung und leisteten auf diese Weise einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Erinnerungskultur. Aus Stadlers Institut gingen bedeutende ForscherInnen hervor, die sich (zum Teil bis heute) mit der Geschichte des Nationalsozialismus beschäftig(t)en.

Mit Harry Slapnicka erfuhr die Zeitgeschichte in den 1970ern auch am Landesarchiv eine Institutionalisierung, früher als dies in anderen Bundesländern der Fall war. Bereits in diesem Jahrzehnt folgten wichtige Arbeiten zur oberösterreichischen Zeitgeschichte, auch zu den Jahren 1938 bis 1945.

In den 1970er Jahren kam es in Österreich allgemein zu einer Wiederentdeckung des Widerstands durch eine neue Generation von zumeist politisch links stehenden StudentInnen und ForscherInnen an den Universitäten. Eine wichtige Rolle bei der Erforschung des Widerstands und der NS-Zeit in Oberösterreich sowie bei der Popularisierung des Wissens darüber spielte ab den 1970er Jahren der ehemalige Widerstandskämpfer, KPÖ-Funktionär und autodidaktische Historiker Peter Kammerstätter. Durch seine Tätigkeit in der Sammlung, Dokumentation und Vermittlung von historischem Wissen beeinflusste er nicht nur eine Vielzahl von – vor allem jungen – Menschen, sondern gab auch starke Impulse für die Gestaltung der Erinnerungslandschaft in Oberösterreich, wie z. B. bei der Planung des späteren Zeitgeschichte Museums in Ebensee. Nicht zuletzt wirkte er an der Etablierung innovativer Formen des Erinnerns und Gedenkens mit, ein Beispiel dafür sind die zeitgeschichtlichen Wanderungen, vor allem im Salzkammergut.



Kammerstätters Methode der „oral history“, die zu dieser Zeit erst Eingang in den österreichischen Wissenschaftsbetrieb finden sollte und mit der er hunderte Personen in Oberösterreich interviewte, brachte ihm auch Anerkennung aus akademischen Kreisen.

Aber bei weitem nicht nur der politisch links stehende Widerstand in Oberösterreich wurde in den 1970ern verstärkt beforscht, auch der Widerstand aus dem katholischen Lager in Oberösterreich erfuhr neue Beachtung und fand Eingang in zahlreiche Publikationen. Ende der 1970er waren außerdem neue Versuche – auch von Seiten der Amtskirche – zu beobachten, ein würdiges Gedenken an Franz Jägerstätter zu initiieren. Durch den Amtsantritt von Bischof Aichern zu Beginn der 1980er Jahre und die Tätigkeit von Jägerstätters späterer Biografin Erna Putz sollten die Bemühungen um sein Andenken eine neue Dynamik erhalten.

Waren bereits in den 1970ern Arbeiten zum Todesmarsch der Juden in Oberösterreich und zu den Morden in Schloss Hartheim erschienen, so brachten die 1980er Jahre eine weitere Verbreitung des Gedenkens, sowohl in Bezug auf die Opfergruppen als auch in regionaler Hinsicht. Ein nicht zu unterschätzender Faktor war dabei die Publikation des Bandes „Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich 1934 – 1945“ im Jahr 1982. Die 1980er Jahre waren aber vor allem geprägt von Initiativen und Basisgruppen engagierten AktivistInnen, zumeist aus dem alternativen, politisch linken Bereich, die wie in anderen Bereichen der Gesellschaft auch auf dem Gebiet der Erinnerungskultur Veränderungen erzielen wollten. Hinzu kamen junge WissenschaftlerInnen an Universitäten und Forschungseinrichtungen sowie eine neue Generation von (Lokal-)PolitikerInnen, die nicht mehr in den Konfliktlinien und dominanten Denkhaltungen der Nachkriegsjahrzehnte verwurzelt waren bzw. auf diese keine Rücksicht mehr nehmen wollten oder mussten. Wichtig war außerdem die sich in den 1980ern verbessernde Situation im Hinblick auf die Zugänglichkeit der archivalischen Unterlagen. Viele Forschungen waren bis dahin durch die Unzugänglichkeit bzw. die geltenden Sperrfristen verhindert oder erschwert worden.

Zusammen mit der Diskussion rund um die Präsidentschaftskandidatur von Kurt Waldheim sollte es in den 1980ern zu einem Paradigmenwechsel im Umgang mit der NS-Vergangenheit kommen, der sich vor allem mit dem „Bedenkjahr“ 1988 – aber auch bereits zuvor – in einer Vielzahl von Initiativen im Bereich des Erinnerns und Gedenkens niederschlug. Dieser Paradigmenwechsel lässt sich für Oberösterreich schon in rein quantitativer Hinsicht, was die Denk- und Mahnmalserrichtungen, die Benennung von Verkehrsflächen oder die Veröffentlichung von Büchern betrifft, nachweisen.

Verstärkt sollten nun die Außenlager in Oberösterreich, wie z. B. das KZ Ebensee, in die Erinnerungskultur miteinbezogen werden. Ebenso bildeten sich Initiativen – vor allem aus dem Bereich der Behinderten- und Psychiat-

riereformbewegung – die ein würdiges Gedenken an die Opfer der NS-Euthanasie etablieren wollten. Schließlich schwanden in den 1980ern auch die Widerstände – vor allem innerhalb der Kirche – gegen eine Ehrung oder Seligsprechung von Franz Jägerstätter. Weiters konnten in seiner Heimatregion feste und regelmäßige Formen des Gedenkens etabliert werden.

Anzumerken ist, dass die Impulse auf die oberösterreichische Erinnerungskultur nun nicht mehr in ihrer Mehrzahl von ausländischen Verbänden und Institutionen ausgingen. Die heimische Gesellschaft – nicht nur in diesem Bundesland – war nun offenbar (wieder) in der Lage, das Gedenken und Erinnern an die NS-Zeit und ihre Opfer aus sich heraus zu gestalten – wenn dies auch weiterhin das Anliegen einer Minderheit bleiben sollte.

Der Trend zur regionalen und gruppenspezifischen Verbreiterung des Erinnerns und Gedenkens sowie der historischen Aufarbeitung setzte sich in den 1990er Jahren beschleunigt fort. Nicht zuletzt spielten dabei regional verankerte, aber überregional vernetzte Vereine, wie die Mauthausen Aktiv Gruppen (später Mauthausen Komitees), eine wichtige Rolle. Jüdisches Leben in Oberösterreich wurde zunehmend zu einem (Forschungs-)Thema, die Kritik an „braunen Flecken“, wie z. B. Straßennamen oder Gedenkzeichen für die Waffen-SS, koppelte sich mit der Auseinandersetzung mit aktuellen rechtsradikalen oder –populistischen Aktivitäten.

Die Aufarbeitung der NS-Zeit wurde in den 1990er Jahren vor allem in der Landeshauptstadt intensiv betrieben. Ab dem Jahr 1988 kam es zu zahlreichen Aktivitäten bei der Errichtung von Mahnmalen und bei der Benennung von Straßen nach NS-Opfern. 1996 war von der Stadt Linz ein umfangreiches Projekt zur wissenschaftlichen Aufarbeitung der NS-Zeit beschlossen worden, welches zahlreiche Publikationen, Veranstaltungen und auch Aktivitäten im Bereich Erinnern und Gedenken zur Folge hatte. Linz nahm damit im österreichweiten Vergleich eine Pionierfunktion ein.

Initiativen wie in Ebensee oder Hartheim, die die Einrichtung von Museen und Gedenkstätten zum Ziel hatten, konnten sich ab Ende der 1980er bis Mitte der 1990er Jahre etablieren bzw. institutionalisieren und an die Umsetzung ihrer Ziele schreiten. Die Sicherung der Finanzierung durch Bund und Land war dafür ausschlaggebend. Im Falle von Hartheim konnte beispielsweise ein Proponentenkomitee gebildet werden, 1995 folgte die Vereinsgründung. Zwei Jahre später fasste die Landesregierung den Entschluss, mit Hartheim eine zweite Gedenkstätte mit Dauerausstellung neben der KZ-Gedenkstätte Mauthausen einzurichten. Die wissenschaftliche Begleitung erfolgte durch das Landesarchiv und die Linzer Universität. Nach Sanierung und Umbauarbeiten konnte der Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim im Jahr 2003 mit einer Sonderausstellung des Landes Oberösterreich eröffnet werden, wobei hier mit der Thematisierung der Behindertenpolitik und von medizinisch-ethischen Fragestellungen – im Unterschied zu anderen Ge-

denkstätten – ein expliziter Bezug zu gegenwärtigen Diskussionen hergestellt wurde. Zwei Jahre zuvor, 2001, hatte bereits mit dem Zeitgeschichte Museum Ebensee eine weitere zeitgeschichtliche Dauerausstellung in Oberösterreich ihre Pforten geöffnet.

Einen wichtigen Impuls für die Diskussion über die Zeit des Nationalsozialismus und des Krieges brachte die so genannte „Wehrmachtsausstellung“, die im Jahr 1995 in Linz gastierte und von einer regen Debatte in den Medien und bei Veranstaltungen begleitet war. Das Thema Wehrmacht, „Pflichterfüllung“ und Verweigerung konnte in Oberösterreich auch nicht getrennt von der Auseinandersetzung um das Handeln eines Franz Jägerstätters geführt werden. Die 1990er Jahre stellten im Hinblick auf seine Würdigung ohne Zweifel einen Durchbruch dar. 1993 wurde sein ehemaliges Wohnhaus im Beisein von Spitzen der Landespolitik als Gedenkstätte eingeweiht, 1997 folgten eine Gedenktafel im Ursulinenhof und die Einleitung des Seligsprechungsverfahrens, welches zehn Jahre später mit der Seligsprechung im Linzer Dom erfolgreich abgeschlossen werden konnte.

Ab der Jahrtausendwende sollte es zu einem regelrechten Boom bei den wissenschaftlichen Arbeiten und Publikationen zur NS-Zeit in Oberösterreich kommen. Das Land Oberösterreich beschloss im Jahr 2001 ein Großprojekt zur Erforschung der Geschichte des Nationalsozialismus in Oberösterreich, dessen Ergebnisse in zwölf Bänden publiziert wurden.

Die wohl hervorstechendste Tendenz der Jahre nach der Jahrtausendwende ist die zunehmende „Rückholung“ der Jahre des Nationalsozialismus und ihrer Opfer in die lokale und regionale Geschichtsschreibung und Gedenkkultur. Mehr und mehr Ortschroniken, lokalgeschichtliche Abhandlungen oder Erinnerungsprojekte widmeten sich diesen, bis dahin zumeist „weißen Flecken“ der örtlichen Geschichte. In einigen Gemeinden entstanden in der Folge Mahnmale für die verfolgten oder ermordeten Menschen, teilweise wurden so genannte „Stolpersteine“ verlegt, Erinnerungswege angelegt oder Filmdokumentationen verfasst. „Verschüttete Räume“ der Regionalgeschichte, wie sich ein Teil der Ausstellung im Landesmuseum nennt, der sich der Geschichte der Sinti und Juden/Jüdinnen in Oberösterreich widmet, konnten in vielen Teilen Oberösterreichs in den letzten Jahren freigelegt werden.

Das Thema Gedenken und Erinnern verlor seit den 1990er Jahren viel von seiner früheren politischen Brisanz. Die Frage der Aufarbeitung ist größtenteils entpolitisiert – nur mehr in wenigen Bereichen wie dem Umgang mit Straßennamen, die auf politisch belastete Personen zurückgehen, oder mit den Wohnbauten aus der NS-Zeit kam es noch zu nennenswerten Diskussionen. Zumindest an den Orten des Terrors existieren mittlerweile überall Erinnerungsschleusen. Die neue Erinnerungskultur scheint im gesellschaftlichen

Konsens weitgehend verankert und vom offiziellen Österreich anerkannt zu sein.

Diese an sich begrüßenswerte Entwicklung hin zu einem zunehmend konsensuellen Gedenken und Erinnern ist dennoch mit Vorsicht zu betrachten, und Euphorie scheint kaum angebracht. Auch wenn die heißen Debatten der Vergangenheit angehören – in vielen Gemeinden, vor allem am Land, sind die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit und das Gedenken an die Opfer noch immer keine Selbstverständlichkeit. In manchen Orten wurden zwar sogar mit Beteiligung des Kameradschaftsbundes, der nach der Jahrtausendwende auch das Gedenken an die „zivilen Opfer“ des Nationalsozialismus zu seinem Ziel erklärte, Zeichen der Erinnerung an vom Regime ermordete Menschen gesetzt. Dennoch fehlen in den meisten Gemeinden Oberösterreichs nach wie vor Zeichen der Erinnerung an die lokalen NS-Opfer. So gibt es auch beispielsweise abseits der größeren Städte kaum Straßenbenennungen nach NS-Opfern oder WiderstandskämpferInnen, auch nicht in den meisten Bezirkshauptstädten.

Diese Tatsache steht in einem eigenartigen Kontrast zum Gefühl der „Übersättigung“ mit zeitgeschichtlichen bzw. NS-Themen, das bei vielen Menschen vorzufinden ist – ein Gefühl, es sei zu diesem Thema ohnehin schon alles er-, wenn nicht sogar „überforscht“.

Betrachtet man die rechtsradikalen Vorfälle der letzten Jahre in Oberösterreich, so drängt sich die Frage auf, ob die vielen Bemühungen zur Aufarbeitung der NS-Zeit und zum Gedenken an ihre Opfer, die pädagogischen Initiativen und die Vermittlungsangebote überhaupt Früchte tragen. Dass Gedenkstättenbesuche und die Beschäftigung mit der NS-Zeit kein Allheilmittel gegen rechtsradikale Tendenzen bei Jugendlichen sein können, wurde von der Pädagogik bereits längst erkannt. Die Auseinandersetzung von Jugendlichen – und auch Erwachsenen – mit der Geschichte des Nationalsozialismus kann nicht losgelöst von zahlreichen weiteren Faktoren betrachtet werden, die die politische Prägung eines Menschen ausmachen. Daher eine politische Immunisierung durch die Aufarbeitung der NS-Zeit zu erwarten, wäre bei weitem zu viel verlangt.

Dennoch: Ein besonders wichtiges Ziel neben dem würdigen Gedenken an die Opfer muss es heutzutage sein – wo wir die Schwelle vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis bereits überschritten haben und nur mehr wenige Menschen leben, die aus eigener Erfahrung von Verfolgung oder Haft erzählen können – die Ereignisse der NS-Zeit in adäquater Form an die kommenden Generationen zu vermitteln. Hierfür wird es kaum reichen, wenn jeder Ort von Terror und Verfolgung mit einer Gedenktafel oder einem Mahnmal markiert wird, wenn mittels Straßennamen und auf Denkmälern der Namen der Opfer gedacht wird. Eine adäquate Vermittlung im Sinne der Menschenrechtserziehung, die Verknüpfung von historischen Ereignissen

mit aktuellen Fragestellungen im Bereich der Demokratie, im Umgang mit Fremden oder zu bedenklichen Entwicklungen im medizinisch-ethischen Bereich, ist daher von besonderer Bedeutung. Die Erinnerung an die Verbrechen und das Gedenken an die Opfer als lebloses Ritual, als Pflichtübung ohne Bezug zur Gegenwart bzw. zur Lebenswelt junger Menschen, wird hier höchstens kontraproduktiv sein.

## VERZEICHNIS DER MITARBEITERINNEN

- Mag. Roger M. A l l m a n s b e r g e r , Hochthronstraße 9/3/11, 5083 Grödig
- Dr. Gerhard G a i g g , Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Kultur, Promenade 37, 4021 Linz
- ao. Univ.-Prof. (i. R.) Dr. Gernot H e i s s , Universität Wien, Institut für Geschichte, Universitätsring 1, 1010 Wien
- Prof. Mag. Dr. Martin H o c h l e i t n e r , Salzburg Museum, Mozartplatz 1, 5010 Salzburg
- Univ.-Ass. Mag. Dr. Birgit K i r c h m a y r , Johannes Kepler Universität Linz, Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte, Altenberger Straße 69, 4040 Linz
- Dr. Arnold K l a f f e n b ö c k , Am Sonnenhang 241, 5350 Strobl
- Mag. Siegfried K r i s t ö f l , Fischer-Colbrie-Straße 2, 4550 Kremsmünster
- Dr. Gerhart M a r c k h g o t t , Direktor des Oö. Landesarchivs, Anzengruberstraße 19, 4020 Linz
- Mag. Dr. Klaus P e t e r m a y r , Oö. Volksliedwerk, Promenade 37, 4021 Linz
- Mag. Florian S c h w a n n i n g e r , Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim, Schloßstraße 1, 4072 Alkoven
- Mag. Gabriele S p i n d l e r , Landesgalerie Linz am Oberösterreichischen Landesmuseum, Museumstraße 14, 4010 Linz